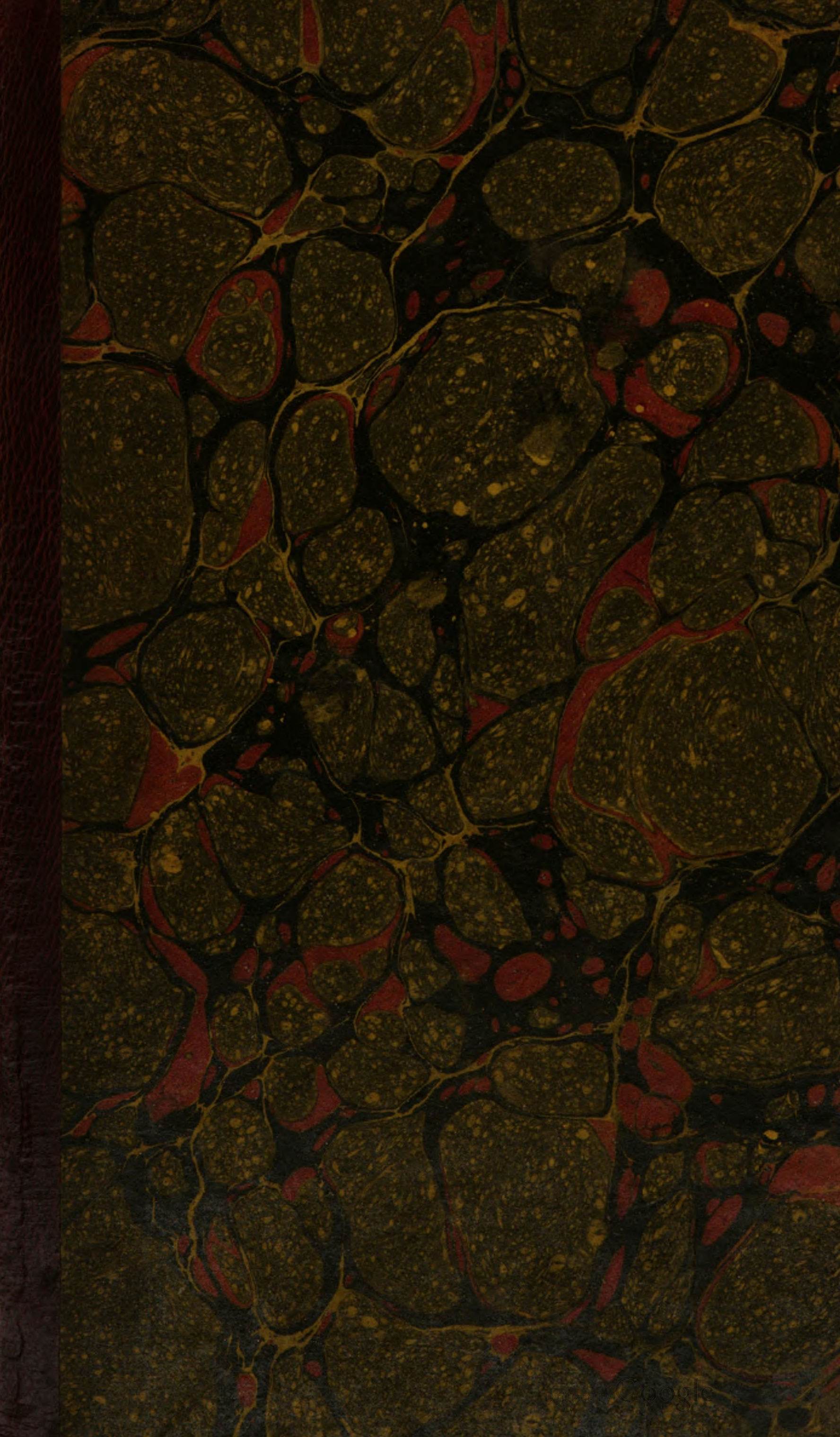
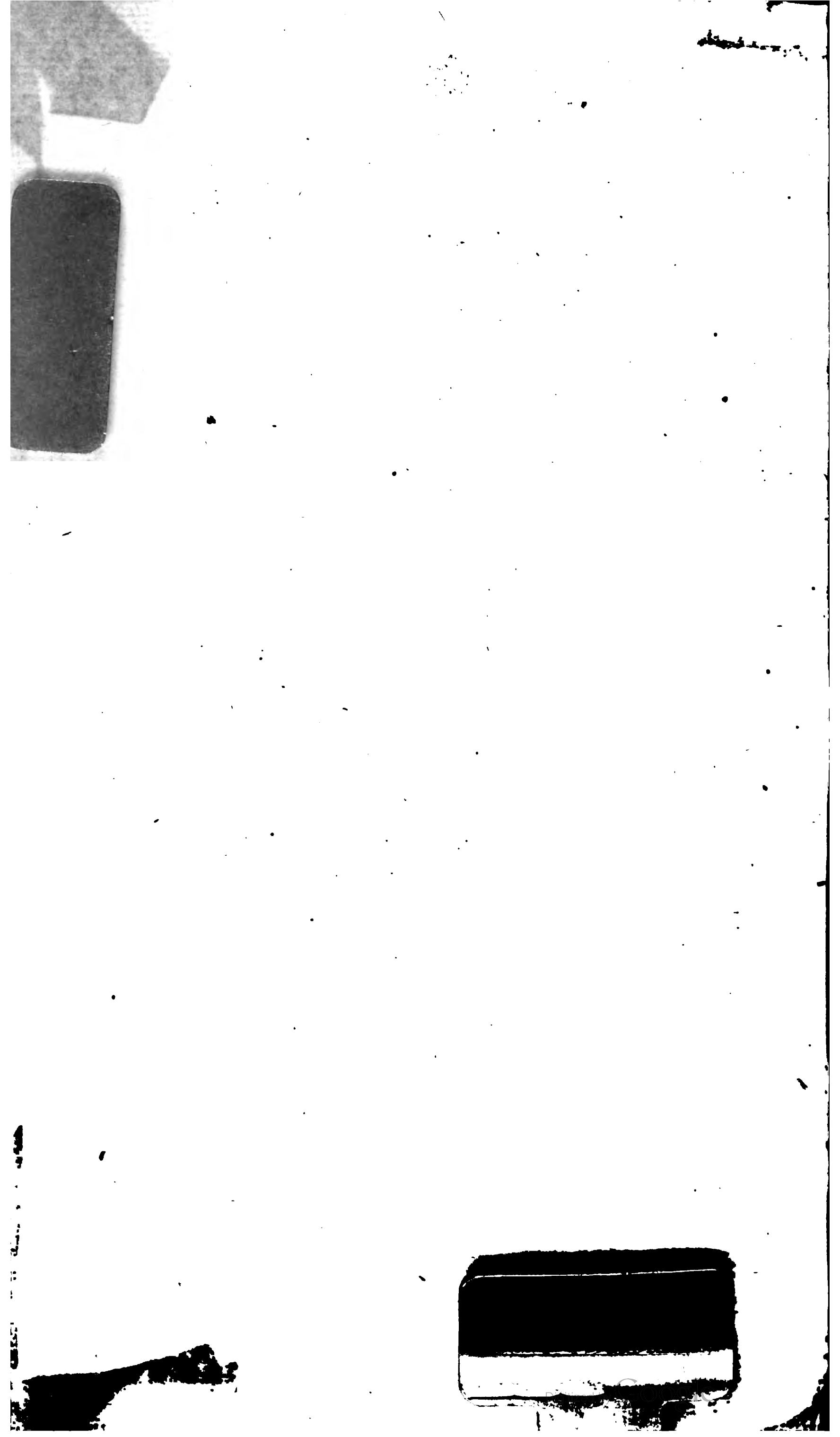




Die
Missionsgeschichte
der
Kirche Christi
vom Schluße
des
apostolischen Zeitalters
bis
auf Constantin den Großen.

Πορευθέντες οὖν μαθητεύσατε
πάντα τὰ ἔθνη.
Matth. 28, 19.

Basel,
bei F. G. Neukirch.
1829.

Seinen

geliebten Zöglingen

welche

in der weiten Zerstreuung

des

heidnischen Auslandes umher

das

Amt des neuen Testaments

zu führen

die Gnade haben,

widmet

diesen Theil der allgemeinen Missionsgeschichte

als Unterpfand

bleibender Liebesgemeinschaft

Der Verfasser.

Versuch
einer
allgemeinen
Missionsgeschichte
der
Kirche Christi.

Herausgegeben
von
M. Christian Gottlieb Blumhardt,
Inspektor der evangelischen Missions-Schule zu Basel.

Des
zweiten Bandes
erste Abtheilung.

Basel,
bei F. G. Neukirch.
1829.

Vorrede.

Ueber die Veranlassung und den Zweck dieser Missionsgeschichte, so wie über den Standpunkt ihrer Beurtheilung hat sich der Verfasser in der Vorrede zum ersten Bande mit einer Ausführlichkeit ausgesprochen, welche ihm hier nichts weiter hinzuzufügen übrig läßt. Je weiter er in diese, bis jetzt meist noch völlig unangebauten, Gebiete mit seinen Forschungen hineintritt, desto froher wird er darüber, daß er das christliche Publikum, in seiner anspruchslosen Arbeit, weiter nicht als einen unvollkommenen Versuch erwarten ließ, der den beabsichtigten Zweck seiner Erscheinung erst alsdann vollkommen erreicht hat, wenn eine geübtere Hand das begeisternde Ideal vollendet, das er von der vorsehungsvollen Ausbreitungsgeschichte des Christenthums in seiner Seele trägt, und für dessen Zeichnung er nur einige Farbenmischungen vorbereiten konnte.

Der mächtige Geschichtsstoff, den der Entwicklungsgang der Kirche Christi von dem Schluße des apostolischen Zeitalters an bis auf Carln den Großen für den zweiten Band dieser allgemeinen Missionsgeschichte darbietet, machte es rathsam, denselbigen in zwei, durch die Geschichte selbst gegebenen, Abtheilungen zu zerspalten, und die erste derselben

mit Constantins Thronbesteigung zu schließen. Die zweite Abtheilung dieses Bandes soll, so Gott Leben und Kräfte gibt, den Faden der Geschichte bis zum Anfang des neunten Jahrhunderts fortführen.

Der Verfasser mußte es bedauern, daß die lehrreiche Schrift des vollendeten Tschirners „Der Fall des Heidenthums", von welcher kürzlich der erste Theil erschien, erst am letzten Schluße dieses Bändchens in seine Hände fiel, und ihm dadurch die willkommene Veranlassung entzogen war, von einzelnen trefflichen Bemerkungen derselben bei seiner Arbeit Gebrauch zu machen. Um so wohlthuender war seinem Herzen die Wahrnehmung, daß er, obgleich auf verschiedenen Wegen, in den Hauptansichten der Missionsgeschichte dieses Zeitraumes mit diesem geistvollen und gründlichen Geschichtsforscher freundlich zusammentraf, und darin eine ermunternde Bestätigung der Richtigkeit derselben finden durfte.

Möge unter der Mitwirkung des Herrn auch diese geringe Arbeit das gesegnete Mittel werden, für das heilige Ausbreitungsgeschäft des Christenthums in unsern Tagen da und dort neue Freunde zu gewinnen, welche an seiner Förderung thätigen Antheil zu nehmen sich gedrungen fühlen.

Basel den 18. Oktober 1829.

Der Verfasser.

Missionsgeschichte
der Kirche Christi

vom

Tode des Apostels Johannes bis auf
Constantin den Großen.

(Jahr Christi 100—324.)

Erster Abschnitt.

Blutiger Kampf des Heidenthums gegen das Christenthum im Lauf des zweiten Jahrhunderts.

§. 1.

Ein weites Saatfeld des Reiches Christi hatte am Schlusse des ersten Jahrhunderts der sterbende Apostel Johannes, dieser letzte ehrwürdige Jünger unseres Herrn, der Pflege seiner trenen Schüler zurückgelassen. Er selbst hatte auf einer Laufbahn von etwa 70 Jahren, in denen er seinem göttlichen Meister mit froher Hingebung zu dienen gewürdigt worden war, aus eigener seliger Erfahrung die große Wahrheit erprobt, welche er in seinen letzten Lebensjahren als wohlbewährten Lebensgrundsatz den Glaubigen in Kleinasien in seinem ersten Briefe ans Herz legt: „Alles, was von Gott geboren ist, überwindet die Welt; und unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat (1 Joh 5, 4.). Aus dem kleinen Häuflein der ersten Jünger, welche der Heiland um sich gesammelt hatte, war in diesem kurzen Zeitraum eine zahlreiche Gemeinde von Auserwählten Gottes hervorgegangen, die sich unter allen Stürmen der Trübsal als eine Pflanze erprobte, welche der Vater im Himmel gepflanzt hatte. Dreißig-, sechzig- und hundertfältige Früchte hatte das himmlische Saatkorn getragen, das der Sohn Gottes durch eine kleine Schaar seiner Knechte auf dem Acker der Welt ausgestreuet

hatte; und schon standen Tausende von glaubigen Brüdern und Schwestern in Kleinasien theilnehmend um sein Sterbelager, als ihr geliebter Lehrer und Führer Johannes sein Auge für diese Erde schloß. Wenn mit dem vollkommensten Rechte die Erfahrung der Vergangenheit dem ehrwürdigen Greisen in seinen letzten Lebensstunden das geheimnißvolle Dunkel der Zukunft deuten durfte, ja noch mehr als dieß, wenn die mit eigenen Augen gesehene überschwengliche Erfüllung der Verheissungsworte seines unvergeßlichen Herrn, ihm für das unbezweifelte Gelingen des Werkes Christi auf Erden, auch im Blick auf die Zukunft als Unterpfand und Siegel gelten durfte, so konnte er mit dem alten Simeon an der Pforte der Ewigkeit freudig ausrufen: Herr nun läßest du deinen Diener im Frieden fahren, wie du gesagt hast; denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen, welchen du bereitet hast vor allen Völkern, ein Licht zu erleuchten die Heiden, und zum Preise deines Volkes Israel (Luc. 2, 29. 32.).

Aber nicht blos die ersten Anfänge einer herrlichen Siegesgeschichte der Kirche Christi unter den Völkern der Erde hatte er auf seiner apostolischen Lebensbahn mit eigenen Augen gesehen, und im Geiste der Weissagung, der ihm von Gott gegeben war, in bedeutungsvollen Sinnbildern die letzten Triumphe derselben am Ende der Tage zur Ermunterung der Glaubigen zum Voraus verkündigt; auch die große Macht der Widersacher, ihr wachsender Widerstand gegen die Ausbreitung des Werkes Christi auf Erden, so wie die blutigen Kämpfe, welche die Bekenner des Evangeliums in den künftigen Tagen erwarteten, lagen im Lichte einer göttlichen Offenbarung aufgedeckt vor seinen Augen, und schon jetzt vernahm sein Herz aus der Geschichte der künftigen Tage den Ruf heißer Sehnsucht, mit welchem die kämpfende Gemeinde ihrem kommenden Erlöser in der bangen Stunde der Trübsal entgegenharrte"! Amen. „Ja, komm Herr Jesu!"

Wie sein Herr und Meister, so konnte auch Johannes den zerstreuten Schaaren der Glaubigen, die er mitten unter einem argen und verkehrten Geschlechte zurückließ, für ihre Laufbahn hienieden eben keine guten Tage nach dem Fleisch versprechen.

„Haben sie mich verfolget, hatte der Heiland zu seinen Jünger gesprochen, sie werden euch auch verfolgen", und eben darum hatten die Apostel Jesu vor Allen, welche durch den Glauben an das Evangelium dem zukünftigen Zorn zu entfliehen verlangten, keinen Hehl daraus gemacht, daß die wahren Jünger Christi durch viel Trübsal ins Reich Gottes eingehen müssen. (Apost. Gesch. 14, 22.) Eben daher rief auch in seinen letzten Tagen der Apostel Johannes den Glaubigen zu: Kinder es ist die letzte Stunde; und wie ihr gehöret habt daß der Widerchrist kommt, und nun sind viele Widerchristen geworden; daher erkennen wir, daß die letzte Stunde ist." (1 Joh. 2, 18.) Es kann uns darum nicht befremden, wenn schon bei dem ersten Eintritt in den neuen Zeitraum unserer Missionsgeschichte, der sich unmittelbar an die Apostolische anschließt, durch mehrere Jahrhunderte hindurch von blutigen Kämpfen die Rede ist, mit welchen das aufgeschreckte Heidenthum der wachsenden Gemeinde Christi überall entgegen zog, um sie in ihren ersten Wurzeln gewaltsam zu erdrücken. Gerne würden wir die Erzählung der grauenvollen Verfolgungen, welche sich von nun an abwechselnd durch die lange Reihe von beinahe 225 Jahre hindurchziehen, in unserer Missionsgeschichte übergangen haben, da sie in allen Kirchengeschichten mehr oder minder ausführlich geschildert sind, wenn nicht im Laufe dieses Zeitraumes gerade diese steigenden Verfolgungen der Widersacher in der Hand der ewigen Weisheit das einflußreichste Mittel gewesen wären, die Erkenntniß des Heiles unter den heidnischen Völkern dieses Zeitalters mächtig auszubreiten und im wilden Verfolgungsfeuer die entzündenden Lichtfunken nach allen Richtungen der Erde hin auszustreuen.

§. 2.

Wie sehr wir es auch bedauern müssen, daß uns auf der neuen Bahn, in welche wir mit unserer Missionsgeschichte von dem Tode des Apostels Johannes an, bis auf den ersten christlichen Kaiser, Constantin den Großen, eingetreten sind, die göttlich beglaubigten Urkunden des N. Testamentes verlassen, so sehr haben wir es als ein dankwerthes Förderungsmittel der Vorsehung zu betrachten, daß nicht nur die äußere Geschichte des römischen Reiches von glaubwürdigen Geschichtschreibern innerhalb dieses Zeitraumes in ein helles Licht gesetzt wurde, sondern daß auch die Geschichte der Kirche Christi in dieser Zeit, in den zahlreichen Werken der ehrwürdigen Kirchenväter des 2ten, 3ten und 4ten Jahrhunderts eine so reichhaltige Quelle ihrer Aufhellung darbietet, wie wir sie in den spätern Jahrhunderten der Kirchengeschichte in diesem Umfange und mit diesem Grade von Glaubwürdigkeit vergeblich suchen. Freilich bleibt beim forschenden Durchwandern durch diese fruchtbaren Gefilde der ältesten Kirchengeschichte dem Leser immer die wehmüthige Wahrnehmung zurück, daß in dieser ehrwürdigen Hinterlassenschaft der alten Zeit vergleichungsweise immer nur eine geringe Ausbeute für die Ausbreitungsgeschichte der Erkenntniß Christi unter den heidnischen Völkerstämmen dieses Zeitraumes anzutreffen ist, und daß die abgerissenen Nachrichten dieser Art, meist nur im zufälligen Vorübergehen und in mühevoller Zerstreuung in ihren bändereichen Werken aufgesucht werden müssen. Aber wenn auch unmittelbar durch die Schriften der griechischen und lateinischen Kirchenväter dieser Zeit, für die Missionsgeschichte nur Weniges geleistet wurde, so bleibt der mittelbare Ertrag, den wir überall in denselbigen antreffen, dennoch ungemein lehrreich und anziehend; und es fehlt dabei nicht an einem sichern Pfade, der uns durch die merkwürdige Missionsgeschichte dieser Jahrhunderte hindurchführt und mannig-

faltige Genüsse der Belehrung und Erbauung uns gewährt. Schon die Wahrnehmung, welche wir auf jedem Schritte dieser merkwürdigen Geschichte machen, ist in hohem Grade lehrreich und beherzigungswerth, wie innerhalb dieses Zeitraumes die Sache des Christenthums in ihrem geistigen, Fleisch und Sünde tödtenden Wesen durch die mächtigsten Hindernisse und Schwierigkeiten sich hindurcharbeiten, und überall, wo sie sich erblicken läßt mit neuen Gegnern neue Kämpfe beginnen muß; und überall unaufhaltsam zu neuen Siegen hindurchdringt, bis sie zur vollen Herrschaft über die Herzen der Menschen gelangen konnte. Auch in diesem Zeitraume ward, ohne absichtlichen Menschenplan und ohne verabredete Anordnung, das unscheinbare Saatkorn des Reiches Gottes meist von seinen Widersachern rechts und links hinausgestreut in eine Welt, die im Argen liegt. Es war lauter himmlischen Lichtes und traf überall in der römischen Welt und außerhalb der Grenzen derselben irdische und dämonische Finsternisse an, die sich ihm entgegenstellten. Es war voll göttlicher Reinheit und Lebendigkeit, und fand überall den Tod der Sünde und die herrschenden Verderbnisse des menschlichen Herzens. Ein jeder Sinn, der dem Argen gehorchte, lehnte sich schon in seinem ersten Auftreten gegen das Evangelium Christi auf; ein jedes Laster, das in den höhern und niedern Ständen der bürgerlichen Gesellschaft die Herzen beherrschte, ergriff die Waffen gegen dasselbige. Die ganze heidnische Priesterschaft trat gegen die kleine Heerde Christi ins Feld; die römischen Kaiser stellten sich an die Spitze der Widersacher; die weltlichen Obrigkeiten verfolgen und morden; Alles, vom Kleinsten bis zum Größesten, schien bisweilen nur Eine Verschwörung gegen den Fortgang der Sache Christi zu seyn. — Tausende ihrer Freunde bluteten unter dem Schwerte des Henkers, zehn Tausende wurden verfolgt und gepeinigt; und dennoch hat dieses verfolgte Evangelium Millionen Menschenherzen, es hat die heidnischen Tempel und

Altare, es hat die List der Priester, es hat die Selbstsucht und den Eigennutz der Wissenschaft und Kunst, es hat nach blutigen Kämpfen den römischen Kaiserthron besiegt, und sich auf den Trümmern einer alten verödeten Welt als ein neuer herrlicher Tempel Gottes zum Heile der Völker aufgerichtet.

Doch wir müssen die Reihe der blutigen Kämpfe umständlicher ins Auge fassen, durch welche die Leidensgeschichte der Kirche Christi eine segensreiche Missionsgeschichte geworden ist.

§. 3.

Nach Nervas kurzer und friedliebender Regierung (Jahr Christi 96—98) bestieg Trajan, von Geburt ein Spanier, unter hoffnungsreichen Vorbedeutungen den kaiserlichen Thron (J. Ch. 98—117). Vom niedrigen Soldatenstande hatte er sich durch seine Tapferkeit und soldatische Tugend zum Heerführer, und von diesem zum Regenten des römischen Staates emporgeschwungen, und sich der Armee und dem Volke so beliebt gemacht, daß er sich bald den Beinamen des Besten (optimus) erwarb, und das Sprichwort in der Stadt und in den Provinzen wurde: werde glücklicher als August, besser als Trajan (sis felicior Augusto, melior Trajano). Nun hatte der römische Staat wieder einen Imperator gewonnen, wie er ihn schon lange gewünscht hatte, und wirklich gingen die schönsten Hoffnungen in dem neuen Kaiser in Erfüllung, die das auf alte Tapferkeit stolze Volk von ihm gehegt hatte. Bald wurden von ihm die Dazier in Ungarn und die Parther in Asien bezwungen; er zog mit seinen Heeren durch Assyrien und Babylonien, und bis zum Indus hinab wurden mit Siegesgepränge die römischen Adler getragen. Auch die zahlreich im großen Reiche umher zerstreuten Christenhäuflein hatten Ursache, unter seiner gepriesenen Regierung das lang ersehnte Glück zu hoffen, ein ruhiges und stilles Leben führen zu dürfen, in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit.

Neros grausames Verfolgungs-Edict war bald nach seiner Ermordung vom römischen Senat, und Domitians strenge Maasregeln gegen sie von seinem Nachfolger Nerva aufgehoben worden, und so hatte die Gemeinde Christi einige Jahre äußerliche Ruhe gefunden, in denen sie sich innerlich befestigen und durch stille Wirksamkeit unter den sie umgebenden Heiden den Umfang ihrer Verbrüderung erweitern konnte. So wie nun kein bestimmter Regierungsbefehl gegen ihre Vereinigung und ihren stillen Cultus vorhanden war, so hatten sie freilich auf der andern Seite auch noch nicht die staatsrechtliche Gestattung ihres neuen Gottesdienstes im römischen Reiche gewonnen, und ein kleiner Umstand konnte leicht so wie ihre bleibende Begründung und Ruhe, so auch ihre neue Verfolgung zur Folge haben; und diese Stellung war wirklich die heilsamste für sie, um sie in steter Wachsamkeit zu erhalten und vor den Gefahren der Sicherheit zu bewahren, die dem Wachsthume ihres innern Lebens noch größern Schaden als die blutigste Verfolgung zuzufügen pflegte.

§. 4.

Doch es währte nicht lange, daß unversehens ein neues Ungewitter über dem heitern Himmel der Gemeinde Christi ausbrach, und zwar gerade an einer Stelle, die als der eigentliche Wohnsitz ihrer Verbrüderung betrachtet werden konnte. In dem proconsularischen Asien, in welchem der erst kurz vollendete Apostel Johannes so viele Jahre lang mit dem ausgezeichnetsten Segen gearbeitet hatte, so wie in der benachbarten Provinz Bithynien war die Zahl der Verehrer Jesu in kurzer Zeit so mächtig angewachsen, daß die heidnische Priesterschaft und das Volk für den gänzlichen Untergang ihrer väterlichen Religion das Aeußerste besorgen mußte. Nicht nur waren die zahlreichen Städte jener Provinzen mit Tausenden von Christen angefüllt, die bereits durch eine kräftige Kirchenverfassung zu einem

lebendigen Körper mit einander verbunden waren, sondern auch überall auf dem Lande umher hatte der Glaube an Christum so viele Freunde gefunden, daß die heidnische Priesterschaft sich aller Orten aus ihren alten Wirkungskreisen verdrängt sehen mußte. In einem seiner Briefe an den Kaiser schreibt Plinius der Statthalter der Provinz Bithynien, etwa ums J. Ch. 106. unter anderem von der Christensache folgendes: „Die Sache verdient eine ernstliche Erwägung, besonders in Hinsicht auf die große Anzahl derer, die darin verwickelt sind. Sehr viele von jedem Alter und von beiden Geschlechtern sind schon bei mir angegeben und noch mehrere werden bald in derselben Lage seyn. Die Ansteckung dieses Aberglaubens hat sich nicht nur über die Städte verbreitet, sondern ist auch bis in die Dörfer und in die einzelnen Landhäuser gedrungen. Ich halte es jedoch nicht für unmöglich, der Sache Einhalt zu thun. Der gute Erfolg meiner bisherigen Bemühungen verbietet mir den Muth aufzugeben; denn die Tempel, die ich beinahe ganz verlassen fand, fangen wieder an besucht zu werden, und die lang unterbrochenen heiligen Gebräuche werden aufs Neue beobachtet, so daß auch die Opferthiere, die vorher kaum einen Käufer finden konnten, jetzt wieder abgehen." (Plinii Epist. lib. X. ep. 97) In demselben Briefe schildert Plinius dem Kaiser die Art und Weise, wie er bei dieser Untersuchung gegen die Christen bisher verfahren sey und ersucht denselben, ihm eine gesezliche Weisung hierüber mitzutheilen. „Ich habe sie gefragt, ob sie Christen wären? Wenn sie es bekannten, fragte ich sie zum zweiten und dritten Mal und drohete ihnen mit der Todesstrafe. Blieben sie immer noch bei ihrem Bekenntnisse so ließ ich sie hinrichten. Denn ich glaubte, ihre Religion möge seyn wie sie wolle, daß Ungehorsam und Hartnäckigkeit bestraft werden müsse. — Die Anklagen vermehrten sich und es kamen Fälle von verschiedener Art vor. Es wurde mir, ohne Unterschrift, eine Liste

von angeblichen Christen eingehändigt; als ich sie aber vorfordern ließ, läugneten sie, daß sie Christen seyen, oder je gewesen wären. Auch sprachen sie eine Anrufung der Götter nach, und opferten Deinem Bildnisse, das ich zu dem Ende mit andern Götterbildnissen hatte aufstellen lassen, und verrichteten die heiligen Gebräuche mit Wein und Weihrauch, wobei sie einen Fluch gegen Christus aussprachen; lauter Dinge, von welchen behauptet wird, daß kein wahrer Christ je dazu zu bringen sey." — „Von ihrer ehemaligen Religion, sie sey nun Verbrechen oder Irrthum, gaben sie folgende Nachricht: sie hätten die Gewohnheit gehabt an einem bestimmten Tage vor Sonnenaufgang Christo als ihrem Gott Lieder zu singen, und sich sodann eidlich zu verbinden nichts Böses zu begehen, sich aller Diebstähle, des Straßenraubes und Ehebruchs zu enthalten, ihre Zusagen nicht zu brechen und anvertrautes Gut wieder zurückzugeben. Nachdem sie dieses verrichtet hätten, seyen sie auseinander gegangen und hernach wieder zusammen gekommen, um in gemengter Gesellschaft ohne Unterschied des Ranges und Geschlechtes, aber in lauterer Unschuld ein einfaches Mahl mit einander zu halten; was sie jedoch unterlassen hätten, seitdem ich, auf Deinen Befehl, in einem Edicte alle Versammlungen dieser Art verboten hätte." (ibid. ep. 97.)

§. 5.

Wir haben den Inhalt dieses Briefs ausführlicher ausgehoben, weil er uns aus dem Munde eines glaubwürdigen Zeugen ein anschauliches Bild von dem Zustand der Christengemeine jener Zeit vor die Augen stellt, und die Gründe namhaft macht, warum die Bekenner Jesu zur Verantwortung vor den Richterstuhl gefordert wurden. Wenn auch viele derselben, wie es bei allgemeinen Erweckungen häufig zu geschehen pflegt, aus Furcht vor der gedrohten Strafe schmählig von ihrem Christenbekenntnisse abfielen, so war deren immer eine

große Zahl, welche durch ein standhaftes Bekenntniß ihrem Glauben an Christum getreu blieben, und dasselbige auch im Tode ehrten. Trajan billigte das bisherige Verfahren seines Statthalters, und befahl, die Christen sollten zwar von der Obrigkeit nicht aufgesucht werden, würden sie aber als solche vor dem Richterstuhle angeklagt und durch ihr eigenes Bekenntniß überführt, so sollten sie bestraft werden. Obgleich mit viel Mäßigung der Kaiser selbst die bestimmte Strafe nicht ausspricht, sondern sie der Verfügung des bestellten Richters überläßt, so wurde doch von nun an die Sache des Christenthums als eine von der Regierung verbotene Religion von den Widersachern gedeutet, und ihnen Gelegenheit gegeben, ihre bittere Verfolgungswuth überall an den armen Christenhäuflein in Klein-Asien auszulassen.

§. 6.

Auf diese Weise ward durch ein kaiserliches Edict die Gemeinde der Gläubigen der blinden Willkühr ihrer Widersacher Preis gegeben, und die Angebereyen des von der heidnischen Priesterschaft aufgereizten Pöbels nahmen von jezt an vor den römischen Gerichtshöfen und selbst am kaiserlichen Throne kein Ende mehr. Aufgeklärte Männer, wie damals Plinius und sein Freund Tacitus waren, die mit kaltem philosophischen Dünkel das Christenthum als finstern Aberglauben und Schwärmerey ungeprüft verachteten, und dadurch selbst für die bessern Gefühle, welche das Leben und Sterben der Christen auf sie machen konnte, ihre Herzen verschlossen, glaubten wohl, die Härte und Ungerechtigkeit, die sie in jedem andern Falle mißbilligt hätten, in dem gegenwärtigen als billige Ausnahme durch den Zweck rechtfertigen zu dürfen, die ansteckende Verderbniß in seiner Wurzel zu vertilgen. Stolzer Vernunftdünkel macht nicht weniger als finsterer Aberglaube hart und unempfindlich gegen die heilsamen Eindrücke des

Christenthums und achtet in Andern die ursprünglichen und unverletzlichen Menschenrechte nicht, wofern er nur dieselbe für sich selbst geltend machen kann, denn diese Menschenrechte hat uns nicht die philosophirende Vernunft sondern erst das Christenthum praktisch kennen gelehrt.

In kurzer Zeit verbreitete sich die Verfolgung durch das ganze westliche Asien, nach Syrien und Palästina, und viele schuldlose Christen fielen als Schlachtopfer ihrer treuen Anhänglichkeit an den Herrn, unter dem Beile ihrer Widersacher. Besonders war der blutgierige Ingrimm derselben auf die Ausrottung ihrer Bischöffe, Lehrer und Gemeindevorsteher hingerichtet, weil sie auf diesem Wege das gewünschte Ziel einer völligen Unterdrückung dieser neuen Religionssekte am sichersten zu erreichen hofften. Auf den Trümmern des geliebten Jerusalems hatten sich von Pella her, wohin vor 38 Jahren im Sturme des jüdischen Krieges die Christen sich geflüchtet hatten, deren Vorsteher den Namen eines Bischofes von Jerusalem stets beibehielt, seit einiger Zeit nebst vielen jüdischen Ansiedlern auch eine Christengemeinde wieder gesammelt, welcher damals der ehrwürdige Simeon, Kleophas Sohn, ein naher Anverwandter Jesu und ein Greis von 120 Jahren als Bischof vorstand. Wohl hatte die tiefe Ehrfurcht vor dieser, auch in ihren wilden Trümmern noch immer heiligen Stätte, so wie die stille Hoffnung bei der nahen Wiederkunft des Herrn sie bald wieder im erneuerten Glanze aufgebaut zu sehen, eine Anzahl von Judenchristen an diese alte Heimath des Volkes Gottes liebend angefesselt, weil sie sich nicht so bald mit dem herzzerschneidenden Gedanken versöhnen konnten, das geliebte Zion, diese Stadt des lebendigen Gottes, für immer in einen Greuel der Verwüstung verwandelt zu sehen. Aber auch diese stille Trauerstätte erreichte der Haß der Verfolger; der alte Simeon wird von erbitterten Juden als Christ bei dem römischen Landpfleger von Syrien angeklagt, und

auf sein freudiges und standhaftes Christenbekenntniß hin, ans Kreuz geschlagen (Eusebius Kirchengeschichte B. 3, Kap. 32.).

Besonders aber war es von den Feinden der Sache Christi um diese Zeit darauf angetragen, die blühende Christengemeinde zu Antiochia, diesem Stappelplatz der Ausbreitung des Christenthums im Oriente, gänzlich zu Grunde zu richten. Noch lebte hier der fromme Ignatius, einer der würdigsten Schüler der Apostel Jesu, und besonders des Apostels Johannes, und stand seit dem Austritt des Apostels Petrus eine lange Reihe von Jahren dieser Mutterkirche als Bischof vor. Männer dieser Art waren ein ausgezeichneter Segen überall wo sie lebten und wirkten, und es läßt sich mit Recht annehmen, daß während der langen Führung seiner bischöflichen Würde zu Antiochia von hier aus jede Gelegenheit eifrig benutzt wurde, nicht blos in ganz Syrien umher, sondern auch in den Nachbarländern bis an den Euphrat hinauf, und bis an den Nil und den Indus hinab, einer verfinsterten Welt die Botschaft des Heiles zuzusenden.

Aber auch für den ehrwürdigen Ignatius, der seine schönsten Lebensjahre im Dienste seines göttlichen Meisters verzehrt hatte, kam die Stunde seliger Vollendung herbei. Seine zahlreichen Widersacher benützten gerade die Anwesenheit des Kaisers Trajans zu Antiochia, der um diese Zeit (J. Ch. 109) von einem siegreichen Feldzuge nach dem Indus hinab, hieher zurückgekehret war; und dieser Fürst, den es verdroß, daß die Christen vor seinem Bildniß sich nicht beugen wollten, nachdem er so viele kriegerische Völker Asiens zu seinen Füßen niedergeworfen hatte, ließ den alten Bischof vor seinen Richterstuhl rufen, fragte ihn zu einem Zeugniß über sich, über die Lehre Christi aus, verlangte Widerruf, und da Ignatius sich deß weigerte, ward er von dem Kaiser verurtheilt, von Soldaten als Gefangener nach Rom abgeführt zu werden, um dort zum Vergnügen

der Römer den wilden Thieren zur Speise zu dienen. Der ehrwürdige Bischof dankte dem Kaiser dafür, daß er ihn so, wie ehemals seinen Lehrer und Vorgänger den Apostel Petrus, mit ehrenvollen Ketten beladen ließ, und zog jetzt freudig seinem Tode entgegen. (Eusebius Kirchengeschichte B. 3, Kap. 22 und 36.) Auf seiner Reise nach Rom und während seiner Gefangenschaft daselbst, schrieb Ignatius an verschiedene Gemeinden Kleinasiens und ihre Bischöfe, die im Werke christlicher Missionsthätigkeit besonders mit ihm verbunden gewesen waren, noch sieben herrliche Briefe, die uns als ein kostbares Vermächtniß das Alterthum aufbewahrt hat. In einem dieser Briefe an die Gemeinde zu Rom, die erst kürzlich ihren würdigen Bischof Clemens im Blutzeugen-Tode verloren hatte, schreibt derselbe unter anderem: „Meine Liebe ist gekreuziget, und es gibt in mir kein Feuer mehr, das den armen Erdenstoff liebt, sondern ein lebendiges Wasser, das in mir spricht: Komm zum Vater". Er bittet die Christen zu Rom zum Voraus, sich keine Mühe um die Rettung seines Lebens zu geben, indem er erst alsdann ein wahrer Schüler Jesu Christi seyn werde, wenn die Welt ihn dem Leibe nach nicht mehr sehen werde. In seinem Sendschreiben an die ephesinische Gemeinde macht er folgende wichtige Bemerkungen: „Ob ich schon um des Namens Christi willen in den Ketten liege, so bin ich doch noch nicht vollkommen in Christo Jesu; denn jetzt erst fange ich recht an, sein wahrer Schüler zu seyn." In einem andern Sendschreiben muntert er die Christen zu Magnesia auf, nicht blos Christen zu heißen, sondern wahre Nachfolger Jesu zu seyn und zu werden. In einem Sendschreiben an die Gemeinde zu Philadelphia bemerkt dieser eifrige Knecht Gottes: „O ihr Kinder des Lichts, vermeidet doch die Lehren des Argen, und folgt wie Schafe eurem guten Hirten nach. Diejenige unter euch, die sich selbst und nicht Jesum Christum predigen, kommen mir vor, wie ein Leichenstein, auf welchem ein

leerer Name geschrieben ist. Wo Trennung ist und Streit, da kann Gott nicht wohnen." Wie bereitwillig dieser Streiter Christi dem Märtyrertode entgegen ging, ersehen wir aus dem obengenannten Briefe, den er an die römische Gemeinde, auf dem Wege nach Rom geschrieben hat. Von Syrien her auf dem ganzen Wege nach Rom, schreibt er, kämpfe ich mit wilden Thieren, mit zehen Leoparden meiner Soldatenwache, an die ich angekettet bin und die immer wüthender gegen mich werden, jemehr ich ihnen Gutes thue. Ihre Mishandlungen sind eine gute Lektion für mich; jedoch bin ich darum noch nicht gerechtfertigt. Ich weiß was das Beste für mich ist, und fange jetzt erst an ein Schüler Christi zu seyn, indem mich nach nichts weiter verlangt, als Ihn zu gewinnen und in Ihm erfunden zu werden. Werfe man mich ins Feuer oder für die wilden Thiere, nagle man mich ans Kreuz, mögen alle meine Glieder zerbrochen werden: — was ist dieß Alles, wenn ich nur Jesum genießen darf." Der Kirchenvater Hieronymus bemerkt (Catal. Script. in Ignatio): „Als Ignatius den wilden Thieren vorgeworfen wurde, und die Löwen brüllen hörte, sprach er: Ich bin Christi Waizenkorn, das der Zahn wilder Thiere zuerst zermalmen muß, um als reines Brod erfunden zu werden."

§. 7.

Um diese Zeit, da Ignatius das Leben verlor, hatten die Christen eine große Anzahl geschikter und eifriger Lehrer; zwar keine Männer von ausgezeichneter Gelehrsamkeit und Kunst, aber desto bessere Kenner der christlichen Religion, die sie von den Aposteln selbst empfangen hatten, und nach der sie als Vorbilder der Heerde ihren Sinn und ihr Leben bildeten. Viele unter ihnen (Euseb. K. G. B. 3. K. 37.) theilten ihr Vermögen unter die Armen aus, verließen ihr Vaterland, und predigten Christum den heidnischen Völkern mit dem segensreichsten Erfolge. Wenn sie an irgend einer Stelle

einen festen Grund der Kirche Christi gelegt hatten, rückten Schaaren anderer Christen aus ihrem Vaterlande nach, die sich in der Wildniß ansiedelten, und die Gemeinde Christi erbauten, während die erstern als Boten Christi weiter zogen. Unstreitig wurde auf diesem Wege, und wohl auch in diesem Zeitalter, der erste Grund zu einer Gemeinde Jesu, nicht blos in den entferntern Gegenden des Orientes, sondern auch in den Abendländern in Gallien, auf den brittischen Inseln, an den Ufern der Donau und des Rheines gelegt, wo die spätere Geschichte des nächsten Jahrhunderts da und dort bereits zerstreute Christengemeinlein antrifft, welche sämmtlich ihren ersten Unterricht im Christenthum von apostolischen Männern empfangen zu haben behaupten. Man hat keine gegründete Ursache diese Winke der frühsten Geschichte geradezu zu bezweifeln, so wenig auch bestimmte Nachrichten den eigentlichen Gang der Dinge berichten. Auch an Wundergaben fehlte es in diesem Zeitalter noch nicht, durch welche die Verbreitung des Christenthums in der Welt kräftig unterstützt wurde.

Freilich fehlte es auch nicht an mancherlei Ausartungen des Christeneifers, durch welche unter den Heiden die heilsamen Eindrücke geschwächt wurden, welche der Glaubensmuth und die großmüthige Sterbensfreudigkeit der Christen dieser Zeit in den Herzen ihrer Widersacher hervorzubringen geeignet war.

§. 8.

Nach Trajans Tode wurde sein Vetter Aelius Hadrianus von den asiatischen Legionen als Kaiser ausgerufen, und seine lange Regierung (J. Ch. 117—138) gehörte zu den bessern Zeiten des römischen Staates. Gibbon bemerkt in seiner Geschichte vom Verfall des römischen Reiches, daß von Trajans Regierungsantritt an bis auf den Tod des Marc Aurel, einen Zeitraum von etwa 80 Jahren hindurch, die für die Menschheit

glücklichste Periode der römischen Geschichte gewesen sey; und andere Geschichtschreiber haben ihm beigepflichtet. Wenn Stolz auf eine vergangene Geschichte, üppige Sittenverfeinerung und schwelgerische Prachtliebe ohne Religion und Tugend, die Wohlfahrt eines Volkes begründen, so mag der ungläubige Geschichtschreiber Wahrheit gesprochen haben; aber dabei konnte der römische Staat seine krebsartige Fäulniß dennoch nicht verbergen, und eilte unaufgehalten an der Hand einer leichtsinnigen Lebensphilosophie des Zeitalters seinem Untergang entgegen. Hadrian war weder Freund noch Feind seiner christlichen Unterthanen, und zu eifersüchtig auf seinen eigenen Ruhm, als daß ihm der Ruhm gefallen hätte, ein Knecht Christi zu heißen. Gelegenheiten hatte er genug, das arme Christenvölklein nach seinem wahren Sinn und Leben genauer kennen zu lernen, indem er meist zu Fuß zehen Jahre hindurch seine sämmtlichen Staaten in allen 3 Welttheilen selbst bereiste; aber noch im Jahr 129 gab er in einem Schreiben an den Consul Severianus zu erkennen, daß ihm die Religion der Christen völlig unbekannt sey, (Vopiscus in Saturnino) ungeachtet während seiner Regierung große Schaaren derselben zum Tode verurtheilt worden waren. Auf seiner abentheuerlichen Reise zogen die verschiedenen heidnischen Religionsweisen seine ganze Aufmerksamkeit auf sich; und der beste Ertrag derselben bestand wohl darin, daß er nach dem Zeugniß des spätern Lampridius (in vita Alexandri Severi c. 43) in verschiedenen Städten prachtvolle Tempel ohne die Bildnisse der Götter erbauen ließ, was unter den Christen die Meinung von ihm verbreitete, als sey eine Annäherung zum Christenthum darin zu finden. Allein die Verfolgungen der Christen dauerten doch nach der Willkühr der Statthalter in verschiedenen Theilen seiner Staaten fort; und es war Sitte des von der Priesterschaft aufgereizten Pöbels geworden, haufenweise von den Statthaltern zu fordern, daß die Christen ans Kreuz geschlagen werden

sollen. Diesem schändlichen Unfug widersetzte sich der edle Prokonsul von Pontus, Serenus Granianus und, wirkte von dem Kaiser das Edikt aus, daß künftig kein Christ ohne bestimmte Anklage zum Tode verurtheilt und frevelhafte Angeber bestraft werden sollen. Dieß milderte die Lage der Christen, ob sie gleich keinen Augenblick ihres Lebens sicher waren. Eine fortgesetzte Todesgefahr hat leicht gänzliche Todesverachtung zur Folge, und so geht gar bald der hohe und würdevolle Ernst verloren, mit welcher der Jünger Christi dem Tod entgegenzieht. Bei Manchen fing es an Gegenstand eines ungeordneten Ehrgeitzes zu werden, nach der Märtyrerkrone zu streben, und sich unbedachtsam dem Tod in die Arme zu werfen. Sie klagten sich selbst vor den Statthaltern als Christen an, und befleckten durch diese Unbesonnenheit den heilsamen Eindruck, den so oft schon der Heldenmuth des Christen im Tode auch auf rohe Gemüther gemacht hatte. Ein Prokonsul Asiens wies eben darum bei einer ähnlichen Veranlassung spöttisch die Christen mit den Worten von sich hinweg: Ω δειλοὶ, εἰ θέλετε ἀποθνήσκειν, κρημνοὺς ἢ βρόχους ἔχετε (Tertul. ad Scapulam cap. 5.) „Ihr Elenden, wollt ihr durchaus sterben, so habt ihr ja Abgründe und Stricke genug." So kann sich leicht auch der heiligste Sinn verirren, wenn er sich nicht durch die züchtigende Gnade Gottes in den Schranken der Demuth und Besonnenheit bewahren läßt.

§. 9.

Ein alter Feind wachte um diese Zeit aufs Neue auf, und vermehrte die Trübsale der Christen. Schon seit einer Reihe von Jahren hatten die weit umher zerstreuten Juden unter einem angeblichen Messias Barchochba (Sternensohn) sich im jüdischen Lande wieder gesammelt, und einen neuen Krieg gegen die Römer begonnen. Der Kampf wurde von beiden Seiten mit der größten Erbitterung geführt, und von den Aufrührern

die umherwohnenden Christen mit der größten Grausamkeit verfolgt. Wer von ihnen nicht Christo fluchen wollte, wurde zu Tode gemartert. Auf diese Weise mußten die Christenhäuflein Palästinas abermals aus dem geliebten Vaterlande fliehen, und Hadrian gab den Befehl, daß Jerusalem, das sich nach und nach aus seinen Trümmern wieder erheben wollte, aufs Neue gänzlich zerstört, und in seiner Nähe eine Stadt, welcher der Kaiser den Namen Aelia Capitolina gab, erbaut werden soll, zu welcher jedoch den Juden aufs strengste der Zutritt versagt wurde.

Ein Gegner anderer Art, der wohl den Christen noch gefährlicher war als ihre blutigen Verfolger, stand um diese Zeit gegen sie auf. Es war der epikuräische Philosoph Celsus, ein Mann von viel Witz und Geschicklichkeit, der in einer eigenen, griechisch geschriebenen Schrift unter dem Titel „die Rede von der Wahrheit" mit großer Heftigkeit das Christenthum als Betrug darzustellen versuchte, dasselbe mit allerlei scheinbaren Vorwürfen verdächtigte, und mit witzelndem Spott dem Hohngelächter seiner Widersacher Preis gab. Wir werden später Gelegenheit haben von dieser Spottschrift des Celsus noch einige Worte zu reden; sie machte unter den Christen das Bedürfniß rege, ihre gute Sache, die bis jetzt unter Vornehmen und Geringen noch so unbekannt war, in eigenen Schriften freimüthig zu vertheidigen; und so mußte die Feindseligkeit und der spottende Witz der Widersacher in der Hand der Vorsehung das gesegnete Mittel werden, den Christen der damaligen Zeit eine Reihe von Vertheidigungsschriften des Christenthums wider ihren Willen abzunöthigen, welche noch jetzt zu der kostbarsten Hinterlassenschaft unserer christlichen Brüder aus jener Zeit gehören, und ein vielseitiges Licht über die Sache des Christenthums verbreiten, das noch im neunzehnten Jahrhundert Ueberzeugungskraft genug hat, die Angriffe des Unglaubens zu Schanden zu machen.

§. 10.

Nach Hadrians Tod gelangte sein an Kindesstatt angenommener Sohn Antonin der Fromme auf den Thron, der eine lange Reihe von Jahren hindurch vom (J. Ch. 138—161) mit väterlicher Milde und Menschenfreundlichkeit den römischen Staat regierte, und sich durch seine Leutseligkeit und Wohlthätigkeitsliebe mit Recht den Namen eines Vaters des Vaterlandes erwarb. Auch für die Christen in seinen Staaten kehrte wieder eine Zeit der Ruhe und der Erquickung zurück, obgleich da und dort die Ausbrüche der Volkswuth gegen sie durch den duldsamen Sinn des Regenten nicht völlig zurückgehalten werden konnten. Oeffentliche Unglücksfälle, Hungersnoth, Erdbeben und Ueberschwemmungen der Tiber, welche um diese Zeit häufig verschiedene Provinzen des Staates heimsuchten, gaben der heidnischen Priesterschaft immer neue Gelegenheit, den Zorn der Götter gegen die von ihrer Verehrung abgefallenen Christen, welche sie Atheisten zu nennen pflegten, dem Volke vorzumalen, und sie zu immer neuen Mißhandlungen ihrer still duldenden Mitbürger aufzureitzen. Ausbrüche dieser Art mögen das Toleranz-Edict veranlaßt haben, das der menschenfreundliche Kaiser an den Gemeinderath von Kleinasien in der Sache der Christen erließ, und das uns Eusebius (Kirchen. Gesch. B. 4. C. 13.) mit allen Merkmalen unbezweifelter Glaubwürdigkeit aufbewahrt hat. Der Kaiser bemerkt in diesem Edicte: „Ich weiß wohl, die Götter sorgen selbst dafür, daß dergleichen Leute nicht verborgen bleiben; diesen geziemt es weit mehr als euch, diejenige zu bestrafen, welche sie nicht verehren wollen. Durch euer wildes Ungestümm bestärkt ihr diese Leute nur noch mehr in ihren Meinungen, indem ihr sie der Atheisterei beschuldigt. Sie müssen weit mehr wünschen, als Beklagte für ihren Gott zu sterben, denn am Leben zu bleiben. So haben sie gewonnen, indem sie lieber ihr

Leben freiwillig hingeben, als in das zu willigen, was ihr begehrt. Was die Erdbeben betrifft, die bereits vorgefallen sind und noch vorfallen dürften, so halte ich für nöthig, euch, die ihr in solchen Fällen immer den Muth verliert, und ein besseres Loos haben wollt als die Christen, eine ernste Erinnerung zu geben. Diese setzen ein weit größeres Vertrauen auf Gott als ihr, indem ihr während solcher Zeit den Dienst der unsterblichen Götter gänzlich verabsäumt. Wir befehlen demnach, nach dem Vorgang unseres vollendeten Vaters, daß wenn in Zukunft irgend einer seinen Mitbürger darum anklagen sollte, weil er ein Christ ist, so soll der Angeklagte, wenn auch wirklich die Sache also erfunden werden sollte, losgesprochen, der Ankläger aber bestraft werden." Der menschenfreundliche Kaiser that in der Sache nicht mehr, als was Vernunft und Gerechtigkeit gebot. Mit Recht konnten auch die Christen zum Voraus eine solche Ansicht ihrer Sache erwarten, sobald nur einmal der Stimme der unbefangenen Wahrheit es gelang, bis vor den Thron zu dringen und die ruhige Aufmerksamkeit des Regenten zu gewinnen.

§. 11.

Wirklich war auch für die immer mächtiger heranwachsenden Christengemeinden nach langer Trübsal der günstige Zeitpunkt gekommen, ein lautes kräftiges Wort der Vertheidigung ihres Christenglaubens zur Kenntniß der Regierung und des Volkes zu bringen. In die letzten Regierungsjahre dieses Kaisers fällt nämlich die erste merkwürdige Vertheidigungsschrift Justins, welcher in der Kirchengeschichte gewöhnlich mit dem ehrenvollen Beinamen eines Blutzeugen (Martyr) bezeichnet wird, weil er unter der nachfolgenden Regierung den Glauben an Jesum mit seinem Blute versiegelte. Justin war ein heidnischer Grieche, und zu Sichem in Samarien geboren. Die Begierde nach Weisheit führte ihn zu den Philosophen nach Ephesus, wo er eine Zeit lang

die dortige Schule der Stoiker besuchte, ohne von dem Gott, den sein Herz bedurfte, etwas zu erfahren. Was er hier nicht fand, hoffte er bei den Peripatetikern anzutreffen, allein da sein Lehrer gleich in den ersten Tagen über die Belohnung mit ihm markten wollte, so fand er dieß Betragen eines Weltweisen unanständig und ging weiter. Ein Pythagoräer, an den sich nun der Wahrheit suchende Jüngling mit seinem Anliegen wandte, schickte ihn alsobald von sich, weil er die Vorschule seiner Weisheit in der Musik, der Sternkunde und Geometrie noch nicht gemacht hatte. Endlich schien er bei einem platonischen Philosophen zum Ziele seiner Wünsche zu gelangen, indem ihn dieser zum Anschauen Gottes hinzuführen versprach. Während dieser wechselnden Umtriebe begegnete ihm einst ein unbekannter Fremdling auf der Straße, ein ehrwürdiger Greis, welcher ihm, um die wahre Philosophie zu finden, das Lesen der Propheten empfahl und die Hauptwahrheiten des Christenthums kürzlich auseinander setzte. „Vor Allem, so schloß der Alte seine Anrede an den Jüngling, vor Allem rathe ich dir das inbrünstige Gebet, damit die Pforten des Lichtes dir geöffnet werden mögen; denn diese himmlischen Dinge versteht der natürliche Mensch nicht, das Verständniß derselben muß ihm durch Gottes Geist gegeben werden." Von dieser Zeit fing Justin an, die heiligen Schriften mit Aufmerksamkeit und Heilsbegierde zu lesen. „Ich fand, schreibt er an einem Orte, in dem Christenthum eine furchtbare Majestät, welche ganz dazu geeignet ist, die Seele vom Wege des Lasters zurück zu schrecken; ich fand aber auch in demselben eine Süßigkeit, einen Frieden, eine Heiterkeit, die der Glaubige genießt, und die alles Denken übersteigt."

In seinem Entschlusse, ein Christ zu werden, bestärkte ihn besonders die handgreifliche Lügenhaftigkeit der Beschuldigungen, mit welchen die Heiden die Sache des Christenthums zu lästern pflegten, so wie der unerschüt-

terliche Heldenmuth, womit die gläubigen Brüder auch dem martervollen Tode entgegen gingen. Von jetzt an war sein Herz für Christum gewonnen, und er benützte seine frühern philosophischen Studien so wie seine ausgebreitete Welt- und Menschenkenntniß, um mit treuer Hingebung dem verachteten Werke Christi zu dienen. Voll unermüdeten Eifers reiste er nun in den römischen Provinzen dreier Welttheile als Bote Christi umher, um überall unter den Heiden den Gehorsam Christi aufzurichten, und mündlich und schriftlich mit großer Gewandtheit gegen Juden und Heiden das ihm theuer gewordene Evangelium Christi zu vertheidigen. Aus seinen beiden trefflichen Schutzschriften, in denen er vor dem kaiserlichen Throne die Sache seiner mishandelten Brüder führte, und die jetzt noch zu den Kleinodien des christlichen Alterthumes gehören, werden wir in einem spätern Abschnitte einige Stellen heraus zu heben Gelegenheit finden.

§. 12.

Nach Antonins Tode bestieg Markus Aurelius unter den schönsten Hoffnungen den kaiserlichen Thron (J. Ch. 161—180) und mit Recht konnten seine christlichen Unterthanen, deren Anzahl immer mächtiger heranwuchs, von diesem ausgezeichneten Regenten, der für einen großen Weltweisen gehalten wurde, jene allgemeine Religionsduldung erwarten, die ihren Herzen seinen Vorgänger werth gemacht hatte. Marc Aurel war von früher Jugend an in der stoischen Philosophie erzogen, und nahm die Liebe zu derselben mit sich auf den kaiserlichen Thron. Seine mitten unter den Regierungsgeschäften ausgearbeitete Schrift, die in moralischen Selbstbetrachtungen besteht, beurkundet ihn jetzt noch als einen Mann, der viel Schönes und Gutes von der Würde der Tugend zu sagen verstand, und in moralischer Selbstvergötterung seinen Frieden suchte, dem aber das einzige Fundament der wahren Lebensweisheit,

der lautere und lebendige Glaube an Gott, den uns Christus verkündigt, gänzlich unbekannt geblieben war, wie viel Gelegenheit er auch hatte, denselben aus den Schriften seiner christlichen Unterthanen kennen zu lernen. Aber gerade der Maßstab, den seine stoische Philosophie zur Beurtheilung des wahren Christensinnes und Christenlebens ihm darbot, mußte unfehlbar das Mittel werden, entweder seiner philosophischen Selbstgenügsamkeit gänzlich zu entsagen und an der wahren Herzensdemuth, welche das Christenthum fordert, ein Wohlgefallen zu finden, oder mit feindseligem Widerwillen einer Religion in den Weg zu treten, welche den anmaßenden Tugendstolz des menschlichen Herzens demüthigt und zu nichte macht, um ihm durch Selbsterniedrigung den Weg zur wahren Weisheit aufzuschließen. Marc Aurel wählte das Letztere, und seine Regierungsgeschichte schließt eine ununterbrochene Reihe der blutigsten Christenverfolgungen in sich, wie wir sie nur in der Geschichte Neros und Domitians antreffen. Das verhaßte Christenvolk wurde aufs Neue ungestraft der blindesten Volkswuth hingegeben, und feindselige Priester und Philosophen schienen mit einander in den grausamen Versuchen, dasselbige gänzlich auszurotten, zu wetteifern. Wohl mochte der Kaiser, der sich in seiner eigenen philosophischen Welt belustigte, eben nicht gerade unmittelbaren Antheil an diesen blutigen Verfolgungen des besten Theiles seiner Unterthanen genommen haben, aber dennoch wurden unter seinem Namen in alle Provinzen seines großen Reiches mordgierige Befehle gegen die Christen ausgesendet, welche ihm nach dem Zeugniß der damaligen Zeitgeschichte Schande gemacht haben würden, wenn sie den barbarischen Feinden seines Reiches gegolten hätten. (Eusebius Kirch. Gesch. B. 4. C. 26.) Selbst die Habsucht des niedrigen Pöbels und der Priesterschaft wurde in Bewegung gesetzt, um durch die Hoffnung, sich in die Besitzungen der Erschlagenen zu theilen, zu den schändlichsten Angebereien sich gebrauchen zu lassen.

Das war eine trübsalsvolle Prüfungszeit für die Gemeinde Christi auf Erden, welche dieser heißen Läuterungsglut bedurfte, um in ihrem Schooße die überhandnehmende Fäulniß abzuwehren, und sie für die heiligen Zwecke des Reiches Gottes desto brauchbarer zu machen. Wohl galt und gilt heute noch der Kirche Christi hienieden das ernste Wort, das der Heiland zunächst von sich, dann aber auch von allen denen gesprochen hat, die in der Gemeinschaft seiner Leiden seinem Tode ähnlich werden sollen: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Es sey denn, daß das Waizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein; wo es aber erstirbt, so bringet es viele Früchte. Wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren; und wer sein Leben auf dieser Welt hasset, der wird es erhalten zum ewigen Leben. Wer mir dienen will, der folge mir nach; und wo Ich bin, da soll mein Diener auch seyn. Und wer mir dienen wird, den wird mein Vater ehren." Joh. 12, 24—27.

Der eifrige Justin wagte es, seine zweite Schutzschrift für die Christen an die verfolgende Regierung einzugeben; aber es schien, als ob durch dieses freimüthige Zeugniß der Wahrheit die Macht der Finsterniß nur noch mehr aufgereitzt wurde, an der mißhandelten Kirche Christi den letzten Todesstoß zu versuchen und Justin selbst wurde jetzt zum Blutgerüste hingeführt, auf welchem er sein muthvolles Bekenntniß zu Christo freudig mit seinem Blute versiegelte. An seine Stelle traten jetzt andere erleuchtete und begabte Knechte Christi ein, ein Athenagoras, der vormals zu Athen die Philosophie gelehrt hatte, ein Melito, Bischof zu Sarden, ein Tatian, aus Assyrien gebürtig, und Andere, welche in ihren gründlichen Vertheidigungsschriften die siegende Macht des Evangeliums gegen die Finsternisse des Heidenthums auch für die höhern und gebildetern Classen des Volkes freimüthig ans Licht stellten, und der Sache Christi im Stillen viele suchende Gemüther gewannen,

welche dem Lichte der Wahrheit sich nicht länger zu verschließen vermochten.

§. 13.

Jede Missionsgeschichte eines einzelnen Volkes hat ihre eigene Trübsalszeit, in welcher oft im scheinbaren Erliegen der Wahrheit die immer frische Auferstehungskraft derselben sich offenbart. Nur im heißen Kampfe mit der Welt in und außer uns wird das neue Leben aus Gott ausgeboren, und das himmlische Saatkorn tiefer gewurzelt, daß die Pforten der Hölle nicht zu überwältigen vermögen. Mag es immer seyn, daß in solchem Kriege des Lichtes mit der Finsterniß die Gemeinde Jesu ihre muthigsten Streiter einbüßt, so wird doch mitten in äußerlicher Schwachheit der Zweck Christi vollendet. Um diese Zeit lebte noch ein alter Schüler des Apostels Johannes, der ehrwürdige Bischoff zu Smyrna, Polycarp, welcher gleichfalls mit andern gefänglich eingezogen wurde. Als er zur Schmach auf einem Esel reitend zum Prokonsul gebracht wurde, so fragte ihn dieser: Ob er der alte Polycarp sey, über welchen so viele Klagen vor ihm liegen? Und als es dieser bejahte, so verlangte der Prokonsul von ihm, daß er, um sein Leben zu retten, dem Gott Cäsar opfern und den Namen Christi lästern solle. „Wie kann ich das, versetzte der ehrwürdige Greis mit silbergrauen Haaren, schon 86 Jahre habe ich Christo gedient, und er hat mir nie etwas zu leide gethan; sollte ich nun in meinen letzten Tagen meinen König und Erlöser verläugnen?" Der Prokonsul, gerührt durch den Anblick des würdevollen Alten, drang in ihn auf Cäsars Glück zu schwören. „Wir Christen gehorchen gerne unserer Obrigkeit, antwortete der Bischof; aber was nicht recht ist vor Gott, dürfen wir nicht thun." Nun wurde ihm gedroht, daß er den wilden Thieren vorgeworfen, oder auf einem Scheiterhaufen verbrannt werden solle. Voll unerschütterlichen Glaubensmuthes erklärte Polycarp: „Du drohst

mir mit einem Scheiterhaufen, der höchstens eine Stunde brennt; aber kennst du denn nicht das ewige Feuer, das am großen Gerichtstage den Gottlosen bereitet ist? Zögere nicht länger; laß mich sterben um Christi willen wie du willst!" Nun ließ der Prokonsul öffentlich ausrufen: Polycarp habe bekannt, daß er ein Christ sey. Alsobald schrie die anwesende Menge von Heiden und Juden: „Das ist der Lehrer Asiens, der Vater der Christen, der Zerstörer unserer Götter, der so Viele lehrt, daß sie weder opfern noch die Götter anrufen sollen"! Polycarp wurde nun zum Feuer verurtheilt, und seine frommen Schüler drängten sich herzu, um ihrem alten Vater das letzte Lebewohl zu sagen. So stieg er auf den Scheiterhaufen, kniete darauf nieder, und betete inbrünstig zu seinem Gott und Erlöser. Als die Flamme über ihm zusammenschlug, hörte man ihn noch rufen: „O Herr, nimm mich auf, und mache mich theilhaftig der Auferstehung der Heiligen durch das Verdienst unseres großen Hohepriesters Jesu Christi; dein Name sey ewig hochgelobet." — Also schloß (J. Ch. 169) der letzte Schüler des Apostels Johannes seine Laufbahn voll heiligen Geistes, wie er sie begonnen hatte. (Euseb. Kirchengesch. B. 4. K. 15. Ruinarti Acta Martyrum sincera.)

§. 14.

Die Christenverfolgung, welche etwa im siebenten Jahr Marc Aurels (J. Ch. 168) begann, und bis gegen das Ende der Regierung dieses Kaisers fortdauerte, hatte in den östlichen Provinzen des Reiches ihren Anfang genommen, sich schnell durch Kleinasien und Griechenland bis nach Rom verbreitet, wo mehrere der ausgezeichnetsten Führer der Christengemeinden grausam ermordet wurden, am heftigsten aber in den erst vor kurzer Zeit angepflanzten Gemeinden Galliens gewüthet, in welchen zu Lyon, Vienne und andern Städten, Schaaren muthiger Bekenner Christi unter vielen Martern ihr Leben

einbüßten. Wir werden in einem spätern Abschnitte bei der Ausbreitungsgeschichte des Christenthums in Gallien Gelegenheit haben, einige rührende Zeugnisse aus der Geschichte dieser blutigen Auftritte auszuheben, durch welche sich in dem frischen Jugendleben dieser blühenden Gemeinden die überschwängliche Kraft Christi verherrlicht hat.

Erst die letzten Regierungsjahre dieses Regenten scheinen der verfolgten Kirche Christi einige Ruhe gebracht zu haben; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß den erbitterten Monarchen ein merkwürdiger Umstand zu mildern Gesinnungen gegen seine christlichen Unterthanen brachte, der uns in der Geschichte jener Tage als wundervolle Gebetserhörung der Christen erzählt wird. Marc Aurel war in seinen letzten Regierungsjahren in einen schweren Krieg mit zwei mächtigen Volksstämmen Deutschlands, den Markomannen und Quaden verwickelt, welche mit furchtbaren Heeren selbst bis nach Italien eindrangen und Tod und Verheerung nach allen Richtungen verbreiteten. Unter der Armee, mit welcher der Kaiser den Barbaren an die Donau entgegen rückte, befand sich auch die zwölfte Legion, in welcher eine große Anzahl christlicher Soldaten diente, und die schon seit Augusts Zeiten den Namen der „blitzenden Legion" (fulminatrix) führte. Marc Aurel, der ein besserer Philosoph als Feldherr war, gerieth mit seinem Heere in große Noth, da die brennende Sonne seinen Soldaten ins Gesicht schien, und der heftigste Durst sie quälte, während in dieser ungünstigen Lage ein feindlicher Ueberfall das Heer bedrohte. In dieser Noth fielen die christlichen Soldaten der zwölften Legion auf ihre Knie nieder, und flehten zu ihrem Gott um Hülfe. Auf ihr Gebet kam ein Regen, der den Durst der römischen Soldaten löschte, und ein Gewitter, das die Barbaren also schreckte, daß das römische Heer den Sieg über sie erhielt. Billig betrachteten die christlichen Soldaten diese Rettung als Erhörung ihres Gebets, und

nach dem Kaiser und dem Heere erschien der ganze Hergang wundervoll, nur daß Marc Aurel, während die Christen ihren Gott als Helfer kannten, diese wundervolle Rettung dem Jupiter Pluvius zuschrieb, und ihm zum Dank für dieselbige eine prachtvolle Bildsäule zu Rom aufrichtete. Wie der Kaiser auch immer die Sache deuten mochte, so konnte er doch den Eindruck in seinem Gemüthe nicht unterdrücken, daß er den Christen, die dem Schwert des Feindes eben so muthig als dem Scheiterhaufen und dem Beile des Henkers entgegenzogen, mehr noch als blutige Verfolgung schuldig sey; und dieses Gefühl konnte unter der Mitwirkung des Herrn ihn zu dem Entschlusse führen, die Geschichte seiner letzten Lebensjahre nicht länger mit unschuldigem Christenblut zu färben. *) (Eus. Kirchengesch. B. 5. K. 5.)

§. 15.

Die sogenannten schönen Zeiten des heidnischen Roms, wie sie bisweilen die Geschichte nennt, waren nun für immer vorüber, und kehrten nicht mehr zurück. Von ihnen gilt im vollen Sinne des Wortes, was der Heiland seinen Jüngern von ihrem künftigen Loose auf Erden vorausgesagt hatte: „Ihr werdet weinen und heulen, aber die Welt wird sich freuen; ihr aber werdet traurig seyn, doch eure Traurigkeit soll in Freude verkehret werden. Ein Weib, wenn sie gebieret, so hat sie Traurigkeit, denn ihre Stunde ist gekommen, wenn

*) Als wundervolles Ereigniß haben diesen Vorfall auch heidnische Schriftsteller jener Zeit erzählt, (Lampridius in Heliogabalo pag. 198) und bekannt ist in einem der Gedichte Claudians die Apostrophe an den Kaiser:
Clemens, Marce, redis,
Laus tibi nulla ducum, nam flammeus imber in hostem
Decidit:
Tunc contenta polo mortalis nescia teli
Pugna fuit.
(Claud. in sextum Cons. Honorii v. 340 sq.)

sie aber das Kind geboren hat, denkt sie nicht mehr an die Angst um der Freude willen, daß der Mensch zur Welt geboren ist." (Joh. 16, 20. 21.) In dieser bangen Geburtsstunde lag nun wirklich die Gemeinde Christi in den kleinasiatischen, afrikanischen und einigen westlichen Provinzen des römischen Gebietes; und der Schmerz der Geburt nahm je mehr und mehr zu, der Kampf wurde heißer, die Schlachtlinie allgemeiner, bis endlich der Christenglaube die sterbende Römerwelt mächtig überwand.

In Rom folgt von jetzt an ein Tyrann auf den andern, der sich mit der Ermordung seines Vorgängers den Weg auf den kaiserlichen Thron bahnte, und von denen häufig einer den andern an Niederträchtigkeit des Charakters und an zügelloser Lasterhaftigkeit überbot. Der elende Commodus, ein Mann von unmenschlicher Grausamkeit, und schamlos den unnatürlichsten Ausschweifungen ergeben, saß 13 Jahre auf dem Throne, (v. J. Ch. 180—193) und wie sehr er auch in den Eingeweiden des blutenden Staates wüthete, so genoßen doch unter seiner Regierung die Christen im Allgemeinen das Glück, von ihm unbeachtet zu bleiben, während zugleich die römischen Magistrate mit ihrer Selbsterhaltung genug zu thun hatten, und deswegen dem wachsenden Christenhäuflein oft wider ihren Willen das Glück vergönnen mußten, sich in dieser Zeit des allgemeinen Unterganges immer fester zu erbauen auf den Felsen des Heils, dem sie sich vertrauet hatten. Von den mächtigen Fortschritten des Christenthums um diese Zeit bemerkt Eusebius (Kirchengesch. B. 5. K. 21.) „Die Lehre des Heils gewann damals die Oberhand unter allen Klassen von Menschen, und sie vereinigten sich, den allein wahren Gott zu verehren. Selbst zu Rom schloßen sich Männer, welche die höchsten Ehrenstellen begleiteten, und große Reichthümer besaßen, mit ihren Familien an die Gemeinde Christi an, um Trost zu finden für ihre Seelen."

§. 16.

Der Kaiser **Septimius Severus**, welcher im Jahr 193 den Thron bestieg, schien anfänglich günstige Gesinnungen für die Sache Christi zu hegen. Er war nämlich an einer bedenklichen Krankheit darnieder gelegen, und ein christlicher Arzt hatte ihm durch Gottes Gnade wieder zur Gesundheit verholfen, und wohnte nun in seinem Hause. Mehrere Senatoren und ihre Gemahlinnen, von denen er wußte daß sie Christen waren, beschützte er gegen die Wuth des Pöbels und ertheilte ihrem Charakter ein günstiges Zeugniß. Allein der heilsame Eindruck erlosch gar bald wieder aus seinem Gemüth, und die heidnische Priesterschaft, welche ihrem Untergange nahe war, ließ ihm keine Ruhe, bis die Verfolgung der Christen mit erneuerter Hitze begann. Nun wurde ein Lehrer des Christenthums um den andern, und ein ausgezeichneter Christ um den andern, ein Opfer seiner Verfolgungswuth. Zu Rom verlor der Bischof der dortigen Gemeinde, Victor, das Leben, eine angesehene christliche Römerin, Marcella wurde verbrannt, und da und dort eine Christengemeinde auseinander gesprengt; auch über die entlegenen Provinzen erstreckte sich das Verfolgungsedikt des Kaisers, und namentlich um diese Zeit scheinen viele christliche Brüder von Kleinasien und Gallien aus, den römischen Boden verlassen, und ihre Auswanderung in entlegene Gegenden der Barbaren angetreten zu haben.

Außer den gewöhnlichen Beschuldigungen der Atheisterei und schändlicher Unzucht in nächtlichen Conventikeln, welche man gewöhnlich den Christen zur Last legte, und gegen die sie sich auf die siegreichste Weise vertheidigten, scheint hauptsächlich die immer sichtbarer hervortretende und nun auch unter den höhern Ständen überhandnehmende Vermehrung der Bekenner des Christenthums, von denen die Staatsregierung alles besorgen zu müssen glaubte, die stärkste Wirkung auf die

Gemüther der Widersacher gemacht zu haben. Wohl mag auch die Vermuthung nicht ganz ungegründet seyn, zu welcher eine Stelle in einer Schrift Tertullians (de fuga in persecutione cap. 12. 13.) berechtigt, daß manche Christen selbst durch ein unvorsichtiges Betragen ihren Richtern Lust und Muth gemacht haben, ihre Bedrückungen immer zu erneuern. Einzelne wohlhabende Christen nämlich, und sogar ganze Gemeinden sollen da und dort den heidnischen Magistraten jährlich eine gewisse Geldsumme bezahlt haben, um unter ihrem Schutze in Sicherheit leben, und ungestört ihre Zusammenkünfte halten zu können. Habsüchtige Obrigkeiten seyen dadurch aufgemuntert worden, einige ärmere Christen hinrichten zu lassen, damit die wohlhabenden unter ihnen ihre Ruhe desto reichlicher erkaufen möchten. Wirklich mag auch ein solcher Fall, welcher der Geschichte des menschlichen Herzens eben nicht fremde ist, da und dort vorgekommen seyn, und es war auf keinerlei Weise nach dem Sinne Jesu und seiner Apostel gehandelt. Da aber die öffentlichen Gesetze bis jetzt noch gar nicht für die Sicherheit der Christen gesorgt hatten, so kann es Einzelnen eben nicht verargt werden, wenn sie für sich und ihre ärmern Brüder den Schutz einer partheiischen und geizigen Obrigkeit mit Geld zu erwerben suchten.

Eine der wichtigsten Stützen der Kirche Christi war der Kirchenvater Tertullianus, der erste lateinische Schriftsteller unter den Christen, welcher um diese Zeit lebte, und zur Vertheidigung der misshandelten Christensache eine Schutzschrift, Apologeticon genannt, für sie bei der Regierung eingab, welche uns jetzt noch treffliche Beiträge zur genauern Kenntniß des Zustandes der Christengemeinde in diesem Zeitalter liefert.

§. 17.

Um diese Zeit wurde auch der ehrwürdige Kirchenvater Irenäus, der eine Zeit lang der Gemeinde zu Lyon als Bischof vorgestanden hatte, von den Verfolgern

gefänglich eingezogen und nach harter Gefangenschaft mit andern Christen auf einen Hügel geführt, auf welchem auf der einen Seite ein Kreuz, auf der andern Götzenbilder aufgerichtet standen; und ihnen wurde nur die Wahl gelassen, entweder mit der Götzenverehrung das Leben, oder mit dem Dienste Christi den Kreuzestod zu erwählen. Freudig zogen sie das Letztere vor, und erduldeten den Blutzeugen-Tod. Wir haben noch einige lesenswerthe Bruchstücke aus den Schriften dieses Kirchenvaters, aus denen wir besonders die mannigfaltigen Abweichungen vom einfältigen Christenglauben wahrnehmen, welche schon damals bei einzelnen christlichen Sekten, besonders der Gnostiker statt fanden, gegen die er mächtig ankämpfte.. So schreibt er z. B. in einem seiner Briefe an seinen Freund Florinus: „Solche Lehren wie sie jetzt häufig im Schwange gehen, haben uns die Schüler der Apostel nicht hinterlassen. Ich sah dich in Kleinasien bei unserm Vater Polycarp, als ich noch ein Knabe war. Damals war es dir, obgleich du ein angesehener Mann im römischen Dienste warest, um die Liebe unseres alten Vaters und um seine Billigung gar sehr zu thun. Diese Lehren, die wir in der Kindheit empfingen, sind mit uns groß gewachsen und hängen uns unauflöslich an, so, daß ich dir noch die Stelle bezeichnen kann, wo Vater Polycarp saß, als er mit uns vom Evangelium redete. Ich weiß es, wie wenn es heute erst geschehen wäre, wie er uns von Johannes erzählte, dessen Schüler er war; und von den andern Brüdern, die den Herrn gesehen haben; und wie er uns noch die besondern Ausdrücke nannte, die aus seinem Herzen floßen. Solche Erinnerungen habe ich zwar nicht aufs Papier, aber in mein Herz aufgezeichnet, und ich kann dich vor Gott versichern, hätte damals der apostolische Presbyter einige der Lehren gehört, wie wir sie da und dort in unsern Tagen hören, er würde die Ohren vor denselben zugestopft und nach seiner gewöhnlichen Weise ausgerufen haben: „O Gott,

in welche Zeiten hast du uns aufbehalten!" (Mi Deus, in quænam tempora nos reservasti.)

§. 18.

Immerhin waren diese Auswüchse des Glaubens und Lebens, welche da und dort an einzelnen christlichen Lehrern und ihren Anhängern wahrgenommen wurden, beklagenswerth, und ein tiefer Schmerz für alle wahren Kinder Gottes in jenen Tagen; und dieß um so mehr, da ihre zahlreichen Widersacher gerade von diesen Ausartungen Veranlassung nahmen, die Sache Christi öffentlich zu lästern, das was sich da und dort einzelne abtrünnige Christen gestatteten, der ganzen Gemeinde Jesu zur Last zu legen, und die Regierung zu immer neuen Verfolgungsbefehlen aufzureizen. Aber noch immer wuchs der Lebensbaum der Kirche Christi in diesen jugendlichen Tagen unter allen Stürmen segensreich und kräftig empor, und trug hundertfältige Früchte in Geduld. Tausende von Christen konnten in jenen Tagen in Wahrheit von sich und ihren christlichen Brüdern bezeugen, was Justin, der Märtyrer, dem Kaiser Marc Aurel in seiner zweiten Vertheidigungsschrift (Seite 61) furchtlos geschrieben hat: „Wir Christen haben dem Dämonendienst entsagt, und verehren den einzigen, unerschaffnen Gott in seinem eingebornen Sohne. Auch wir haben vormals in Ehebruch und Unreinigkeit unsere Freude gefunden, und beobachten jetzt die gewissenhafteste Keuschheit; auch wir haben den Zaubermitteln geglaubt, und uns jetzt dem Dienst des unsterblichen Gottes allein hingegeben. Wir haben vormals Geld und Wucher über Alles hochgeschätzt, aber jetzt theilen wir gerne unser Eigenthum mit einander, und geben Jeglichem, was er bedarf. Auch wir haben einander gehaßt, mishandelt und gemordet, und wollten mit solchen, die nicht zu unserem Volksstamme gehören, nicht einmal an dem gleichen Feuer uns wärmen. Aber seit Christus in die Welt gekommen ist, geben wir zu-

traulich mit einander um, beten für unsere Feinde, und für die Bekehrung derer, welche uns mit Unrecht hassen, und suchen sie durch das Licht der Wahrheit zu bewegen, nach den herrlichen Vorschriften Christi zu leben, damit auch sie mit uns die gewisse Hoffnung haben mögen, von Gott dem Richter der Welt dieselbige Belohnungen zu empfangen.“ — Dieses Zeugniß des frommen Justinus scheint der Wahrheit vollkommen angemessen zu seyn, und er durfte ohne Besorgniß widerlegt zu werden, selbst vor dem Richterstuhl einer feindseligen und argwöhnischen Regierung also von sich und vielen seiner Brüder sprechen. Freilich waren dem kalten stoischen Philosophen Marc Aurel die Christen zu empfindungsvolle und gemüthliche Leute; ihre Demuth galt in seinen Augen für Kriecherei, ihre Nachgiebigkeit für Schwäche, ihre Liebe zu einander und ihre frohe Hoffnung eines bessern Lebens für übertriebene Schwärmerei, so wie ihre unerschütterliche Standhaftigkeit und ihr froher Heldenmuth im martervollen Tode für eine tragische Rolle, welche für die selbstgefälligen und vornehmthuenden Maximen seiner stolzen stoischen Moral keine Anziehungskraft hatte. Er selbst äußerte sich in seinen Selbstbetrachtungen (Buch 11. §. 3.) über die Art und Weise, wie die Christen unter ihren Martern sterben, und misbilligt dieselbige. „Wie? fragt er, ist das Gemüth dessen beschaffen, dessen Seele jetzt aus dem Körper wandern und der entweder zernichtet, oder in Stücke zertheilt werden, oder fortdauern soll. Bereit zu solchem Loose, nenne ich nur das Gemüth, dem ruhige Besonnenheit zu Theil geworden ist, und das nicht aus blinder Hartnäckigkeit, wie es bei den Christen der Fall ist, sondern mit Würde und Ueberlegung dem Tode sich hingibt, wobei es nicht erst einer tragischen Manier bedarf, um Eindruck auf Andere zu machen.“ Der philosophische Kaiser hielt für hartnäckigen Widerstand gegen seinen Befehl, was dem Christen unbedingte Gewissenssache war, und für leere Affektation, was aus

dem innersten Grunde einer seligen Hoffnung der Unsterblichkeit bei ihnen herfloß. Wer freilich, wie er, im Tode nicht weißt, ob seine Seele beim Austritt aus dem Körper ein Raub der Vernichtung wird, oder in Atome sich auflöst oder fortdauern soll, dem bleibt nichts übrig, als mit kaltem Blute der blinden Nothwendigkeit im Tode zu trotzen; aber der Christ hat im Lichte des ewigen Lebens und der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit anders sterben gelernt. Wie im Leben unserer christlichen Brüder in jenen Tagen, so offenbarte sich auch unter den Leiden dieser Zeit, und in ihrem Tode, die überschwengliche Kraft Christi, welche den Tod in den Sieg verschlungen hat.

§. 19.

Auch die außerordentlichen Wunderkräfte des apostolischen Zeitalters dauerten im Laufe des zweiten Jahrhunderts da und dort im Schooße der Christengemeinde fort, und dienten als kräftige Mittel im Ausbreitungsgeschäfte des Evangeliums in jenen Tagen, um nicht nur die täuschenden Blendwerke des heidnischen Aberglaubens öffentlich vor dem Volke zu Schanden zu machen, und die Uebermacht des Namens Christi über die hülflosen Götter darzustellen, sondern auch den Glaubensmuth der Streiter Christi im Kampfe aufzurichten, und durch die so mächtig beglaubigte Predigt vom Sohne Gottes seiner kleinen Heerde immer größere Schaaren von Glaubigen zuzuführen. Die Unterstützung dieser außerordentlichen Wundergaben war um so nöthiger, da die List der heidnischen Priester, der raisonnirende Scharfsinn der Philosophen, und der Witz spottender Dichter in jenen Tagen alle ihre Kräfte aufboten, um der Macht der Wahrheit feindselig in den Weg zu treten, und Alles zu ihrer Vertilgung zu versuchen. Die Zeugnisse, welche uns die Geschichte dieses Jahrhunderts für das Vorhandenseyn und die Wirksamkeit dieser Wunderkräfte aufbewahrt hat, sind zu zweifellos und

mannigfaltig, als daß sie der besonnene Forscher der Geschichte von der Hand zu weisen vermöchte. Schon in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts schreibt in seiner ersten Apologie Justin, der Märtyrer, an den Kaiser Antonin und den römischen Senat: (Apolog. 1. pag. 45. Edit. Colon.) „Unser Herr Jesus trägt den Namen eines Menschensohnes und eines Erlösers. Er ist Mensch geworden, und nach dem Willen Gottes des Vaters von der Jungfrau Maria geboren, um die Glaubigen zu erretten, und das Werk des Teufels zu zerstören; was ihr selbst aus dem, was unter euern Augen geschieht, erkennen möget. Denn sehr Viele, welche in der Welt umher und selbst in dieser Stadt (Rom) von bösen Geistern geplagt wurden, und die alle eure Zauberer und Beschwörer nicht zu heilen vermochten, sind von uns Christen, durch den Namen Jesu geheilt worden, der unter Pontius Pilatus gekreuzigt wurde, und solche Heilungen geschehen heute noch, indem die bösen Geister von den Besessenen ausgetrieben werden." Bestimmter noch und ausführlicher spricht Irenäus (J. Ch. 177) in seiner Schrift (adversus Hæreses lib. 2. cap. 58) von der Wirksamkeit dieser Wundergaben in seinen Tagen: „Einige treiben im Namen Jesu wahrhaftig und gewiß Teufel aus, so daß sehr oft die, welche von bösen Geistern befreit werden, gläubig werden, und in der Christengemeinde sich befinden. Andere besitzen die Gabe, zukünftige Dinge vorher zu wissen, und prophetische Träume und Weissagungen zu haben. Andere heilen durch Auflegung ihrer Hände allerlei Krankheiten, und machen gesund. Ja, wie wir bereits gesagt haben, auch Todte sind wieder auferstanden, und sind viele Jahre unter uns geblieben. Und wer vermag die Gnadengaben alle zu nennen, welche Gott überall in der Welt seiner Gemeinde ertheilt, und die im Namen Jesu Christi zur Rettung der Völker täglich umsonst geschehen." — Am Schlusse dieses Jahrhunderts fordert Tertullian in seiner dem Kaiser

eingereichten Schutzschrift für die Christen alle römische Statthalter also auf: „Lasset einen Besessenen vor euren Richterstuhl gebracht werden, und ihr sollt mit euren eignen Augen sehen, daß auf das Machtwort eines Christen derselbe Geist, der sich zuvor fälschlich rühmte, ein Gott zu seyn, eingestehen muß, daß er ein Dämon ist;" (Apolog. cap. 23) und bezeugt in seiner Schrift an den Scapula (c. 2) „daß täglich von den Christen Dämone ausgetrieben werden, wie es Viele bezeugen können."

Tausend Mittel standen der feindseligen Regierung und der heidnischen Priesterschaft zu Gebot, Behauptungen dieser Art öffentlich der Lüge zu strafen, wenn sie falsch erfunden worden wären; aber dieß vermochten sie nicht zu thun, und so gingen auch in jenen Tagen die Knechte Christi überall in die Welt, und verkündigten das Wort, und der Herr bekräftigte die Wahrheit desselben durch die sie begleitenden Wunderthaten.

§. 20.

Es kann uns nicht befremden, wenn durch solche Beweißungen des Geistes und der Kraft das veralterte Gebäude des römischen Heidenthums in seinen Grundvesten erschüttert, und die Finsternisse der heidnischen Priesterschaft unaufhaltsam aus ihren verborgensten Schlupfwinkeln verjagt wurden. Ueberall sah sie durch die einfältige Predigt des Evangeliums und die heilige Macht, die sich im Leben der Christen offenbarte, ihre geweihten Götzenaltare je mehr und mehr verlassen, ihre Tempel verödet, ihre alberne Thorheit entlarvt, und ihre geheiligten Orakel zum Stillschweigen gebracht. Vergeblich versuchten die Klügern unter den heidnischen Philosophen, die thörichten Fabeln ihrer Götterlehre durch witzig-mystische Deutungen zu verschönern, und ihre finstere Weisheit durch eine Geheimlehre zu verhüllen, welche durch eine geheimnißvolle Scheu den Schaden aus dem Auge rücken, und dem Volke im räthselhaften

Dunkel sich wichtig machen sollte. „Die Nacht ist vergangen, und der Tag ist herbeigekommen“, war das Losungswort der Christen, die als Kinder des Lichtes überall mit den Waffen des Lichtes muthig der alten Finsterniß entgegenzogen. Eine dieser lichtvollen Seiten des Christenthums lag schon in der allgemeinen Offenkündigkeit desselbigen, die es in jenen Tagen dem Verkündiger des Evangeliums gestattete, sich auf jedem Schritte auf geschichtliche Thatsachen zu berufen, auf welche das Werk Christi in seinem Anfang und Fortgang sich gründete. In so manchen Gegenden hatte die Predigt von dem gekreuzigten Christus bereits herrliche Denkmale ihrer Gotteskraft aufgerichtet, die als eben so viele Leuchtthürme aus dem wogenden Meere des römischen Heidenthums hervorragten, um dem verirrten Wanderer den richtigen Pfad der sichern Wahrheit anzuweisen. Mit dem Kirchenvater Tertullian konnte um diese Zeit jeder Christenlehrer, und jeder einzelne Christ dem nach Wahrheit fragenden Heiden kurz und gut antworten: „Ziehe einmal durch unsere apostolischen Gemeinden durch, in deren Mitte noch jetzt die Lehrstühle der Apostel sich finden. Liegt dir Achaja am nächsten, so hast du dort Corinth, bist du nicht weit von Macedonien entfernt, so hast du Philippi und Thessalonich. Kannst du nach Asien reisen, so findest du Ephesus. Bist du aber Italien näher, so hast du Rom, wo uns überall Zeugnisse für die Wahrheit des Evangeliums entgegen treten“. (De præscript. adversus Hæreticos cap. 36.)

Diese leichte Erfragbarkeit und Zugänglichkeit der evangelischen Missionssache erregte frühe schon in den Bekennern Jesu eine Forschbegierde, und eine Lust zur göttlichen Wahrheit, die sich allen Ständen und Geschlechtern des Volkes mittheilte, und in welcher keiner hinter dem andern zurückbleiben wollte. Die römische Welt sah jetzt, was sie zuvor nie gesehen hatte, daß die göttliche Wahrheit, die das Herz heiligt und

beruhigt, ein ehrwürdiges Gemeingut ist, das alle auf die gleiche Weise bedürfen, und zu dessen Besitz und Genuß Alle durch das Christenthum auf die gleiche Weise berufen sind. Die heidnischen Philosophen hatten bis jetzt ihre Weisheit in die engen Schranken ihrer Schule eingeschlossen, zu denen nur wenige ihrer auserwählten Schüler zugelassen wurden. An den Unterricht des Volkes, und die gemeinnützige Verbreitung der Wahrheitserkenntniß unter allen Ständen wurde gar nicht gedacht, und so das Volk mit schnöder Verachtung in finsterer Unwissenheit Jahrtausende lang zurückgehalten. Ganz anders war es in der Gemeinde Jesu. „Bei uns, sagt Tatian, ein Christenlehrer dieser Zeit, (Jahr Ch. 172; in Oratione contra Græcos pag. 167. 168.) bei uns lernen nicht blos die Reichen und Wohlhabenden unsere Philosophie, sondern auch die Armen werden umsonst in derselbigen unterrichtet; denn der Unterricht von Gott ist zu wichtig, als daß er mit Geld bezahlt werden könnte. Darum nehmen wir Alle in unsern Unterricht auf, welche lernen wollen, sie seyen alt oder jung. Alle unsere Jungfrauen sind nüchtern und bescheiden, und pflegen von göttlichen Dingen mit einander zu reden, selbst wenn sie am Spinnrocken sitzen." Mit unwiderstehlicher göttlicher Gewalt theilte sich diese unbefangene und offenherzige Mittheilungsgabe der Wahrheit auch den niedrigsten Ständen des Volkes mit, und ein Geist der Verbreitung wurde unter allen, die an Jesum glaubig geworden waren, so mächtig angeregt, daß selbst die christlichen Sklaven und Sklavinnen jener Zeit, trotz ihres erniedrigenden Standes, sich das selige Vorrecht nicht rauben ließen, bei jeder Gelegenheit von dem Namen Christi ein freudiges Zeugniß unter ihren Mitmenschen abzulegen. Wie sehr auch Celsus, ein platonischer Philosoph, der schon unter dem Kaiser Hadrian gegen die Christen schrieb, über diesen Umstand spotten, und das Christenthum darüber verächtlich zu machen sich bemühen mochte, so lag doch eben darin ein

überschwenglicher Vorzug des Christenthums, für welchen er keinen Sinn hatte, und der zur schnellen und allgemeinen Verbreitung der Erkenntniß Christi unter dem Volke mächtig mitwirkte. „Man findet, sagt Celsus, (Mosheims Uebersetzung in seiner deutschen Ausgabe des Origenischen Werks S. 328) in verschiedenen Häusern Wollkämmer, Schuster, Walker, (Sklaven, welche dergleichen Arbeiten für ihre reichen Herren verrichteten) die gröbsten und dümmsten Leute von der Welt, die kaum das Herz haben den Mund zu öffnen, wenn ihre Vorsteher oder klugen Hausherren zugegen sind, die aber gleich beredt werden, und Wunderdinge schwatzen, wenn sie entweder mit den Kindern des Hauses allein sind, oder nichts als Weiber, die nicht klüger, als sie sind, um sich sehn. Dann heißet es: ihr müsset uns mehr glauben, als euren Eltern und Lehrmeistern; diese sind blinde und thörichte Leute, die weder etwas Kluges und Tugendhaftes denken, noch thun können, weil sie sich den Kopf mit allerhand falschen Meinungen und Grillen verderbt haben. Wir allein wissen es, wie man leben und wandeln muß; und wenn ihr uns also folgen wollt, so werdet ihr mit eurem ganzem Geschlechte glücklich seyn. Lässet sich nun etwa, wenn sie so reden, ein verständiger Mann, einer von den Lehrmeistern, oder der Vater selbst sehen, so erschrecken diejenigen die zaghaft sind, und schweigen ganz stille. Allein die, welche mehr Muth und Herz haben, hetzen die Kinder an, daß sie das Joch abwerfen sollen, und blasen ihnen in die Ohren, daß sie ihnen nichts Gutes und Nützliches sagen könnten oder wollten, so lange der Vater oder die Lehrmeister da wären; denn sie müßten besorgen, daß diese ganz verdorbenen und in Sünden vertieften Menschen ihre Thorheit und Grausamkeit an ihnen ausüben, und sie strafen würden. Wenn sie also was rechtes lernen wollten, so müßten sie Aeltern und Lehrer stehen lassen, und mit den übrigen Kindern, ihren Spielgenossen und den Weibern, sich nach der Frauenzimmerstube oder in

die Schuster- und Walker-Werkstatt verfügen; da sollten sie die wahre Weisheit hören. Durch solche Vorstellungen verführen sie die jungen Leute.“ Wie schneidend auch des Celsus Urtheil über das Benehmen der Christen aus den niedern Ständen seyn mag, so scheint es doch aus dem Leben genommen zu seyn, und bestätigt, wider die Absicht des Spötters, auf eine ehrenvolle Art den wichtigen Antheil, den selbst christliche Sklaven an der Verbreitung des Christenthums in jenen Tagen genommen haben.

§. 21.

Ein solches gemeinsame, vom Geist der Wahrheit kräftig unterstützte Zusammenwirken aller Christen aus allen Ständen, mußte nothwendig in kurzer Zeit dem römischen Heidenthume in allen Provinzen umher blutende Wunden schlagen, welche weder die Arglist der Priester, noch der Scharfsinn der Philosophen, noch die dazwischentretende Gewalt der Regierung zu heilen vermochte. Der Götzendienst war in seinen Grundwurzeln im allgemeinen Volksglauben angegriffen, und zwar auf eine Weise, und durch Mittel, denen seine bisher geheiligte Macht zur Abwendung des täglichen Verlustes nichts entgegen zu stellen vermochte. Wirklich fehlt es auch nicht an Zeugnissen, selbst von heidnischen Schriftstellern dieses Zeitalters, die es uns bald im ernsten, bald im vornehm spottenden Tone deutlich kund thun, wie schnell und unaufhaltsam das alte Religionsgebäude der Römerwelt vor der Macht des Evangeliums in seinen innersten Fugen und Eingeweiden, bereits im Laufe dieses Jahrhunderts zusammenstürzte. Schon in dem oben angeführten Berichte des jüngern Plinius schreibt derselbe aus seiner Provinz Bithynien im Anfang dieses zweiten Jahrhunderts an den Kaiser Trajan: „daß er die Götzentempel beinahe gänzlich verlassen, und die heiligen Gebräuche schon lange unterbrochen gefunden habe, und daß für die Opferthiere kaum mehr ein

Käufer gefunden werden konnte." (Epist. lib. 10, 97.) Suidas, ein griechischer Schriftsteller des zwölften Jahrhunderts, hat uns in seinem Wörterbuch (in Augusto) aus dieser Zeit einen Orakelspruch aufbewahrt, welcher den Apollo einem Fragenden also antworten läßt: „Ein hebräischer Knabe, welcher bei den seligen Göttern wohnt, heißt mich diesen Tempel verlassen, und wieder zur Unterwelt zurückkehren. Gehe daher schweigend von unsern Altären hinweg." Plutarch, der zu den Zeiten Trajans lebte, schrieb eine eigene Schrift über das Aufhören der Orakel, das er zunächst in moralischen und politischen Zeitursachen sucht, auf welche gerade das Christenthum so mächtiglich einwirkte, ohne daß die großen Geister jener Tage es wahrzunehmen vermochten. Lucian, welcher um die Mitte des zweiten Jahrhunderts lebte, gesteht aufrichtig ein, (in seiner Phalaris) daß, so lange er zu Delphi wohnte, die Orakel keine Antwort gaben, der Dreifuß nicht sprach, und jeder Priester verstummte." So war schon um diese Zeit die Macht der Wahrheit in die innersten Schlupfwinkel der Finsterniß gedrungen, und hatte die alten Fesseln zerrissen, an welchen Jahrhunderte lang das arme Volk vom Aberglauben umhergeführt wurde. Der bekannte feindselige Gegner des Christenthums Porphyr äußerte daher laut um diese Zeit: „Es ist kein Wunder, wenn die Stadt (Rom) seit so vielen Jahren mit Krankheiten heimgesucht wird; denn Aesculap und die übrigen Götter haben den Menschen ihren Umgang entzogen, und seitdem man angefangen hat, diesen Jesus zu verehren, erhält keiner weiter eine Hülfe oder Wohlthat von den Göttern." (Euseb. prepar. evangel. lib. 5. cap. 1.)

§. 22.

Wie zahlreich auch am Ende des zweiten Jahrhunderts die Verbrüderungen der Freunde Christi in verschiedenen Provinzen des römischen Reiches seyn mochten, so läßt sich doch in der Geschichte kein sicherer

Maasstab auffinden, nach welchem der Bestand und Umfang der Gemeinde Jesu in ihrem Verhältniß zu den heidnischen Einwohnern dieser Länder gemessen werden könnte. Unter den damaligen verwirrungsvollen Umständen, welche alle Fugen des Staates in einen steten Wechsel der Veränderung versetzten, war eine genauere Uebersicht des Ganzen um so weniger möglich, da sich die Wirksamkeit des Christenthums in alle Verzweigungen der niedern Volksstände, und in die Stille des häuslichen Lebens verlor, welche der Einzelne von seiner beschränkten Stelle aus unmöglich zu überschauen vermochte. Dazu kam noch, daß die anhaltenden Verfolgungsstürme den Meisten das Zurückziehen in unbekannte Verborgenheit rathsam und nothwendig machte, und daß die Mitglieder der Gemeinde, selbst bei dem ausdrücklichen Verbote geheimer Conventikel, sich scheuen mußten, in großer Anzahl an einem Orte sich zu versammeln; und es daher der christlichen Klugheit angemessen war, in kleinen überall hin zerstreuten Parthien sich zur Erbauung zu vereinigen, welche oft kaum eine genauere Kenntniß von einander haben konnten. Wie groß auch in jenen Tagen schon die Anzahl der entschiedenen und öffentlichen Bekenner des Christenthumes gewesen seyn mag, so war doch gewiß die, zwischen der Gemeinde Christi und dem Heidenthume in der Mitte stehende, Menge unentschlossener Gemüther noch viel größer, welche zwar aus Ueberzeugung das Christenthum ihrem bisherigen Götzendienste weit vorzogen, und ihm in der Stille mit aufrichtigem Sinne huldigten, aber durch die Furcht vor augenblicklich drohender Todesgefahr sich noch immer zurückhalten ließen, sich öffentlich zu der Sache Christi zu bekennen.

In jedem Falle war das Verhältniß der Christenzahl am Ende des zweiten Jahrhunderts in verschieden Provinzen des römischen Reiches sehr verschieden. Unstreitig faßten diejenige Provinzen, in welchen die Apostel Jesu selbst, und nach ihrem Hingange treue Lehrer des

Christenthumes mit unermüdetem Fleiße seit 160 Jahren gearbeitet hatten, wie z. B. Syrien, die kleinasiatischen Provinzen, und besonders Pontus und Bithynien, das benachbarte Macedonien und Griechenland, so wie Rom mit seinen nächsten Umgebungen, die bei weitem größte Zahl der Verehrer Christi in sich. Kleiner war bereits die Anzahl derselben in den afrikanischen Provinzen, und noch mehr in Spanien, Gallien und den weiter entlegenen Länderstrecken des römischen Gebietes.

Ziehen wir die Zeugnisse gleichzeitiger heidnischer und christlicher Schriftsteller zu Rathe, so geht aus denselbigen das Ergebniß klar hervor, daß im Allgemeinen in den östlichen und westlichen Provinzen die Zahl der öffentlichen Bekenner Christi sehr groß gewesen seyn müsse, was sich schon zum Voraus aus dem Umstande schließen läßt, daß die Regierung es für nöthig fand, mit immer strengern Verfolgungsmaßregeln gegen sie zu Felde zu ziehen. Wenn schon im Anfang dieses zweiten Jahrhunderts von der Lage der Dinge in Bithynien der Statthalter Plinius seinem Kaiser berichtet, „das Viele jedes Alters, jeden Standes, und aus beiderlei Geschlecht bei ihm als Christen angeklagt worden seyen, und daß die Ansteckung dieses Aberglaubens sich nicht nur über die Städte verbreitet habe, sondern selbst in die Dörfer und Flecken eingedrungen seye," so läßt sich mit Recht aus diesem, gewiß nicht übertriebenen Berichte schließen, daß vielleicht die Mehrzahl der Einwohner öffentlich oder im Stillen dem Christenglauben ergeben waren, da die Götzentempel überall im Lande umher leer und verödet stehen bleiben mußten. Diese Angabe bestätigt kurze Zeit hernach, Lucian, der in einer seiner Schriften (Tom. 2. §. 25. pag. 232. Edit. Gesneri) einen gewißen Alexander die Klage führen läßt, „daß der ganze Pontus von Atheisten und Christen angefüllt seye, die es wagen, die schlechtesten Dinge von den Göttern auszusagen." Am stärksten aber drückt sich am Ende dieses Jahrhunderts Tertullian über die

mächtige Anzahl von Christen aus, welche überall die römischen Provinzen bewohnen, wenn er in seiner Schutzschrift für die Christen (Apologet. cap. 37.) dem Kaiser Septimius Severus und dem Senate ins Angesicht hinein erklärt: „Wir sind erst von gestern her, und haben alle eure Besitzungen, eure Städte, Inseln, festen Plätze, Municipien, Gemeinräthe, Armeen, Zünfte, Palläste, ja den Senat und die Gerichtshöfe angefüllt, und den Heiden nur noch ihre Tempel übrig gelassen. Hätten wir im Sinne, uns für erlittene Mißhandlungen zu rächen, so würden wir stark genug seyn, öffentlich mit den Waffen in der Hand unser Recht geltend zu machen; denn unsere Freunde befinden sich nicht blos in dieser und jener Provinz, sondern in allen Theilen der Welt. Ja, würden wir uns nur gemeinschaftlich verständigen, den römischen Boden zu verlassen, welcher Verlust von Unterthanen wäre dieß nicht für die Regierung! Die Welt würde staunen über die Verödung, welche wir zurückließen, und menschenleer und todt würde in demselben Augenblick die Stadt erscheinen, in welcher ihr regieret. Alsdann würdet ihr mehr Feinde als Freunde im Lande haben. Während jetzt eure Feinde an Anzahl geringer sind, um der großen Menge von Christen willen, indem eure besten Unterthanen und Bürger dem Christenthum angehören. Wollt ihr denn lieber Feinde des Menschengeschlechtes haben, als Feinde des Irrthums. Wenn wir fortgingen, wer würde euch vertheidigen gegen die feindseligen Menschen, welche eure Seele und eure Gesundheit zu Grunde richten, und die wir jetzt ohne Belohnung von euch abtreiben. Nennt daher die Christen nicht eine Last für eure Städte, sondern betrachtet sie als eine Wohlthat; haltet uns nicht für Feinde des Menschengeschlechtes, sondern nur für Gegner des menschlichen Irrthums." Wie sehr man auch in dieser Beschreibung eine rednerische Ueberladung nicht verkennen kann, so mußte doch Tertullian wissen, was er einer argwöhnischen Regierung schrieb,

welche Mittel genug in den Händen hatte, die Wahrheit seiner Aussage genau zu untersuchen. Dabei ergibt sich auf der andern Seite eben so klar, daß die Bekenner des Christenthums in diesen Provinzen in jedem Falle noch nicht die überwiegende Mehrzahl der Einwohner ausmachte, weil in solchem Falle auch ohne das Mittel der Selbstvertheidigung, auf welche die Christen der damaligen Zeit gerne verzichteten, der völlige Sturz des Heidenthums und die gänzliche Umwandlung der Staatsverfassung sich von selbst gemacht haben würde, wozu für die stille Wirksamkeit des Evangeliums noch mehr als ein ganzes Jahrhundert der Leiden erforderlich war.

§. 23.

Hier am Schlusse dieses zweiten Jahrhunderts der Kirche Christi wollen wir einen Augenblick ausruhen, und noch einmal das ungeheure Weltreich überschauen, in welches in jenen ernsten Tagen die Botschaft des Heiles so gewaltig hinauszog. Als der Kaiser Marc Aurel starb, faßte das römische Reich nach den jetzigen Benennungen folgende Länder in sich: Italien mit seinen Inseln, Spanien und Portugall, die brittischen Inseln, Frankreich und die Schweiz, die Länder am Rheine hinab bis an die Ufer der Nordsee, einen Theil von Schwaben und Baiern und den ganzen österreichischen Kreis; Sclavonien, Dalmatien, Croatien, Bosnien, Servien, Ungarn, Siebenbürgen, die Moldau, die Wallachei, Bulgarien, die europäische Türkei, alle Inseln im Mittelmeere und im Archipelagus; Kleinasien bis an die nördlichen Ufer des schwarzen Meeres, die Krimm mit den kaukasischen Ländern; weiter hinab Syrien, Phönicien und Palästina, und in Afrika endlich Egypten, Algier, Tunis, Tripoli, Fez und Marocco.

Alle die Millionen Bewohner dieser sämmtlichen Länder standen unter dem Herrscherstab eines einzigen Gebieters, und wurden durch römische Magistrate regiert.

Ueberall hin verpflanzten sich römische Sitte, römischer Götzendienst und römische Sprache. Römische Festungen deckten den Rhein, römische Brücken wurden über die Donau geschlagen, römische Kanäle und Mauern in Holland und England gezogen, und überall römische Legionen angetroffen. Welch ein ungeheures Saatfeld für das Evangelium Christi in jenen Tagen! Das heiße Verfolgungsfeuer schüttelte die glühenden Kohlen des Christensinnes unaufhaltsam in alle diese Ländergebiete hinaus, zu welchen die römischen Armeen die ersten Wege gebrochen hatten, und bald werden wir in allen diesen Provinzen ein Feuer sich entzünden sehen, das keine Menschenmacht und keine Höllengewalt je wieder auszulöschen vermochte.

Zweiter Abschnitt.

Wachsender Widerstand des Heidenthums gegen das Christenthum im dritten Jahrhundert.

§. 24.

Der Lauf des dritten Jahrhunderts führte der Gemeinde Jesu noch heißere Kämpfe und drohendere Gefahren herbei, als die bisherigen gewesen waren. In ihrem Innern sowohl als von außen her traten neue Widersacher gegen sie mit neuen Waffen in den Kampf, und es zeigten sich in dieser gährungsvollen Wiedergeburtsstunde der römischen Welt, in noch größerm Umfange, dieselben schreckenvollen Erscheinungen wieder, wie sie der Heiland (Matthäi 24 Kap.) als Vorboten des Unterganges der jüdischen Staats- und Religionsverfassung seinem Vaterlande vorhergesagt hatte. Im Schooße der Christenverbindung selbst traten viele im Namen Jesu als falsche Lehrer auf, und verführten

viele ihrer Brüder, die sich ihnen anvertrauten. Man hörte überall von Kriegen und Kriegsgeschrei. Es empörte sich ein Volk über das andere, und ein Königreich über das andere, und Pestilenz und theure Zeit und Erdbeben verheerten das Land. Es geschah in grauenvollem Maaße, was der Heiland die Glaubigen seines Zeitalters in seiner Nachfolge zum Voraus erwarten hieß: „Alsdann werden sie euch überantworten in Trübsal, und werden euch tödten. Und ihr werdet gehasset werden um meines Namens willen von allen Völkern. Dann werden sich Viele ärgern, und werden einander verrathen, und werden einander hassen. Und weil die Ungerechtigkeit wird überhandnehmen, wird die Liebe in Vielen erkalten. Wer aber beharret bis ans Ende, der wird selig, und es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt, zu einem Zeugniß über alle Völker. Und gleichwie sie waren in den Tagen vor der Sündfluth; sie aßen, sie tranken, sie freieten und ließen sich freien, bis an den Tag, da Noa zu der Arche einging; und sie achtetens nicht bis die Sündfluth kam, und nahm sie alle dahin: Also wird auch seyn die Zukunft des Menschensohnes." (Matth. 24. 5—39)

Die Missionsgeschichte eines jeden einzelnen Volkes hat ihre Durchgangsperiode aus der Finsterniß zum Lichte, und diese ist nicht selten mit blutigen Kämpfen und mannigfaltiger Trübsal für diejenige verbunden, welche berufen sind aus der argen Welt, um dem zukünftigen Zorn zu entfliehen und den heiligen Samen auf der Erde auszustreuen. In solchen Trübsalszeiten der Missionsgeschichte hüllt sich gemeiniglich das Werk Christi in ein Trauergewand ein, um die befleckende Unreinigkeit der Welt von seinen Freunden abzuschmelzen, und das lautere Gold des Glaubens im Schooß der Gemeinde zu bewahren.

§. 25.

Schon die allgemeine sittliche Fäulniß, welche in diesem Zeitalter alle Adern und Blutgefäße des römischen Staates vergiftet hatte, war ein pestartiges Element, das jede bessere Lebensbewegung der Freunde Christi von allen Seiten hemmte, und auf jedem Schritt ansteckend und lähmend in den sittlichen Entwicklungsgang des Werkes Christi im Leben der Glaubigen eingriff. Es gehörte fürwahr ein beharrlicher Heldenmuth dazu, wie ihn nur der lebendige Glaube an Christus dem Herzen geben kann, wenn in diesem Zeitalter alle Bande der Finsterniß, die im bürgerlichen und häuslichen Leben lagen, zerbrochen, jede Gefahr muthig überwunden, jede Anhänglichkeit ans Irdische besiegt, und jede Verführungskunst des Argen in der Kraft des Herrn vom Leben abgewendet werden sollte. Man liest nicht ohne Schauer die lebendigen Schilderungen, welche uns in abgerissenen Bruchstücken, selbst heidnische Schriftsteller, von dem tiefen sittlichen Verfalle jenes Zeitalters, in dem sie selbst lebten, zurückgelassen haben. Seneka, der in der letzten Hälfte des ersten Jahrhunderts sein Leben endigte, sagt von seiner Zeit: „Alles ist voll von Verbrechen und Lastern, und es wird mehr begangen, als durch Gewalt geheilt werden könnte. Ein ungeheurer Streit der Verworfenheit wird gestritten. Jeden Tag wächst die Lust zur Sünde, und jeden Tag sinkt die Scham dahin. Verwerfend die Achtung vor allem Bessern und Heiligen, stürzt sich die Lust wohin es sey. Das Laster verbirgt sich nicht mehr, es tritt frech vor Jedermanns Augen hin. So öffentlich ist die Verworfenheit geworden, und in allen Gemüthern ist sie so sehr aufgelodert, daß die Unschuld nicht nur selten, sondern keine ist." (De Jra L. 2. C. 8.) In schauervollem Verhältniß nahm die öffentliche Lasterhaftigkeit des Volkes mit jedem Menschenalter zu, und man kann nicht ohne Entsetzen die unerhörten Schlechtigkeiten lesen,

welche die Kaisergeschichte des dritten Jahrhunderts befleckte. Wenn in solchen Tagen jedes besser fühlende Gemüth sich mächtig angezogen fühlen mußte durch die heilige Macht der Wahrheit und Liebe, welche ihm im Evangelio Christi und in der geschmähten und verfolgten Verbindung der Freunde Christi entgegenstrahlte: so war es doch zugleich ein tiefer Schmerz der Wehmuth und mannigfaltigen Kummers, der beim täglichen Anblick dieser sittlichen Verworfenheit in jeglichem Geschäftsverkehr das Innere des Christen ergreifen, und die bange Besorgniß in ihm rege machen mußte, von diesem wilden Strom des allgemeinen Verderbens mit der großen Menge fortgerissen zu werden. Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen der Einzelne, dem für sich selbst bange war, menschenscheu von jedem Umgang mit Andern sich zurücke zog, und wenn dem Andern ein seliger Blutzeugentod lieber war, als das Leben unter einem argen Geschlechte der Menschen, während so viele schwächere und unbefestigte Gemüther der Christen die sichere Beute der Menschenfurcht und der Verführung wurden.

§. 26.

Nahe an 50 Kaiser bestiegen im Laufe des dritten Jahrhunderts den Thron, von denen die meisten von den Soldaten erwählt, und nach kurzer Zeit von den Soldaten wieder ermordet wurden. Es war Sitte geworden, daß die römischen Legionen wechselsweise den Thron besetzten, und ihn nicht selten im Lager an den Meistbietenden verkauften. Kein Wunder, wenn stets einer den Andern vom Throne stieß, und nur wenige eines natürlichen Todes starben. Rief ein Heer in Deutschland oder Asien seinen Feldherrn zum Kaiser aus, so mußte dieser seine Legionen zuerst gegen 3 bis 4 andere Heere in den verschiedensten Weltgegenden in den Krieg führen, um seine Gegenkaiser zu überwinden, oder sich von ihnen überwinden zu lassen. Manchmal suchten sich zwei oder drei

Nebenkaiser gemeinschaftlich in die Regierung zu theilen, und legten sich den Titel Augustus bei, während sie, um noch andere Nebenbuhler abzufertigen, noch einen oder mehrere Unterkönige annahmen, welche Cäsar genannt wurden. Theilungen dieser Art verursachten einen ungeheuern Aufwand, und immer größere Gelderpressungen, während sie mit Brudermord und Bürgerkriegen endigten, und das Vaterland immer tiefer ins Verderben hinabstürzten.

Als der Kaiser Septimius Severus (J. Ch. 211) starb, bestieg sein Sohn Caracalla (J. Ch. 211—217) den Thron; ein wilder, zügelloser und blutdürstiger Mensch, den seine Zeitgeschichte als schamlosen Wollüstling und Verbrecher bezeichnet hat. Indeß wurden von ihm die Christen in ihrer Religionsübung nicht gestört, und der Umstand, daß er, nach Tertullians Bemerkung (ad Scapulam cap. 4), in seiner frühesten Jugend eine Christin zur Amme gehabt hatte, scheint dazu mitgewirkt zu haben, daß er der Christen schonte, und selbst diejenige, welche unter der Regierung seines Vaters aus dem Lande verbannt worden waren, wieder zurück rief. Auch unter seinem Nachfolger Heliogabalus (J. Ch. 218—222), einem syrischen Sonnenpriester, welcher den verworfensten Menschen seines Zeitalters beigezählt wird, dauerte der ruhige Zustand der Christen fort. Heliogabalus ging damit um, den zusammengesetzten römischen Götzendienst zu stürzen, und die ausschließliche Verehrung der Sonne, deren Priester er war, an seine Stelle zu setzen. Um, wie es scheint, diesen Sonnendienst noch mehr zu vergeistigen, war er, wie der Verfasser seines Lebens erzählt (Lamprid. in Heliogab. c. 3.) in Begriffe, auch die jüdische, samaritanische und christliche Religion in der Hauptstadt anzusiedeln, und diesen freie Ausübung zu gestatten, um auf diesem Wege seinen Lieblingsplan desto sicherer zu erreichen. Allein die Ausführung dieses Vorsatzes wurde durch seine Ermordung im Jahr 222 unterbrochen, und

der verfolgten Kirche Christi war indeß eine Zeit der Ruhe und Erquickung zu Theil geworden.

§. 27.

Der sechzehnjährige Alexander, der sich den Beinamen Severus gab, gelangte jetzt zur Regierung, (J. Ch. 222 — 235.) und seine hohe Empfänglichkeit für das Gute sowohl, als seine treffliche Erziehung, ließen mit Recht das Beste von ihm hoffen. Seine Mutter Julia Mammäa wird, selbst von christlichen Schriftstellern dieser Zeit, als eine fromme und rechtschaffene Frau beschrieben, welche dem Christenthume von Herzen gewogen war, einen der ausgezeichnetsten Christenlehrer Origenes an ihren Hof berief, und sich und ihrem minderjährigen Sohn die Lehren der himmlischen Weisheit zu Nuze machte, die sie im Evangelio Christo fand. Sie selbst mag wohl weiter in der Erkenntniß des Heiles gekommen seyn, als der junge Regent, dem es mehr darum zu thun war, aus allen vorhandenen Religionen das, was ihm am Besten dünkte, zusammenzulesen, und sich seine eigene Religions-Philosophie daraus zu bilden. So kam es, daß er in seiner Hofkapelle die drei Büsten von Orpheus, Abraham und Christus neben einander stellte, um den ehrwürdigen Stiftern des Heidenthums, des Judenthums und des Christenthums seine Ehrfurcht zu bezeugen. Ja er soll nach der Erzählung des Lampridius (cap. 43.) sogar damit umgegangen seyn, Christo einen Tempel zu Rom aufzurichten, und den sittlichen Grundsäzen des Christenthums den Vorzug vor dem Heidenthume gegeben haben. Da seine fromme Mutter mit Hülfe der ausgezeichnetsten Männer, die sie um sich her versammelte, die Zügel der Regierung führte, während ihr tapferer Sohn, an den östlichen und westlichen Grenzen des Reichs, in schwere und blutige Kriege verwickelt war, so genoß unter ihrer Regierung die Kirche Christi in allen Provinzen eine seltene

Ruhezeit, in der sich die Gemeinde mehrte und stärkte, und auch unter den höhern Ständen einen freien Zutritt fand, welcher dem Christenthume ein immer entschiedeneres Gewicht im römischen Reiche verschaffte. Wirklich bemerkt Eusebius (Kirch. Gesch. B. VI. Kap. 28.)" daß eine Menge von christlichen Staats-Männern am Hofe Alexanders angestellt worden sey;" was freilich auch die Folge hatte, die sich nicht lange hernach deutlich zu Tage legte, daß auch manche unwürdige Mitglieder sich in die Gemeine einschlichen, welche durch das mitgebrachte sittliche Verderben dieselbe befleckten, und dem Namen Christi neue Schmach bereiteten.

§. 28.

Den größern Theil seiner kurzen Regierungszeit brachte Alexander Severus im Feldlager zu, da überall an den Grenzen seines großen Reiches, sich schwarze Sturmgewitter aufgezogen hatten, welche die ganze Aufmerksamkeit der Regierung in Anspruch nahmen. Ihre Entwickelung konnte auch den Gläubigen jener Zeit keineswegs gleichgültig seyn, da von ihr entscheidende Rückwirkungen auf die Verbreitung des Evangeliums unter Völkern erwartet werden mußten, unter denen bereits da und dort im Stillen die Boten Christi kleine Häuflein der Gläubigen gesammelt hatten.

Ein wilder kriegerischer Volksstamm, die Parther, welche ein hohes Gebirgsland in Mittelasien bewohnten, hatten schon in früherer Zeit, unter dem syrischen Könige Antiochus II. ihren Nachbarn, den Persern und Syrern, sich furchtbar gemacht, auf dem Boden des altpersischen Reiches eine neue Herrschaft begründet, und unter der Anführung ihrer tapfern Könige aus dem Geschlechte der Arsaciden, mit abwechselndem Glück, die Römer Jahrhunderte lang bekriegt. Zwar hatte im Anfang des zweiten Jahrhunderts der Kaiser Trajan einen Theil von Parthien erobert, aber diese

Eroberung wurde theils von ihm selbst, theils von seinem Nachfolger Hadrian wieder aufgegeben, weil an jenen fernen Grenzen ihre Behauptung nur durch fortwährenden Unterhalt einer großen Armee möglich war. Unter der Regierung des Kaisers Alexander Severus erregte (im J. Ch. 226.) Artaxerxes, ein persischer Jüngling aus dem Stamme des alten Königsgeschlechtes, einen Aufruhr gegen die Parther, und entschloß sich das persische Volk in Freiheit zu sezen. Er schlug den Partherkönig in 3 tägiger Schlacht, und wurde in einer Versammlung zu Balch feyerlich zum König der Könige ausgerufen. Dadurch legte er den Grund zur Stiftung des neupersischen Reiches, das sich schnell vom Tigris bis zum Oxus und Indus ausbreitete. Durch die parthischen Götzendiener war die altpersische Religionsweise, der Sonnen- und Feuerdienst, den Zoroaster tausend Jahre zuvor in Mittelasien verbreitet hatte, verunstaltet und unterdrückt worden. Um nun denselben wieder aufzurichten, rief Artaxerxes alle Magier des Reiches, 80,000 an der Zahl zusammen, ließ durch einen Ausschuß die nöthigen Religionsverbesserungen berathen, und ordnete eine gewaltige Priesterschaft an, welche die Völker Mittelasiens im Zaum halten sollte. Alle fremden Religionen wurden jetzt in Persien mit fanatischem Eifer verfolgt, die Tempel der Parther niedergerissen, und auch gegen Christen und Juden grausam gewüthet.

Im Jahr 230 sandte Artaxerxes eine glänzende Gesandtschaft an den römischen Kaiser ab, erklärte seine Absicht, den Glanz der alten persischen Monarchie wieder herzustellen, und forderte die Abtretung aller Länder, die seine Vorfahren besessen hätten. Darüber entspann sich ein blutiger Krieg zwischen den Römern und Persern, der auch auf den stillen Gang der Ausbreitung des Evangeliums Christi in Persien und Mittelasien mannigfaltig einwirkte, und der die drangsalsvolle Schicksale der Kirche Christi im Oriente, wie wir

in der spätern Geschichte öfters wahrzunehmen Gelegenheit finden werden, auf vielfache Weise erschwerte.

§. 29.

Noch stand Alexander Severus unter den Waffen gegen die Perser, als ein neuer Verderben drohender Sturm von dem Westen her sich erhob, der ihn schnell auf die entgegengesetzten Grenzen seines Reiches abrief.

Seit der Eroberung Galliens durch die Römer (50 Jahr vor Christi Geburt), waren die wilden germanischen Völker disseits und jenseits des Rheines und an der Donau, von Zeit zu Zeit in eine feindselige Berührung mit denselbigen gekommen. In Hunderte kleiner Völkerschaften gespalten, hatten sie in getheilten Heereshaufen rasche, häufig glückliche Einfälle in das römische Gebiet gemacht, um erlittenes Unrecht zu rächen, oder Beute einzuholen. Um diese lästigen Raubzüge der Barbaren abzuhalten, wurden von den Römern an den Ufern längst des Rheines und der Donau Castelle angelegt, und durch angesiedelte Colonien sowohl, als durch ihre zahlreichen Legionen, die bedrohten Grenzen bewacht. Aber bei wachsendem Glück erwachte in den Germanen nach und nach die Lust, das schöne und fruchtbare Gallien und Italien, nicht blos in schnellen Heerzügen heimzusuchen, sondern in bleibenden Besitz zu nehmen, und gerade um diese Zeit erhoben sie sich, um das Uebel der Tage voll zu machen, an allen Grenzen des Reichs, und droheten, in starke Völkerbünde vereinigt, der geschwächten Römerherrschaft den Untergang.

Die nächsten und furchtbarsten Heerhaufen derselben bildeten die Gothen. Früher schon hatten sich diese wilden Kriegerhaufen von der Ostsee, längst dem Dnieper an die Küsten des schwarzen Meeres herabgezogen, und überfielen in mächtigen Schaaren die römische Provinz Dacien, jenseits der Donau, die ohne feste natürliche Grenzen, ihnen leicht und bald zur Beute wurde.

Von der Seite des Rheines her, brachen die **Franken**, ein Bund kleinerer Völker in den Sümpfen von Niederdeutschland, in Gallien ein, und drängten überall die römischen Legionen bis zu den Pyrenäen zurück, während eine Menge blühender Städte in Gallien von ihnen in die Asche gelegt wurden. Ein anderer Völkerbund hatte sich um diese Zeit am Ober-Rhein, am Main und Neckar gebildet, die **Allemannen** die aus zahlreichen suevischen Stämmen zusammengesetzt waren, und sich schon früher durch ihre Reiterei, den römischen Legionen furchtbar gemacht hatten. Jetzt drangen auch sie mit außerordentlicher Schnelligkeit in das Herz von Gallien ein, eroberten einen Theil von Helvetien und droheten mit ihren kriegerischen Heereshaufen, das stolze Rom zu erschüttern. Der Kaiser Alexander eilte ihnen an den Rhein entgegen, und schon schien der Sieg auf seine Seite sich zu neigen, als ein römischer Feldherr Maximin, die über die Strenge der Kriegszucht erbitterten römischen Legionen gegen ihn aufregte, und den edlen Kaiser mit seiner frommen Mutter in seinem Zelte in der Nähe von Mainz (J. Ch. 235.) ermorden ließ. So brannte an den östlichen und westlichen Gränzen des römischen Reichs ein wildes Feuer, das eine alte modernde Welt verzehrte, um für eine neue Ordnung der Dinge die ersten Furchen zu ziehen, und die Wege zu durchbrechen, auf denen stillen Schrittes das Evangelium Christi in diesen Ländern einzog, um einen mehr als 1000 jährigen Aberglauben zu stürzen, und eine Hütte Gottes unter den Menschen aufzubauen.

§. 30.

Der Feldherr Maximin bestieg jetzt den kaiserlichen Thron, (J. Ch. 235 — 238.) ein Mann von riesenhafter Größe und kriegerischer Tapferkeit, der aber seine kurze Regierung durch Thaten roher Grausamkeit befleckte. Bald traf auch die Christen, die jetzt mehr als zwanzig

Jahre lang die Wohlthat des Friedens genossen hatten, seine Grausamkeit, und aus Haß gegen seinen Vorgänger, welcher die Christen begünstigt hatte, so wie gegen die christlichen Staatsmänner, die sich nach und nach am Hofe gesammelt hatten, erregte Maximin eine Verfolgung gegen die Christen, welche zunächst nur die Lehrer derselben treffen sollte (Eus. Kirchengesch. 6 B. Kap. 28). Dazu kamen in einigen asiatischen Provinzen verheerende Erdbeben, durch welche die Volkswuth gegen die Christen wieder entflammt wurde, die auch bei manchem feindseligen Statthalter ihre Unterstützung fand. Zwar waren es nur einzelne Gegenden, welche die Verfolgung traf, und die Christen konnten sich daher durch die Flucht leicht in andere Gegenden retten; doch war sie denselben um so schmerzhafter, jemehr sie eine Zeit lang der großen Wohlthat des Friedens und der Ruhe sich hatten erfreuen dürfen. Zum Glück für sie erreichte die gerechte Strafe Gottes schon im dritten Jahre seiner Regierung den Mann, der durch Meuchelmord den Weg sich zum Thron gebahnt, und seine Herrschergewalt durch frevelhafte Thaten der Grausamkeit befleckt hatte. Maximin wurde von seinen eigenen Soldaten erschlagen, (J. Ch. 238.) und nun wurden von den römischen Legionen nach einander mit blinder Willkühr vier ihrer Generale als Kaiser ausgerufen, die sich 6 Jahre lang unter den größten Volksbedrückungen wechselsweise um die Herrscherwürde bekämpften, bis es endlich einem arabischen Soldaten Philipp, dessen Vater Anführer einer Räuberbande gewesen war, gelang, durch Meuchelmord seinen Nebenbuhler aus dem Wege zu schaffen und sich auf einige Jahre (J. Ch. 244 — 249.) auf den Thron zu schwingen.

§. 31.

Der Araber Philipp regierte nicht ohne Ruhm und Beifall, und es scheint seine Regierungsmaxime gewesen zu seyn, den christlichen Unterthanen seines Reichs eben

sowohl, wie den heidnischen wohl zu gefallen, und jeglicher Parthey womöglich eine Genüge zu leisten. Während er in der kurzen Zeit seiner Regierung mit großem heidnischen Pomp und unter den ausgelassensten Zügellosigkeiten nach seiner Rückkehr vom persischen Krieg, die tausendjährige Feier der Erbauung Roms begieng, erzeigte er sich zugleich so gefällig gegen die Christen, daß er von vielen derselben für einen geheimen Anhänger ihrer Religion gehalten wurde. In jedem Falle kam die fünfjährige ruhige Regierung dieses Kaisers den Christen auf vielfältige Weise zur Begründung und allgemeinen Verbreitung ihrer kirchlichen Verbindungen zu Statten, und diese Zeit der Erquickung vor dem Angesichte des Herrn, würde wohl für den völligen Sieg des Evangeliums über die heidnische Finsterniß noch fruchtbarer gewesen seyn, hätten nicht viele derselben sich durch den Genuß der Ruhe und des äußerlichen Wohlstandes zu fleischlicher Sicherheit und irrdischer Denkart verleiten lassen, wodurch der himmlische Sinn und Geist, der bisher die Gemeinde Christi so herrlich geschmückt hatte, in gar vielen Herzen geschwächt und verunreinigt wurde. Origenes, ein ausgezeichneter Christenlehrer dieser Zeit, hat uns in seinen Schriften über die damalige äußere Lage der Gemeinde Jesu, über ihre frühere Kämpfe und ihre nunmehrigen Aussichten in die Zukunft, folgendes merkwürdige Zeugniß zurückgelassen, (B. 3. S. 19.) das uns zugleich einen willkommenen Beweis an die Hand giebt, von der Art und Weise, wie die Christen die Mishandlungen ihrer Widersacher anzusehen pflegten. „Da die Christen, bemerkt derselbe, denen geboten worden, gegen ihre Feinde sich nicht mit Gewalt zu vertheidigen, die sanfte und menschenliebende Gesetzgebung beobachteten, so haben sie das, was sie durch unerlaubten Widerstand gegen ihre Widersacher nicht erreicht haben würden, von dem Gott selbst empfangen, der stets für sie kämpfte, und der von Zeit zu Zeit den-

jenigen Ruhe gebot, welche sich den Christen entgegenstellten und sie vertilgen wollten. Denn zur Erinnerung für sie, damit sie selbst durch den Anblick ihrer kämpfenden Brüder für sein Werk tüchtiger würden, und den Tod verachten lernten, sind zu Zeiten einige wenige aus ihnen, so daß man sie wohl zählen kann, um Christi willen gestorben, da Gott einen Vertilgungskrieg gegen das ganze Volk der Christen verhinderte; denn er wollte das Bestehen derselbigen, und daß die ganze Erde von dieser heilbringenden und heiligen Lehre erfüllt werden solle." Noch bestimmter sagt uns Origenes in derselbigen Stelle in Beziehung auf den damaligen Zustand der Christengemeinde: „Die Zahl der Christen hat Gott immer mehr zunehmen lassen, und täglich mehrt sich ihre Anzahl, und schon hat er ihnen auch freie Ausübung ihrer Religion gegeben, obgleich tausend Hindernisse sich der Verbreitung der Lehre Jesu in der Welt entgegenstellten. Da aber Gott es war, welcher wollte, daß auch den Heiden die Lehre Jesu zum Segen gereichen sollte, so wurden alle Anschläge der Menschen gegen die Christen zu Schanden gemacht, und jemehr Kaiser, Statthalter und Volksmengen die Christen zu unterdrücken suchten, desto gewaltiger wurden sie." — Origenes bemerkt, daß zwar jetzt schon seit längerer Zeit durch Gottes Willen die Verfolgungen gegen die Christen aufgehört hätten, daß aber diese Ruhe wohl wieder aufhören werde, wenn die Verläumder des Christenthums die Meinung wieder geltend zu machen versuchten, daß die unaufhaltsame Ausbreitung des Christenthums, den völligen Untergang der Staatsreligion und eben darum auch Unglück über das römische Reich herbeiführe. Aber setzt er hinzu, wenn er will, daß wir wiederum für den Glauben kämpfen, so mögen die Widersacher kommen und wir werden zu ihnen sagen: „Wir vermögen Alles durch den, der uns

stark macht, Jesus Christus unsern Herrn." Dabei ist Origenes überzeugt, daß einst alle andere Religionen zu Grunde gehen und das Christenthum allein siegen werde, wie schon diese Lehre immer mehr Seelen gewinne (Tom. 8. S. 436).

§. 32.

Bei der tiefen Verdorbenheit der menschlichen Natur und dem verkehrten Hang zur Sünde, mit dem auch glaubige Kinder Gottes immerfort in dieser Welt zu kämpfen haben, war es wohl nicht anders zu erwarten, als daß eine dreißigjährige Ruhe nach so vielen Todesgefahren, ein Genuß äußerlichen Wohlstandes, nach so vielen mühseligen Erfahrungen des Elendes und der Dürftigkeit, und selbst die Ehre bei den Menschen, welche durch den wachsenden Anschluß gelehrter, reicher und vornehmer Männer an die Gemeinde Jesu, auf sie selbst zurückfiel, dem heiligen Werk des Herrn in dem Herzen der Menschen ungleich größere Gefahr und und schmerzhaftere Verluste einbringen würden, als selbst das heißeste Verfolgungsfeuer der Widerwärtigen bisher an ihr zu thun nicht vermochte. Ein eifriger Knecht Christi aus jenen Tagen, der afrikanische Bischof von Carthago, Cyprian, klagt in mehreren seiner Briefe, die uns als kostbares Vermächtniß das christliche Alterthum zurückgelassen hat, laut darüber, daß dieser Frieden einen erschlaffenden Einfluß auf einen Theil der Christen gehabt, und daß nicht nur unter christlichen Bürgern, sondern selbst unter den Christenlehrern viel irrdischer Sinn um sich gegriffen habe. „Sie denken immer nur auf Mittel, schreibt er in einem seiner Briefe, ihren äußerlichen Wohlstand zu vermehren. Die Seelsorger und Diaconen der Kirche vergessen ihre Pflicht; die Werke der Liebe werden versäumt, der Luxus nimmt über Hand; alles will in schönen Kleidern einhergehen, und Lug und Trug wird selbst unter christlichen Brüdern ausgeübt." — Diese sittlichen Verderbnisse des Christen-

charakters scheinen besonders in der afrikanischen Kirche überhand genommen zu haben, die wohl durch allzuschnellen und mächtigen Anwuchs, bei dem von Seiten der Christenlehrer in der Aufnahme der Neubekehrten nicht genug sorgfältige Prüfung angewendet wurde, von der verderblichen Ansteckungskraft des Zeitalters am meisten litt. Die Kirche mußte also wieder durch ein Läuterungsfeuer hindurch geführt werden, das auch wirklich ihrer geistigen Verderbniß auf dem Fuße folgte, nachdem der menschenfreundliche Kaiser Philipp gegen seinen Nebenbuhler Decius bei Verona das Leben eingebüßt hatte.

§. 33.

Von dem ersten Augenblicke, als Decius (im Jahr Ch. 249) von seinen Legionen zum Kaiser ausgerufen war, bewies er sich als einen entschiedenen Widersacher der Christen, und die blutige Verfolgung die er sogleich gegen sie in allen Provinzen seines Reiches in volle Flammen setzte, so wie die boshafte Arglist und Grausamkeit, womit diese Verfolgung betrieben wurde, würde in ihrem Zustande sorgloser Sicherheit der Gemeinde Christi einen unheilbaren Todesstoß beigebracht haben, wenn sie nicht auf 2 kurze Jahre, um der Auserwählten willen, eingeschränkt gewesen wäre. Seys daß Decius, ein roher, und dem Götzendienste eifrig ergebener Heide, persönlichen Widerwillen gegen die Lehre des Christenthums in seinem Herzen trug, und eben darum für die Einflüsterungen der heidnischen Priesterschaft desto zugänglicher war, oder wie Eusebius vermuthet (K. Gesch. 6 B. Kap. 39.), daß er sich vor der mächtigen Christenparthie fürchtete, die seinem von ihm gemordeten Vorgänger mit dankbarer Treue ergeben war, so war es in jedem Falle entschiedene Absicht des Kaisers, das Christenthum in seinen Staaten gänzlich auszurotten. Wirklich zeigt uns auch eine Stelle aus der noch vorhandenen Schrift des Gregorius von Nyssa

(Orat. in Gregor. Thavmat.), wie zahlreich und allgemein verbreitet die Bekenner des Christenthumes in den meisten Provinzen des römischen Reiches damals waren. Nachdem alle Einwohner der Städte, schreibt derselbe, so wie der umliegenden Dörfer zum wahren Glauben gebracht, die daselbst befindlichen Altäre, Tempel und Götzenbilder zerstört, der unreine Dampf der Opfer aufgehoben, und aller Orten Tempel aufgerichtet worden waren, um den Namen Christi anzubeten, so ergriff den damaligen Regenten des römischen Reiches (Decius) Wuth und Neid darüber, daß seine väterliche Religion vernachläßigt wurde, die christliche hingegen sich verstärkte. Er glaubte durch seine Grausamkeit der göttlichen Macht widerstehen, die Predigt des Evangelii hemmen, erbaute Kirchen umstürzen, und diejenige, welche zu dem göttlichen Worte bekehrt worden waren, wieder zum Götzendienste nöthigen zu können." Schon im ersten Jahre seiner Regierung erließ er daher eine Verordnung gegen die Christen, in welcher allen Statthaltern und Obrigkeiten des Reiches ausdrücklich befohlen wurde, die Christen durch schreckliche Drohungen und jede Art von Marter zu nöthigen, zu dem Götzendienst zurückzutreten; wobei zugleich schwere Strafen denjenigen Beamten gedrohet wurden, welche in Erfüllung des kaiserlichen Befehles nachläßig seyn würden. Nach den bisherigen Verfolgungsedikten hatten die kaiserlichen Statthalter blos den Auftrag, diejenigen zu bestrafen, welche von den Priestern oder dem Volke vor ihrem Richterstuhle als Christen angeklagt werden würden; und je nachdem der einzelne Präfekt gegen die Christen gesinnet war, hatte er Mittel genug übrig, dieselbige in seinem Regierungsbezirke zu schonen. Aber nun wurde bei eigener Verantwortung den Obrigkeiten befohlen, alle Christen ohne Ausnahme aufzusuchen, und zu bestrafen, und die heidnische Parthie hatte somit die willkommenste Gelegenheit, über die genaueste Ausführung des kaiserlichen Befehles zu wachen, und jeden Beamten der-

Todesstrafe Preis zu geben, der nicht in Befolgung dieses Befehls die eifrigste Thätigkeit bewieß. Aber noch von einer andern Seite her war diese Christenverfolgung härter, als alle bisherigen gewesen waren. Beim Befehle des Kaisers nämlich war es nicht sowohl auf Vollziehung von Todesstrafen, (denn aus Staatsklugheit wollte er das Leben sparen), als vielmehr auf grausame Martern abgesehen, in deren Erfindung und Vollziehung sich am Ende selbst der Scharfsinn der unmenschlichen Verfolgungswuth erschöpfte.

§. 34.

Gleich einem wilden Feuer verbreitete sich jetzt die Verfolgung unaufhaltsam über alle römischen Provinzen des Morgen- und des Abendlandes, und namentlich wurden die ehrwürdigsten Bischöfe der Christengemeinden zu Rom, zu Jerusalem, zu Antiochia und andern Orten ein Opfer derselbigen. Am schrecklichsten scheint der wilde Vertilgungseifer die blühenden Gemeinden Afrikas getroffen zu haben. „Es wurde den Christen, bemerkt Cyprian, ob sie gleich sterben wollten, doch nicht erlaubt, umgebracht zu werden," und wie Hieronymus in einem seiner Briefe hinzufügt (Epistol select. Venet. p. 361) „Der listige Feind hatte mehr darnach getrachtet, die Seelen zu verderben als die Körper; durch langes Elend sollte die Standhaftigkeit der Märtyrer überwunden werden; daher suchten es auch ihre Feinde oft geflissentlich zu verhüten, daß sie unter den anhaltenden Martern nicht sterben möchten. Schwerter, Scheiterhaufen, wilde Thiere, glühend gemachte Stühle, Hacken und Nägel, Werkzeuge die Glieder auseinander zu reißen und zusammen zu pressen, waren einige der gewöhnlichen Drangsale, die der Christen warteten; und so zeigte sich die sinnreiche Grausamkeit der Heiden, wie sie Cyprian nennt, täglich in neuen Erfindungen. Mit edler Standhaftigkeit und unerschütterlichem Muth erduldeten Viele den grausamen Märtyrertod, und gingen freudig in das

Land der Ueberwinder über. Andere büßten alle ihre Habe ein, und wurden in allen Richtungen in die Wildniß der Barbaren hinausgejagt; und man hat alle Ursache anzunehmen, was auch einzelne Spuren der Kirchengeschichte bestätigen, daß um diese Zeit Schaaren verjagter Christen in die Wildnisse der Barbaren hinauszogen, und sich in denselbigen ansiedelten, um in der Verborgenheit ein stilles Leben der Gottseligkeit zu führen, und unter den rohen Götzendienern Galliens und Deutschlands die Erkenntniß Christi auszubreiten. Wieder andere flüchteten sich in ihrem eigenen Vaterlande in abgelegene Gegenden, auf hohe Gebirge, in unzugängliche Klüfte und Höhlen, und lebten von den Wurzeln des Waldes im verborgenen Umgang mit dem Herrn, den ihre Seele liebte, und mit stiller Selbstbetrachtung und Gebet beschäftigt. So entstand in diesen Tagen das Einsiedlerleben der frühern Kirche, das seinen nächsten Grund nicht im Wesen des Christenthumes, sondern im schweren Drang der Umstände hatte, und das oft dem verfolgten Christen, der seine geliebte Heimath nicht ganz verlassen konnte oder wollte, die einzige Zufluchtsstätte darbot, um sich einem martervollen Tode zu entziehen.

§. 35.

Während auf diese Weise viele Glaubige alle Martern und selbst den Tod lieber erduldeten, als daß sie Christum verläugnet hätten, und andere in zahlreichen Schaaren ihr Vaterland verließen, um sich außerhalb desselben in der Barbarenwelt anzusiedeln, war unter der Hitze der Trübsal auch eine große Anzahl von Christen von ihrem Bekenntnisse zum Herrn treulos abgefallen. Beispiele dieser Art waren bis auf diese Zeit selten gesehen worden. Zwar hatte es auch früher nicht an Einzelnen gefehlt, welche unter der Hitze der Verfolgung in ihrem Glauben schwach wurden, denselbigen aus banger Todesfurcht eine Zeitlang verläugneten,

oder wohl gar ganz zum Heidenthum zurückfielen. Aber dießmal gingen, besonders in den afrikanischen Provinzen, Schaaren von Christen schon im ersten Anfang der Verfolgung treulos zum Feinde über, und verläugneten den Herrn, der sie erkauft hat mit seinem Blute. Manche derselben erkauften sich um Geld von der verfolgenden Obrigkeit einen Freischein, in welchem ihnen das Zeugniß eines Götzendieners gegeben war; Andere opferten dem Götzen, und brachten Weihrauch dar; noch Andere eilten unaufgefordert zu dem Götzenaltare hin, und versicherten mit aller Dreistigkeit, sie wären niemals Christen gewesen. Zu diesem beklagenswerthen Abfalle scheint besonders das schlechte Beispiel einiger Christenlehrer mitgewirkt zu haben, welche das Zutrauen ihrer Gemeinden genossen hatten, und jetzt schon im ersten Anfang der Noth treulos von ihrem Glauben abfielen. Wer das menschliche Herz kennt, weiß gar wohl, mit welch unwiderstehlicher Gewalt schlechte Beispiele dieser Art auf die unbefestigten Gemüther zurückwirken, und wie, wenn ein vermeintlicher Held im Streit den Muth verloren hat, Hunderte mit ihm zugleich zu Boden sinken. So ward die blühende Gemeinde zu Carthago beinahe gänzlich zerstört, und mit tiefer Wehmuth beklagt der fromme Bischof derselbigen, Cyprian, in einer seiner Schriften (de lapsis p. 122) diesen kummervollen Unfall: „Eine große Menge unserer Brüder, schreibt er, verriethen ihren Glauben gleich bei den ersten Drohungen des Feindes; sie wurden nicht durch die Heftigkeit der Verfolgung niedergeworfen, sondern sie warfen sich selbst durch einen freiwilligen Fall nieder. Was ist denn Unerhörtes und Neues gekommen, daß der Christo geschworene Eid, gleich als wäre ein ganz unerwarteter Zustand eingetreten, so verwegen und eilfertig übertreten wurde? Hat nicht die heilige Schrift dergleichen Bedrückungen der Frommen lange und oft vorhergesagt? Hat sie nicht unsern Glauben gegen dieselbige durch Ermahnungen, Warnungen und Drohungen

gestärkt? Aber Alles dieses haben einige unter uns schändlich vergessen. Sie haben ihren Glauben verläugnet, ehe man sich ihrer noch bemächtigte, oder sie zu Rede stellte; sie haben nicht einmal einen Schein des Zwanges angenommen. Es schien als ob ihnen eine erwünschte Gelegenheit damit gekommen wäre, und manche, die wegen einbrechender Nacht von der Obrigkeit auf den folgenden Tag verwiesen wurden, baten, sie sogleich abzufertigen. — Aber da hast du ja deine Seligkeit aufgeopfert, deine Hoffnung und deinen Glauben in dem unglücklichen Feuer des Götzenaltares zugleich verbrannt. Vielen war auch ihr eigener Untergang nicht einmal genug; man munterte sich unter einander zum Verderben auf. Um das Verbrechen vollkommen zu machen, wurden Kinder durch ihrer Eltern Hände genöthigt, daran Theil zu nehmen, und so verloren sie das, was sie bei ihrer heiligen Taufe empfangen hatten."

§. 36.

Erfahrungen dieser Art gehören unstreitig zu den schmerzhaftesten Erscheinungen der Missionsgeschichte, und sie sind vollkommen dazu geeignet, die Geduld und den beharrlichen Glaubensmuth der Streiter Christi in der Gluth der Anfechtung zu läutern. Immerhin läßt sich im Dienste Gottes und der Menschenliebe leicht ein Opfer der Verläugnung bringen, wenn der ausgestreuete Saame auf dem mühsam gepflügten Acker lieblich aufkeimt, und eine reiche Erndte für das ewige Leben verheißt. Auch das Leben läßt sich noch in der Nachfolge Christi daran wagen, wenn unsterbliche Menschenseelen bewahrt werden sollen im Glauben zur Seligkeit. Aber wenn ein schönes Saatfeld der Christenhoffnung unter dem Sturmgewitter der Trübsal zu Grunde gerichtet zu werden droht, wenn das, was zur Verherrlichung Gottes der Glaube für immer errungen zu haben hofft, eine leichte Beute des Feindes wird, und gleich der

Blume des Feldes in der Hitze der Anfechtung verdorrt, so gehört eine solche Erfahrung zu den schwersten Prüfungen, die den Boten Christi in der Heidenwelt treffen können. Freilich kommt ein solcher Rückfall eben nicht plötzlich und unvorbereitet; es sind viele stille Untreuen auf den Wegen Gottes vorhergegangen, die für geringe geachtet wurden, ehe der Sturmwind der Anfechtung im Schooße der Kirche Christi so gewaltige Niederlagen anzurichten vermag. Dieß war gerade in den zahlreichen Missionsgemeinden jener Zeit, und namentlich in den afrikanischen der traurige Fall gewesen, worüber der ehrwürdige Bischof Cyprian laute Klage zu führen im Eifer der Gottseligkeit sich gedrungen fühlte: „Der Herr wollte die Seinigen prüfen, schreibt derselbige, (de lapsis p. 123) und weil ein langer Friede die uns von Gott vorgeschriebene Tugend verdorben hatte, so hat die göttliche Strafe den gefallenen, und fast möchte ich sagen, schlafenden Glauben aufgerichtet. Wir hatten durch unsere Sünden verdient, noch mehr zu leiden, aber unser gnädige Herr veranstaltete Alles dergestalt, daß Alles was geschehen ist, mehr eine Prüfung als eine Verfolgung zu seyn schien. Ein jeder war nur bemüht, sein Vermögen zu vergrößern; uneingedenk dessen, was die Gläubigen entweder zu den Zeiten der Apostel gethan hatten, oder stets zu thun schuldig sind, trachteten sie mit unersättlicher Begierde nach ansehnlichen Gütern. In der Verwaltung des Lehramts gab es keine wahre Frömmigkeit, in den Kirchenbedienungen keine unverfälschte Treue; kein Mitleiden in den Werken der Liebe, keine Zucht in den Sitten. Männer schoren ihren Bart ab, und Frauenspersonen verfälschten ihre Gestalt durch Schminke. Eben so verunstaltete man die von Gottes Händen bereitete Augen, und gab den Haaren eine lügenhafte Farbe. Es wurde nicht blos leichtsinnig, sondern auch falsch geschworen. Viele Bischöfe, welche Andern zur Erbauung und zum Beispiel hätten dienen sollen, mischten sich mit Hintansetzung,

ihres geistlichen Amtes in weltliche Dinge ein, verließen ihren Lehrstuhl und ihre Gemeine, um in fremden Landschaften herumzuirren, und einem einträglichen Gewerbe nachzugeben. Den hungrigen Brüdern in der Gemeine leistete man keinen Beistand; man wollte nur viel Geld haben; riß habsüchtig liegende Gründe an sich, und wucherte mit immer stärkern Zinsen. Was verdienten wir nicht für solche Sünden zu leiden?"

§. 37.

Mögen immerhin von dem frommen Bischof, den unter solchen schmerzhaften Erfahrungen sein glühender Eifer für die Ehre des Herrn, und die Rettung seiner Brüder beinahe verzehrte, die Farben in diesem Trauergemälde zu stark aufgetragen worden seyn, so lag doch wohl viel Wahres in dieser Schilderung, das auch andere Zeugnisse bestätigen; während auf der andern Seite im Laufe dieser Verfolgung die herrlichsten Beispiele der edelsten Großmuth, und der freudigsten Aufopferung für das Werk des Herrn uns in derselbigen begegnen, zu welcher nur der zum Gold geläuterte Glaube begeistern konnte. Was wohl noch der größere Verlust von diesem beklagenswerthen Rückfalle vieler Christen für die Kirche Jesu war, so entwickelte sich aus ihm in ihrem eigenen Schooße eine Reihe innerer Zwistigkeiten, welche geraume Zeit mit Bitterkeit fortgeführt wurden, und das ehrwürdige Bild vielfältig verunstalteten, das die Gemeine des Herrn im Kampf mit dem Argen bisher getragen hatte. Es war ein Glück für die damalige Christenwelt, daß der verfolgende Kaiser Decius frühe schon (J. Ch. 251) sein Leben in einem blutigen Krieg gegen die Gothen an den Ufern der Donau endigte, welche mit stürmender Gewalt durch Thrazien und Macedonien bis an die Grenzen Griechenlandes vorgedrungen waren, und das römische Reich erschütterten. Auf Decius folgten abermal mehrere kurze Kaiser-Regierungen, welche zwar meist dieselben Regierungs-Grund-

sätze wie er selbst befolgten, und die Christen als Feinde des Staates und der Ordnung haßten, jedoch zu kurz dauerten, als daß sie etwas Bedeutendes gegen dieselbe auszurichten vermochten. Der Kaiser Valerian (J. Ch. 254—259) zeigte sich in den ersten Jahren seiner Regierung den Christen sehr günstig, aber vom Jahr 257 an änderte er sein Verfahren, und begann die Christen zu verfolgen, und besonders die Bischöfe und Geistliche derselben von ihren Gemeinden loszutrennen, und sie körperlich zu mishandeln, oder zu harter Arbeit in den Bergwerken zu verurtheilen. Auf diese Weise wurden viele der edelsten Christen mit ihren Lehrern der Gemeinde entzogen, und in unterirdischen Gefängnissen langsam das Opfer ihrer beharrlichen Treue an den Herrn. Cyprian, welcher selbst von seiner Stelle hatte weichen müssen, und der jetzt, vom verborgenen Orte seines Exiles aus, die mishandelten Brüder für ihre leiblichen und geistlichen Bedürfnisse mit der größten Thätigkeit versorgte, schreibt hievon am Orte seiner Verbannung (ep. 77): „In den Bergwerken wird der Leib nicht durch Betten und Kissen aber durch den Trost und die Wonne Christi erquickt. Auf der Erde liegen die durch Arbeit ermüdeten Glieder; aber es ist keine Strafe mit Christo da zu liegen. Wenn auch der äußere Mensch vom Schmutz bedeckt ist, so wird dennoch der inwendige Mensch durch den Geist Gottes gereiniget. Es ist wenig Brod da; aber der Mensch lebt nicht allein vom Brode, sondern auch von dem Worte Gottes. Es fehlt an Kleidern in der Kälte; aber wer Christum angezogen hat, hat Kleid und Schmuck genug. Auch darin, meine theuersten Brüder, kann euer Glaube keinen Mangel empfinden, wenn ihr jetzt das Abendmahl nicht feiern könnt. Ihr feiert das herrlichste Abendmahl, ihr bringt Gott das köstlichste Opfer dar, da die heilige Schrift sagt: ein zerschlagenes und zerknirschtes Herze ist das Gott wohlgefällige Opfer. Ihr selbst bringt euch Gott als heiliges, reines Opfer dar. Eurem

Beispiel — schreibt er den Geistlichen — ist ein großer Theil der Gemeinde gefolgt, die mit euch bekannt haben, und durch das Band der stärksten Liebe mit euch verbunden, durch Kerker und Bergwerke von ihren Hirten nicht getrennt werden konnten. Auch Jungfrauen und Knaben sind unter euch. Welche Kraft eines siegreichen Gewissens habt ihr jetzt, welchen Triumph in euren Herzen, in den Bergwerken zu wandeln, mit gefangenem Leibe, aber mit einem Herzen, das sich der Herrschaft bewußt ist; zu wissen, daß Christus bei euch sey, indem er sich freut des Duldens seiner Knechte, die auf seinen Fußstapfen, und seinen Wegen ins Reich der Ewigkeit eingehen."

§. 38.

Wir hatten in unserer Missionsgeschichte schon öfters Gelegenheit, den ehrwürdigen Namen des damaligen Bischofs der karthaginensischen Gemeinde, Cyprian, zu nennen. Wie leicht ihn auch bisweilen der hohe Ernst seines sittlichen Charakters, und der glühende Eifer für die Ehre seines Herrn, dem er mit Freuden diente, im Drang der Umstände zu Aeußerungen und Schritten hinreißen konnte, welche dem Geist der Demuth und der sanftmüthigen Milde gegen gefallene Brüder nicht immer angemessen waren, so ist er doch den ausgezeichnetsten Knechten Gottes in dieser Zeit mit vollkommenem Rechte beizuzählen, welche durch Wort und That und Schrift eine Zierde der Kirche Christi waren, und lebendige Säulen der Wahrheit, an denen sich Viele aus dem Tode zum Leben aufrichteten. Cyprian wurde gegen das Jahr 200 in Afrika von heidnischen Eltern geboren, und war vor seiner Bekehrung zum Christenthum ein eifriger Götzendiener, welcher die Magie studierte. Einst gab ihm ein christlicher Bruder die heiligen Schriften in die Hände, die er sorgfältig las, und die einen so durchgreifenden Eindruck auf sein Gemüth machten, daß er sich (etwa in seinem 44 Jahr)

entschloß, ein Christ zu werden. Nun verkaufte er Hab und Gut, theilte den Erlös unter die Armen aus, und ließ sich taufen. Nach einer Reihe von Jahren, in denen er sich durch seinen entschiedenen kräftigen Christencharakter auszeichnete, ward er zum Bischof von Carthago gewählt. Von nun an nahm er nicht blos die zahlreiche Heerde der karthaginensischen Christen, sondern auch die vielen Christengemeinden in Numidien und Mauritanien, in seine treue Hirtenpflege auf, und vertheidigte muthig und besonnen in lehrreichen Schriften die christliche Religion wider die zahlreichen heidnischen Widersacher, welche dieselbe in Schriften bekämpften. Im Jahr 250 wurde er vom Kaiser Decius verfolgt, und sollte den Löwen vorgeworfen werden; er floh in die afrikanische Wüste, und schrieb von hier aus eine Reihe herrlicher Ermunterungsbriefe an seine verfolgten Brüder, um sie zu standhafter Treue am Bekenntniß Christi anzufrischen. Nach Decius Tode kehrte er nach Carthago zurück, wo er in großem Segen arbeitete, und mit unermüdetem Eifer die Wunden zu heilen versuchte, welche besonders dieser Gemeinde die Verfolgung geschlagen hatte. Im Jahr 257 ward er abermals verbannt, kehrte jedoch bald zu seiner Gemeinde wieder zurück, und verlor im Jahre 258, unter dem Schlachtbeile, auf sein muthiges Bekenntniß, sein Leben als Blutzeuge Christi.

§. 39.

Valerians Verfolgung wurde in den letzten Jahren heftiger, aber je mehr er seine grausamen Maßregeln steigerte, desto mehr mußte er inne werden, daß auch der Hölle Pforten die Gemeinde Christi nicht zu überwältigen vermochten. Wohin immer in der Wildniß die Lehrer der Christen verbannt wurden, da sammelte sich eine Gemeinde Gottes um sie her, und in manchen Gegenden, wohin noch kein Saame des Evangeliums gefallen war, wurde durch die verbannten Christen, die

durch Wort und Leben ihrem Glauben Zeugniß gaben, das Reich Gottes aufgebaut. So bemerkt der damalige Bischof Dionysius, der in die Einöde Lybiens hinausgejagt worden war (Euseb. Kirchengesch. B. 7. K. 11.): „Zuerst wurden wir verfolgt und gesteinigt; sodann aber verließen nicht wenige von den Heiden die Götzen, und bekehrten sich zu Gott. Durch uns wurde zuerst ein Saame des Wortes dahin gebracht, und gleich als ob uns Gott blos deshalb dahin geführt hätte, rief er uns wieder hinweg, nachdem wir diesen Beruf erfüllt hatten."

Während auf diese Weise in verschiedenen Provinzen des Reichs der Verfolgungsgeist wüthete, schlug auch dem Verfolger die Stunde seiner Züchtigung (J. C. 259.). Valerian würde nämlich mit dem Könige von Persien, Sapur, in einen gefahrvollen Krieg verwickelt, in demselben überwunden, und er selbst zum Gefangenen gemacht. Der persische König behandelte ihn in der Gefangenschaft gleich dem niedrigsten Sklaven, und so oft er zu Pferde stieg, mußte der gefangene Kaiser vor ihm auf den Boden sich niederlegen, und über seinen Körper hin bestieg er sein Pferd. Nach einer traurigen Gefangenschaft wurden ihm am Ende die Augen ausgestochen, und er auf eine jammervolle Weise ums Leben gebracht.

§. 40.

Nach Valerians Tode folgte ein Kaiser auf den andern, und immer ward der vorhergehende wieder ermordet, und von den Armeen ein neuer Regent auf den Thron gesetzt. Für die Kirche Christi folgte jetzt wieder eine Zeit der Ruhe und Erquickung, indem schon Valerians Sohn, der Kaiser Gallien, ein Edikt zu ihren Gunsten erließ, wodurch den Christen freie Religionsübung gestattet, und von dem Kaiser geboten wurde, daß ihnen ihre confiscirten Güterstücke wieder zurückgegeben werden sollten. Aber noch wichtiger für sie war der Umstand, daß nun zum erstenmal nach Jahrhunderten

kärglicher Duldung und Verfolgung, die christliche Kirche als gesetzmäßig bestehender Körper von der Regierung förmlich anerkannt, und ihr eben damit das Recht zugesichert wurde, ein gemeinsames Gut zu besitzen. Hiedurch wurde in der Lage der Christen im römischen Reiche eine wesentliche und folgenreiche Veränderung hervorgebracht, und der längst erwartete Schritt war nun geschehen, nach welchem die bisher unstät umhergeworfene Gemeinde Jesu in den Provinzen des römischen Reiches als Kirche, welche die Gestattung des Staates für sich hatte, sich niederlassen konnte. Freilich wurde der heitere Himmel, welcher dem Wachsthum der Kirche Christi so freundlich zulächelte, da und dort durch gewaltthätige Eingriffe ihrer Widersacher bisweilen wieder getrübt, und der aufmerksame Christ, der in jenen Tagen die Zeichen seiner Zeit lernbegierig beobachtete, mußte in denselbigen mehr als ein deutliches Merkmal erkennen, daß die große Wiedergeburtsstunde des römischen Reiches eben noch nicht vorüber sey. Dabei blieb es immer eine dankwerthe Wohlthat des Herrn, daß über 40 Jahre lang der Gemeinde ein Zustand des Friedens und der Ruhe zu Theil ward, in welchem sie sich innerlich begründen, und auf die kommenden Tage der Noth vorbereiten konnte. Wirklich nahm auch in dieser Zeit die Zahl der Christen unter allen Ständen mächtig zu, und in manchen Provinzen des Reichs mochte wohl der bei weitem größere Theil der Einwohner der Kirche Christi zugehören. Freilich kamen mit der Menge derer, welche jetzt durch hoffnungsvollere Aussichten gelockt wurden, sich zum Christenthum zu bekennen, auch viele unwürdige Mitglieder in die Christenverbindung herüber, welche ihre heidnischen Laster mitbrachten, und jetzt auf dem Acker der Kirche in beklagenswerther Mischung als Unkraut neben dem guten Waizen aufwuchsen. Aber so hatte es ja das Auge des Herrn Jahrhunderte zuvor von seiner Kirche vorausgesehen, und seinen Knechten geboten, beides mit einander

wachsen zu lassen, bis zur Erndtezeit. Eusebius schildert uns den Zustand der Kirche in jenen Tagen in folgenden merkwürdigen Worten, welche besonders von den letzten Jahren dieses Jahrhunderts galten (Kirchengesch. B. 8. K. 1.): „Die damaligen Kaiser waren der Sache des Christenthums so günstig, daß sie die angesehensten Würden und Aemter des Staates Christen anvertrauten. Die meisten Staatsdiener, die am Hofe lebten, trugen den Christennamen; alle Christen durften ihre Religion öffentlich bekennen; die Heiden gingen schaarenweise zum Christenthum über; Kirchen wurden in allen Städten aufgebaut; die alten zu eng gewordenen Bethäuser erweitert; die Bischöfe überall hervorgezogen und geehret; die Kaiser selbst bezeugten der Kirche ihre Hochachtung; manche ihrer Gemahlinnen waren Christinnen, und bei weitem der größte Theil der römischen Bevölkerung hatte dem Heidenthume entsagt, und das Christenthum angenommen. Also wuchs der Wohlstand der Kirche Christi in jener Zeit täglich und augenscheinlich, und der Teufel selbst konnte denselbigen nicht hindern, so lange die Rechte des Herrn sein Volk beschützte. Aber ach, setzt er klagend hinzu, unsere Sache ist durch allzu große Freiheit und Milde ausgeartet. Ein Christ haßt den andern, Bischöfe streiten mit Bischöfen, und Sektengeist, Heuchelei und Ruchlosigkeit hat in den Gemeinden Christi überhand genommen." — Dieses Bild entwirft der Kirchenvater von dem damaligen Zustande der Gemeinde Gottes; und es ist höchst beklagenswerth, daß das rege Leben des Christenthums mit guten Tagen nach dem Fleisch sich nach dem Zeugniß der Geschichte viel seltener verträgt, als mit Trübsal, die wohl benützt zum Reiche Christi führt.

§. 41.

Nach oftmaligem Regentenwechsel bestieg (J. C. 284.) Diocletian den Thron, welcher zuerst allein, dann bald seit dem Jahr 286 mit Maximilian Herkuleus das

Reich regierte. Letzterem, einem rohen wilden Krieger, waren die westlichen Provinzen des Reichs überlassen, und er schlug bald zu Trier bald zu Mailand seinen Sitz auf. Ersterer leitete die Angelegenheiten des Orientes und wohnte zu Nikomedien in Bithynien. Diokletian war zu klug, um nicht einzusehen, wie sehr er Ursache habe, der besonders in seinen Provinzen so mächtigen Christenpartbie zu schonen, die, im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung, nicht nur täglich diewachsende Mehrheit gewann, sondern auch mehr innere geistige Kraft besaß als die heidnische, und unter sich viel enger verkettet war als jene. Dabei trug Diokletian große politische Plane in seinem Herzen, die seine ganze Seele fesselten, für deren glückliche Ausführung er der Christen sowohl als der Heiden bedurfte, und die von seiner Seite ein Betragen forderten, das, ohne die Christen von sich abzustoßen, den Heiden zugleich wohl gefiel. Diokletian glaubte sich nämlich innerlich berufen, den tausendfach zerrissenen römischen Staatskörper wieder zu einem Ganzen zu verbinden, und der Begründer einer neuen dauerhaften Staatsverfassung zu werden. Die alte Republik wieder herzustellen, dafür hatte auch er die Hoffnung aufgegeben. Kein anderes Mittel war daher übrig, als den orientalischen Despotismus einzuführen. Die Schwierigkeiten, die solchem Beginnen sich entgegenstellten, waren eben nicht groß, und die Gemüther reif dazu geworden. Nur den schwachen Schein republikanischer Formen brauchte man umzustoßen. Vor allem durfte Rom, an das so viele Erinnerungen der alten Zeit geknüpft waren, nicht mehr der Sitz des Reiches seyn, den er nach Nikomedien verlegte; indeß er während einer 20jährigen Regierung Rom nur einmal besuchte. So ward auch der letzte Funke des Einflusses vertilgt, den der Senat bisher auf die Regierung geäußert hatte, und Diokletian war unumschränkter Alleinherrscher geworden. Aber damit war freilich dem Strome des Verderbens keineswegs abge-

holfen, der die letzten Kräfte des Staates zu Grund richtete. Diokletian fühlte, daß die allmächtige Hand Gottes, die er nicht kannte, sich aufgemacht hatte, ein Neues zu schaffen. Das einzige Lebenselement der neuen Schöpfung lag in dem herrlichen Evangelio vom Sohne Gottes, das der Kirche Christi anvertrauet war; aber statt auf diesen Grund das neue Gebäude aufzurichten, glaubte er vielmehr in unbedingter Herrscherwillkühr das letzte Rettungsmittel des Staates zu finden, das ihn aber dem Abgrund des Verderbens nur desto schneller entgegenführte.

Verwickelt in diese politischen Plane, die dem römischen Reich seinen alten Glanz wieder geben sollten, floßen unter Diokletians Regierung die letzten 16 Jahre des dritten Jahrhunderts ruhig für die Christen vorüber, und so fühlbar es ihnen auch seyn mußte, daß sie von einem Manne wie er war, und noch weniger von seinem Theilnehmer an der Regierung, wirkliche Förderung für die Sache des Christenthums erwarten durften, so willkommen mußte ihnen die Wohlthat seyn, unangefochten von Außen ihren Glauben frei bekennen, und die Zahl der Verehrer Christi unter allen Ständen des Volkes unaufhaltsam sich vermehren sehen zu dürfen.

§. 42.

Wir können nicht von diesem Jahrhundert scheiden, in welchem zunächst die Geschichte der äußern Schicksale der Gemeinde Jesu unsere theilnehmende Aufmerksamkeit auf sich zog, ohne noch einmal auf sie selbst und ihren innern Bestand zurückzublicken, und einige der hervorstechendsten Züge zusammenzulesen, in denen sich im stillen Entwicklungsgange des zweiten und dritten Jahrhunderts ihr ehrwürdiges Bild uns vor die Augen stellt. Noch ist für sie ein einziger entscheidender Schritt zu thun übrig, den bereits auf verborgenem Wege die Weisheit Gottes angebahnet hat, und sie hat nach langen blutigen Kämpfen ihr bürgerliches und kirchliches

Daseyn für immer gewonnen, und ist geachtete Mitbürgerinn und Mitgehülfinn des Staates geworden, der sie so lange mit allen Waffen der Gewalt und Arglist verfolgte. Wir möchten sie in der eigenthümlichen Gestalt, in welcher wir sie im Laufe dieser beiden Jahrhunderte in ihren tausendfachen Verwicklungen mit dem feindseligen Weltwesen erblicken, am liebsten eine Missionsgemeinde nennen, weil sie noch durchgängig auf freiwilliger Privatvereinigung ruht, im öffentlichen Staatsleben bis jetzt weder Anerkenntniß noch Unterstützung gefunden hat, und in völliger Unabhängigkeit von bürgerlichen Verhältnissen ihre Angelegenheiten aus sich selbst besorgt. Beim Zusammenlesen dieser einzelnen Züge aus dem Charakter der Gemeinde Jesu kann uns die allgemeine Bemerkung nicht entgehen, daß ihr Bild in der letzten Hälfte des dritten Jahrhunderts bereits ein vielfach anderes zu werden beginnt, als es im Laufe des zweiten Jahrhunderts gewesen war. Mit dem Eintritt des Evangeliums unter die höhern Stände der bürgerlichen Gesellschaft, und der mächtigen Erweiterung ihrer Grenzen im Allgemeinen, wird auch die Mischung von Gutem und Bösem auffallender und hervortretender, als sie bei der kleinern Zahl ihrer Bekenner und in ihren früher durch äußerliche Verhältnisse minder verwickelten Verbindungen gewesen war, in denen noch eine strenge Gemeindezucht und Aufsicht auf den Wandel des Einzelnen ihren heilsamen Einfluß ausüben konnte. Von der Mitte des dritten Jahrhunderts an erheben sich da und dort wehmüthige Klagen über den Anfang eines innern geistigen Verfalles, und der Ausartung in fleischlichen Sinn, wie wir sie im Schooße der Christengemeinde zuvor nicht angetroffen haben. Aber wie viel Ursache auch einzelne treue Christenlehrer dieser Zeit gehabt haben mögen, diese wehmüthigen Herzensergießungen über die Abnahme des christlichen Sinnes hie und da laut werden zu lassen, so treffen wir doch am Schluße des dritten Jahrhunderts noch immer eine ehrwürdige

Gemeinde in den Provinzen des römischen Reiches an, in welcher Christus eine Gestalt gewonnen hat, und die errettet von der Macht der Finsterniß, und versetzt in das Reich des Sohnes Gottes, noch immer das Edelste in sich vereinigt, was jenes Zeitalter in sich faßt, und durch Wort und That die Tugenden dessen verkündigt, der sie berufen hat aus der Finsterniß zu seinem wunderbaren Lichte.

§. 43.

Schon ihre einfachen äußern Gemeindeeinrichtungen, die sich im Laufe dieser beiden Jahrhunderte weiter ausbildeten, verkündigten den hohen und freisinnigen Geist, der sie in Bewegung setzte. Diese Einrichtungen waren durchgängig auf das gemeinsame Anerkenntniß der sittlichen Würde der Menschennatur in Christo, so wie auf eine edle Freiheitsliebe gebaut, die dem einzelnen Mitgliede im Gebiete dieser brüderlichen Kreise um so wohlthuender und kostbarer seyn mußte, jemehr nach außen der Freiheitssinn der alten Römerwelt, aus allen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens gewaltsam verdrängt wurde. Als Mitglieder einer Gemeinde Gottes waren sie alle, zu welchen Ständen der Gesellschaft sie immer gehören mochten, einander gleich; sie fühlten und achteten sich als Brüder und Schwestern in Christo, ihrem unsichtbaren Oberhaupte, der sie alle mit demselben kostbaren Lösegeld seines Blutes zu seinem Eigenthum erkauft hat. Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater Aller, der da ist über Alle, und durch Alle, und in Allen (Ephes. 4, 4. 6.): dieß war der große apostolische Grundsatz, der sie zu Gliedern einer Gottesfamilie verknüpfte, und ihnen das, oft mit den schwersten Opfern erkaufte, Glück süß und theuer machte, einer Verbindung anzugehören, in welcher nicht Knecht noch Freier gilt, sondern Alle Eines sind, in Christo Jesu, ihrem Herrn. Die überschwengliche Kraft dieses Lebensgrundsatzes zeigte sich in der Gemeinde

Jesu in desto herrlicherem Lichte, je mehr das Evangelium auch unter den vornehmen und einflußreichen Ständen der Gesellschaft seine treuen Freunde fand, und je wundersamer es den Heiden erscheinen mußte, wenn Gelehrte, Philosophen, Staatsmänner und ausgezeichnete Offiziere sich liebend zu ihren armen christlichen Brüdern herabließen, und kein Bedenken trugen, vertraulichen Umgang mit denselbigen zu pflegen, und sich in demselben Religionsunterrichte und in denselben Uebungen der Gottesverehrung brüderlich an sie anzuschließen. So ward im Stillen durch die Hand des Herrn im Heiligthum der Menschenherzen und der häuslichen Kreise eine neue Welt der geistigen Freiheit aufgebaut, indeß die alte Welt der bürgerlichen Freiheit je mehr und mehr in ihren modernden Trümmern zusammenstürzte, um nach den Stürmen der Gegenwart aufs Neue auf heiligem Boden wieder aufzublühen.

§ 41.

Der Aelteste, dem aus freier Wahl der Gemeinde, und mit dem Zutrauen aller, als dem Würdigsten das christliche Lehramt, und die Führung ihrer geistlichen Angelegenheiten anvertraut war, hieß der Bischoff der Gemeinde, dem die erforderliche Anzahl von Gehülfen als Mitälteste (Presbyter) und Helfer (Diaconen) zur Seite standen, während für das weibliche Geschlecht, nach dem Sinne des Orientes, Diakonissinnen zur speziellen Pflege angeordnet waren. Seit dem Hingang der Apostel wurden die Bischöffe sowohl als die übrigen Kirchendiener von der Gemeinde selbst zum Werke des Amtes berufen und eingesetzt. Erst die spätere Zeit, in welcher Staat und Kirche je mehr und mehr in Einem Verband zusammen schmolzen, entzog dieses freie Wahl- und Ernennungsrecht den einzelnen Gemeinden, um dasselbe auf die vorgesetzte Staats- und Kirchenbehörde überzutragen. Die Natur einer staatskirchlichen Verfassung brachte es also mit sich; aber noch war im Laufe dieser

Jahrhunderte keine zu einem gemeinsamen Körper vereinigte Kirche vorhanden, sondern es waren mehr oder weniger vereinzelte Vereinigungen, von denen jedes einzelne Mitglied bei kärglicher Duldung oder unter blutiger Verfolgung seine Seele in den Händen tragen mußte, wenn es seinem Glauben an den Herrn Jesum treu bleiben wollte. Bei der Verbreitung des Christenthums unter den Landbewohnern waren auch bald besondere Aufseher und Führer der Landgemeinden erforderlich, welche gewöhnlich Landbischöffe genannt wurden, und den Bischöffen der Stadtgemeinden beigeordnet waren. Alle diese Bischöffe waren der Würde nach einander gleich, wenn nicht Alter, vorzügliche Brauchbarkeit im Dienste Christi, und ausgezeichneter Eifer dem einen einen persönlichen Vorzug vor dem Andern verlieh. Indeß war es altes und natürliches Herkommen, denjenigen Gemeinden, welche die Apostel selbst gestiftet hatten, und die sich durch Missionsthätigkeit auszeichneten, freiwillig ein größeres Ansehen zuzuerkennen, und bei etwaigen Streitigkeiten, in Sachen des Glaubens oder der Gemeindeeinrichtung, die Bischöffe derselbigen brüderlich zu Rathe zu ziehen. So kam es, daß die Gemeinde zu Rom für die abendländischen Provinzen des römischen Reiches, die Gemeinde zu Antiochia für die morgenländischen, so wie die Gemeinde zu Alexandria oder Carthago für die übrigen afrikanischen Christenvereine als Muttergesellschaft betrachtet wurde, deren Bischöffen frühe schon ein höheres Ansehen zugestanden war, und nach deren Vorgang und Beispiel sich gerne die andern Gemeinden richteten.

§. 45.

Da auf diese Weise mit dem Fortgange der Zeit die Gesellschaft der Christen je mehr und mehr heranwuchs, die aus einer Menge einzelner Gemeinden zusammengesetzt war, welche durch den gleichen Genuß höherer Güter und Vorrechte sich mit einander verknüpft fühlten, die Schicksale, welche sie erfuhren, mit dem gleichen

Interesse betrachteten, und überhaupt durch Einigkeit mehr Festigkeit und Kraft gegen die mächtigen Anläufe von Außen her zu gewinnen, sich ernstlich angelegen seyn lassen mußten; so war es in hohem Grade für sie nützlich und nothwendig, in gemeinschaftlichen Zusammenkünften das gemeinschaftliche Wohl Aller zu berathen, um mit vereinten Kräften dem gemeinschaftlichen Feinde entgegen zu ziehen. In den ersten Zeiten des Christenthums hatten die Bekenner desselben noch zu wenige Verbindung unter einander, als daß dergleichen Zusammenkünfte, die sie Synoden nannten, hätten Statt finden können. Mit ihrer Anzahl wuchs auch ihr gemeinschaftliches Interesse, so wie die Verwicklung ihrer Angelegenheiten; Streitigkeiten einzelner Gemeinden gingen leichter in andere über; und es entwickelten sich aus ihrem Wachsthume so manche ernste Fragen, die einer gemeinsamen Berathung und dergleichen Beurtheilung bedurften, wenn die Entscheidung als allgemeine Regel gelten sollte. So entstanden nach und nach die Kirchenversammlungen, welche in der spätern Zeit einen so entscheidenden Einfluß auf den Entwicklungsgang der Kirche Christi ausübten. Wir finden sie in Kleinasien schon im Laufe des zweiten Jahrhunderts, und sie werden immer häufiger und allgemeiner in der spätern Zeit. Es war natürlich, daß Versammlungen dieser Art gewöhnlich in der Hauptstadt eines Landes gehalten wurden; und so kam es denn auch, daß die Bischöffe einer solchen Stadtgemeinde nach und nach einen besondern Vorrang vor den übrigen gewannen, und zur Bezeichnung ihrer höhern Würde den Namen der Metropolitanen (Erzbischöffe) sich beilegten. Auf demselben Wege gingen an diese Kirchenversammlungen, so wie an das einzelne Bischoffsamt, gewisse Vorrechte der kirchlichen Verwaltung über, welche bisher die Gemeinden selbst ausgeübt hatten, und die jetzt nach und nach als besondere Vorrechte des geistlichen Standes betrachtet zu werden pflegten.

§. 46.

Doch wir kehren von diesen äußerlichen Einrichtungen, deren Entstehungsweise unsere Missionsgeschichte blos kürzlich anzudeuten hatte, zu dem ehrwürdigen Bilde der Gemeinde Jesu selbst zurück. Wenn Christen durch die ihnen wiederfahrene Gnade Gottes berufen sind, zu scheinen als Lichter mitten unter einem argen und verkehrten Geschlechte der Menschen, (Philip. 2, 15.) so ist es eine wahrhaft erquickliche Wahrnehmung, welche uns in so vielfacher Weise die Geschichte unserer christlichen Brüder im Laufe dieser beiden Jahrhunderte vor die Augen stellt, daß viele derselben diesen heiligen Beruf treulich erfüllt, und durch Wort und Wandel den Namen des Herrn Jesu unter den Heiden verherrlicht haben. Der heilsame Eindruck den das Werk Christi auf die sie umgebende Heidenwelt gemacht hat, und durch welchen Tausende derselben für den Glauben der Christen gewonnen wurden, ging nicht sowohl aus ihrer großen Geschäftigkeit, den Heiden das Evangelium zu verkündigen, als vielmehr aus dem stillen Zeugnisse hervor, das im Thun und Leiden der Christen lag, und das durch seine, bisher nicht gesehene, höhere Würde und Eigenthümlichkeit mit unwiderstehlicher Gewalt auf ihre heidnischen Umgebungen wirkte. Selbst ihr heidnischer Richter, der Statthalter Plinius, weiß in seinem schon öfters angeführten Berichte an den Kaiser Trajan, nach strenger Untersuchung den Christen keine andern Uebelthaten vorzuwerfen, als daß sie Christo als einem Gott Lieder singen, und sich eidlich verbinden, den Lastern zu entsagen, welche in ihren Tagen allgemein unter dem Volke im Schwange gehen. Ihre Lehrer konnten sich in allen ihren Schutzschriften an die Kaiser freimüthig, und ohne Besorgniß der Lüge bestraft zu werden, darauf berufen, daß sie aufrichtig vor Gott wandeln, ihren Nebenmenschen von Herzen lieben, den Kaiser und die Obrigkeit durch bereitwilligen Gehorsam

ehren, und sich ernstlich bemühen, ein ruhiges und stilles Leben zu führen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. Die Christen jener Tage waren unstreitig mit aufrichtigem Herzen der Obrigkeit unterthan, die Gott über sie verordnet hatte. „Unsere Brüder, bemerkt Justin der Märtyrer in seiner Schrift an den Kaiser Antonin, gehorchen den Gesetzen und Verordnungen, die dem Staate gegeben sind, ja sie gehen in der Pünktlichkeit ihres Gehorsams noch weiter, als das Gesetz fordert." Zu derselben Zeit schrieb der ehrwürdige Polycarp an die Gläubigen zu Philippi, und erinnert sie ihrer Obrigkeit gehorsam zu seyn, und alle Geduld und Langmüthigkeit gegen sie zu üben. Und als er im strengen Verhöre vor dem römischen Prokonsul stand, sagte er ihm: „Es ist eine ausdrückliche Vorschrift des Christenthums, die uns Gott selbst gegeben hat, daß wir den Fürsten alle Ehrfurcht und jeden gebührlichen Gehorsam bezeugen." Der Kirchenvater Tertullian bemerkt in einer seiner Schriften (Apolog.) „Wir beten in unsern Gemeinschaften für die Kaiser, für die Großen des Reichs, für die Staatsdiener, für das Wohlergehen des ganzen Vaterlandes, für die Ruhe und Frieden desselbigen, für unsere Regenten, daß Gott ihnen ein langes Leben, eine ruhige Regierung, ein ungestörtes Familienglück, starke Armeen, treue Rathgeber, rechtschaffene und ruhige Unterthanen, und Alles schenken möge, was ihnen wahrhaft gut und heilsam ist." — „Was die Abgaben betrifft, bemerkt Justin in seiner Apologie, so sind wir Christen vor allen unsern Mit-Unterthanen bereitwillig, sie immer zur rechten Zeit in die Kassen der Steuereinnehmer einzuliefern, denn unser große Meister hat uns gelehret, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, aber auch Gott, was Gottes ist." Wenn da und dort einzelne Christen dem Militärdienste sich zu entziehen suchten, und im Allgemeinen den Krieg haßten, so geschah es nicht nur wegen der Ungerechtigkeit und Grausamkeit, mit welcher in jenen Tagen Krieg geführt

wurde, sondern auch darum, weil der römische Soldatendienst mit einer Menge heidnischer Ceremonien verbunden war, die das Gewissen des Christen jeden Tag in peinliche Verlegenheit versetzen, und ihn häufig in die Lage bringen mußten, entweder seiner Ueberzeugung ungetreu zu werden, oder als Empörer zu erscheinen, der die Befehle seiner Obern nicht achtet, und sich seinen Pflichten entzieht. Indeß finden wir schon im zweiten, und noch mehr im dritten Jahrhundert eine große Anzahl christlicher Soldaten, welche unter den römischen Legionen dienten, und durch die nicht selten die Erkenntniß des Heiles in den Ländern der Barbaren ausgebreitet wurde.

§. 47.

Nicht minder bemerkenswerth ist die sittliche Ueberwindungskraft, so wie die Reinheit des Herzens und Lebens, das sich uns in dem Bilde unserer christlichen Brüder aus jenen Tagen vor die Augen stellt. Der Götzendienst und die damit verbundene Unreinigkeit war ihnen ein Greuel geworden, und sie haßten den Götzendienst auch darum, weil er ein Dienst des Lasters war. „Wir haben, sagt Justin in seiner Vertheidigungsschrift, wir haben in früherer Zeit so gut wie ihr ein Vergnügen an der Hurerei und Unreinigkeit gehabt; jetzt ist es anders mit uns geworden, indem nur Selbstbeherrschung und Keuschheit uns erfreuen kann. Tausende meiner Brüder könnte ich euch nennen, welche zuvor gebundene Sklaven der bösen Lust waren, und jetzt von der Herrschaft derselben ganz frei geworden sind.“ Das war gerade den Heiden ein Anstoß und ein Aergerniß, daß die Christen nicht wandelten wie sie, und darum trieben sie mit denselben ihren frechen Muthwillen, um sie dem Dienst der Unreinigkeit Preis zu geben. Edle Jungfrauen wählten lieber den Tod als den Verlust ihrer Unschuld, andere bissen sich die Zunge ab, und warfen sie ihren Wiedersachern ins Angesicht. Unter

den Kämpfen der damaligen Zeit stellt sich im Allgemeinen eine Stärke des Christencharakters hervor, welche die reizbare Schwachheit unserer Tage im Verläugnen und Ueberwinden der Sünde tief beschämen muß. — Auch in ihrem äußerlichen Anzuge vermieden die Christen sorgfältig jeden Schein der Pracht und des Ueberflußes, aber auch jede auszeichnende Besonderheit, und in diesem Stück hatte die Gemeinde der Christen in dem zweiten Jahrhundert einen entschiedenen Vorzug vor ihren christlichen Brüdern in der spätern Zeit. Justin der Märtyrer sagt uns: „Die Christen unterscheiden sich von ihren übrigen Landsleuten weder durch eine eigene Sprache, noch durch eine eigene Kleidung, oder durch irgend ein auffallendes übertriebenes Benehmen. Wohnen sie unter Griechen oder in den Städten der Ostländer, so richten sie sich nach der Landessitte, und in der Kleidung, in der Lebensweise und in jeder Verrichtung des täglichen Lebens suchen sie den Geist der Demuth, der Reinheit und der Einfachheit zu Tage zu legen." Daß diese edle Sitteneinfalt ihres äußerlichen Benehmens nach und nach, besonders in den größern Städten, ausartete, und der herrschende Geist des Luxus und des schwelgerischen Wohllebens nicht selten Glieder der Christengemeinde ansteckte, darüber haben wir bereits laute Klagen aus der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts vernommen. Jedoch waren Ausartungen dieser Art wohl nur die seltenen Ausnahmen von der allgemein angenommenen Regel des Christensinnes; und von den ächten Gliedern der Gemeinde sowohl als den Lehrern derselben als fehlerhafte Erzeugnisse des Zeitalters anerkannt und getadelt, die der Lehre Jesu und dem allgemeinen Christencharakter nicht geziemen. Wie sehr sich im Ganzen die Christen dieser Zeit durch die Macht der göttlichen Gnade frei fühlten von den schändlichen Lasterthaten, deren sie von ihren Widersachern beschuldigt wurden, und sich ohne Scheu darauf berufen konnten, daß sie nicht wegen Uebelthaten,

sondern um des Namens Jesu Christi willen geschmähet und verfolgt wurden, das bezeugt eine merkwürdige Stelle, womit Athanagoras, ein christlicher Philosoph zu Athen, seine Schutzschrift für seine christlichen Brüder an den Kaiser Marc Aurel und dessen Nachfolger beginnt. (Legatio pro Christianis c. 1.): „Alle Einwohner eurer grossen Staaten haben die Erlaubniß, nach ihren Gewohnheiten und Gesetzen, wie verschieden sie auch unter sich seyn mögen, zu leben, und keiner derselben wird durch irgend eine gesetzliche Verordnung oder durch Furcht vor Strafe abgehalten, die väterlichen Gebräuche zu beobachten, wie lächerlich sie auch seyn mögen. — Die Egypter dürfen ja sogar Katzen und Krokodille, Schlangen, Vipern und Hunde als ihre Götter verehren. Nur gegen uns wird blos des Namens wegen feindselig gehandelt, und doch ist nie der Name sondern nur das Verbrechen bestrafenswerth. Während alle andern Völker unter eurer menschenfreundlichen Regierung die Wohlthat eurer Fürsorge und hohen Frieden genießen, laßt ihr es dennoch zu, daß wir, die wir Christen heißen, und nicht nur nichts Böses begangen haben, sondern in allen Stücken uns gerecht und fromm gegen Gott und gegen eure Regierung zu betragen befleißigen, blos um unsers Namens willen, beunruhigt, beraubt und aus unserer Heimath verjagt werden. Bei diesen Verfolgungen ist es unsern Widersachern nicht blos darum zu thun, unser Vermögen zu rauben, uns in Schande zu bringen, oder irgend etwas dieser Art uns zuzufügen; (denn Verluste dieser Güter, welche die Menge für das höchste Glück zu halten pflegt, halten wir gering; wenn wir geschlagen werden, schlagen wir nicht wieder, wenn man uns unser Eigenthum raubt, setzen wir uns nicht mit Gewalt entgegen, wenn man uns schlägt auf den einen Backen, so bieten wir auch den andern dar, wenn man uns den Rock nimmt, so lassen wir auch den Mantel, wie uns unser Herr gelehret hat), sondern nachdem wir auf alles Irdische

verzichtet haben, stellen sie unserem Körper und unserem Leben nach, häufen Verläumdung auf Verläumdung gegen uns, und legen uns Verbrechen zu Schuld, die uns nie zu Sinne gekommen sind, und die wohl mit Recht von ihnen und ihresgleichen geltend gemacht werden dürften."

§. 48.

Während wir uns wohl zu hüten haben, daß wir auch in dieser ersten Zeit der Kirche Christi kein fleckenloses und goldenes Zeitalter der Sittenreinheit erwarten, so dürfen wir auch auf der andern Seite die himmlische Schönheit nicht verkennen, welche in so reicher Fülle mitten durch die, ihr noch anklebenden Mängel und Gebrechen, uns entgegenstrahlt. Dieses Licht ihrer innern Herrlichkeit schien um so heller, je finsterer die Nacht jener Tage war, in welcher die Glaubigen unter großer Trübsal für das Reich Christi erzogen wurden. Wie schwer es manchem unter ihnen auch werden mochte, alle Befleckungen des heidnischen Sinnes durch die Kraft Christi aus seinem Sinn und Wandel zu vertilgen, welche von seiner frühesten Jugend an in sein ganzes Wesen sich eingewurzelt hatten, so war doch der entschiedenste Grundcharakter der Jünger Christi die himmlische Liebe und der himmlische Sinn im Schooß der Gemeinde das eigentliche Merkmal geworden, woran sie sich unter einander als Nachfolger Christi erkannten, und auch selbst von den Heiden als solche erkannt wurden. Sie nannten sich unter einander Brüder und Schwestern; und dieß war kein leerer Name, sondern die richtigste Bezeichnung des zarten und lebendigen Verhältnisses, in welchem sie sich zu einander betrachteten. Diese regsame Liebe der Christen unter einander erschien den Heiden so räthselhaft und wunderbar, daß sie es gar nicht begreifen konnten, wie ohne die Voraussetzung schändlicher Unreinigkeit, oder verborgener Verschwörung es möglich war, daß Menschen

aus den verschiedensten Ständen so zutraulich mit einander umgeben, so hülfreich einander beistehen, so zärtlich einander lieben konnten, wie sie dieß bei jeder Veranlassung unter den Christen wahrzunehmen Gelegenheit hatten. Die Heiden mußten es völlig unerklärbar finden, wie Leute, die nie zuvor einander gesehen hatten, auf eine bloße Empfehlung hin, welche sie als christliche Brüder bezeichnete, sich mit inniger Liebe umarmten, und mit einer wechselseitigen Zutraulichkeit begegneten, wie wenn sie von früher Jugend an in einem Hause als Brüder und Schwestern mit einander auferzogen worden wären. Dieser edle Familiengeist der Liebe hatte auch in diesen Tagen noch eine durchgreifende Gewalt in den Verbindungen der Christen, und sein wohlthätiger Einfluß zeigte sich gerade in den Zeiten der Noth und der Verfolgung im bewunderungswürdigsten Lichte.

Noch immer war es löbliche Sitte der Christengemeinden dieser Zeit, die Sorge für die Ernährung und Pflege der Fremden, der Armen, der Greise, der Wittwen und Waisen, der um des Glaubens willen Gefangenen als eine heilige Pflicht zu betrachten, welche der ganzen Gemeinde oblag, und der sich kein Glied entziehen durfte. Für diese Zwecke der Wohlthätigkeit wurden bei jeder christlichen Zusammenkunft freiwillige Beiträge eingesammelt, und es war ein schöner Wettstreit der Liebe, der gerne bei diesen Anläßen des Wohlthuns das Aeußerste versuchte. Man besuchte die Kranken, die Nothleidenden, die Gefangenen, und tröstete sie; und selbst die christliche Hausmutter und die Jungfrau blieb in diesem Geschäfte der Liebe nicht zurück. Eben darum findet es Tertullian nicht rathsam, wenn eine christliche Jungfrau mit einem Heiden sich verehelichen wollte, weil sie leicht an der Erfüllung dieser Pflichten gehindert werden könnte. „Welcher Heide, sagt er, wird seine Frau zum Besuch der Brüder von Straße zu Straße, in den fremden, und zwar auch in den

ärmsten Hütten umhergehen lassen? Wer wird sie in den Kerker sich schleichen lassen, um die Fesseln des Märtyrers zu küßen? Kommt ein fremder Bruder an, welche Aufnahme wird er in dem fremden Hause finden? Soll einem etwas geschenkt werden, so sind Scheune und Keller verschlossen." Hingegen zählt er es zu den Freuden einer unter Christen geschlossenen Ehe, daß die Frau frei den Kranken besuchen, und den Dürftigen unterstützen kann, und daß sie sich bei ihrer Almosenvertheilung nicht zu ängstigen braucht (Tertul. ad uxorem l. II. c. 4.).

Auch der Hülfsbedürftigkeit auswärtiger Gemeinden wurde bei diesen Liebessteuern nicht vergessen. Die Lehrer der Gemeinde veranstalteten hiezu besondere Collekten; es wurden sogar Fasttage angesetzt, um den ärmern Gemeindegliedern es möglich zu machen, das an der Kost des Tages Ersparte, zur Unterstützung ihrer noch dürftigern Brüder anzuwenden (Tertul. de jejuniis c. 13.). Aermere Gemeinden wandten sich deshalb häufig an die Wohlhabendern in den Hauptstädten, und fanden reichliche Hülfe. So waren z. B. Christen und Christinnen aus Numidien in die Gefangenschaft der Barbaren gerathen, und wurden durch die Beiträge der Christen zu Carthago aus derselben losgekauft. Auch der Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden, und der Unterstützung seiner Bothen wurde dabei nicht vergessen, während die Missionarien selbst in den heidnischen Ländern sich gerne jedes Opfer der Selbstverläugnung gefallen ließen, um möglichst unabhängig von den Unterstützungen ihrer Brüder, das Werk Christi in den Wildnissen der Barbaren zu treiben, und wo sichs immer thun ließ, mit ihrer eignen Händearbeit ihr Stücklein Brod zu erwerben.

So war dieß immer noch eine herrliche Zeit heiliger Christenliebe, die den Charakter des himmlischen Sinnes in sich trug, und in der hohen Freudigkeit sich verklärte, mit welcher die Christen dieser Zeit dem Märtyrertode entgegen zu ziehen pflegten. Gab es gleich

in der letzten Hälfte des dritten Jahrhunderts von diesen allgemeinen Erweisungen des Christenthumes schmerzhafte Ausnahmen, welche die ächten Christen selbst am bittersten betrauerten, so begegnen uns doch in der Geschichte dieser Tage Beispiele von Heldenmuth im martervollen Tode, und von hoher Sterbensfreudigkeit, die wir bei Christen beiderlei Geschlechtes, jeden Alters und jeden Standes in reicher Fülle antreffen, und welche vollkommen dazu geeignet sind, die Gotteskraft zu beurkunden, welche durch das Evangelium Christi in tausend Beispielen sich lebendig erzeigte, und die Geistesschwäche und Fleischlichkeit zu beschämen, wodurch wir uns so oft an das Vergängliche gefesselt fühlen, und das Trachten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, als erste Angelegenheit des Lebens, uns aus den Augen rücken lassen.

Dritter Abschnitt.

Sieg des Christenthums über das Heidenthum im römischen Reiche mit der Thronbesteigung Constantins des Großen.

(Vom Jahr 300—324.)

§. 49.

Noch saß Diokletian auf dem kaiserlichen Thron, als mit dem Anfang des vierten Jahrhunderts die Gemeinde Jesu der entscheidungsvollsten Periode ihres bisherigen Kampfes entgegenzog. Heiter und hoffnungsreich waren ihre äußerlichen Umstände und ihre nächsten Aussichten für die Zukunft, und wohl würde dieser Zeitraum der blühendste ihrer bisherigen Geschichte genannt zu werden verdienen, da sie, in den verflossenen 40 Jahren einer ununterbrochenen Ruhe, immer neue und immer zahlreichere Christenverbindungen entstehen sah, wenn nicht

ein mannigfaltiges sittliches Verderben sich in ihrem eigenen Schooße immer sichtbarer entwickelt hätte, das den Kern ihres geistigen Lebens zu vergiften drohte, während seine äußere Schaale die schönste Blüthezeit der Kirche zu verkündigen schien. Diokletian hatte, wie schon oben bemerkt wurde, seinen General Maximian frühe schon zum Mitregenten unter dem Titel eines Augustus erhoben, welchen er selbst führte; und beide hatten sich in den Osten und Westen des großen Reiches getheilt, während Diokletian an der Spitze der Regierung stand. Um seine politischen Plane desto sicherer durchzuführen, und die von allen Seiten gedrängten Grenzen des Reiches gegen die Anfälle der Barbaren desto kräftiger zu sichern, hatten sie noch zwei andere Heerführer der römischen Legionen, den Constantius Chlorus und den Galerius unter dem Titel von Cäsarn zur Mitregentschaft erhoben; und Diokletian hatte, um den Galerius noch durch Bande der Verwandtschaft an seine Person zu fesseln, demselben seine Tochter zur Gemahlin gegeben. Jetzt glaubte er seine Regierung für immer gesichert zu haben; und wirklich schien auch eine Reihe glänzender Siege über die Feinde des römischen Reiches die Entwürfe seines Ehrgeizes zu begünstigen, auf den Trümmern der alten Volksreligion eine neue Weltherrschaft zu begründen. Von Nikomedien aus regierte er die Provinzen des Orientes, während sein Schwiegersohn als Cäsar Thrazien und die Donauländer beherrschte, und diese großen Ländergebiete gegen die kriegerischen Gothen sicher stellte. Maximian und Constantius Chlorus theilten sich in die südlichen und westlichen Provinzen des Reichs, indem der Erstere Italien und Afrika beherrschte, und Letzterem Gallien, Britannien und Mauritanien als Regierungsantheil zufiel. Diese Vertheilung des Reiches ward zwar durch einen vierfachen glänzenden Hofstaat, und durch die Erhaltung von vier Armeen den Provinzen in hohem Grade drückend, aber sie schien das einzige Mittel zu

seyn, den gänzlichen Verfall des modernden Staatskörpers noch eine Zeitlang aufzuhalten; und auch die Kirche Christi gewann dadurch ihre eigenen Vortheile, indem sich an dieser Zerstückelung der Regierung die Wogen desto leichter brechen konnten, wenn ein neuer Verfolgungssturm ihren Frieden stören sollte.

§. 50.

Wie sehr auch Diokletian aus Ueberzeugung dem hergebrachten Götzendienste anhing, in welchem er die sicherste Stütze für die neue unbedingte Herrschergewalt erblickte, die er begründen wollte, so hatte er doch bisher gegen die wachsende Volkspartbie der Christen keine Feindseligkeit sich öffentlich gestattet, weil nun einmal durch einen Beschluß der Regierung ihr Cultus gesetzlich erlaubt war, und er Ursache zu haben glaubte, eine kluge Schonung denselben angedeihen zu lassen. So kam es, daß selbst an seinem Hofe einige Christen wichtige Staatsämter begleiteten, und daß diese ohne Hinderniß unter den Augen des Fürsten an den öffentlichen Uebungen ihrer Religion Theil nehmen durften.

Desto weniger trug sein Mitregent Maximian Bedenken, bei jeder Gelegenheit seinen erbitterten Haß gegen die Christen öffentlich zu Tage zu legen, und kein Mittel unbenützt zu lassen, auch den alternden Diokletian gegen dieselbe aufzureitzen. Auch zeigt die bald darauf folgende allgemeine Christenverfolgung, deren Anstifter und Führer er war, deutlich genug, daß die Christen jener Tage ihre bisherige Ruhe allein der schützenden Hand Gottes zu verdanken hatten, die den furchtsamen Diokletian bis jetzt für die Verfolgungsplane seines Mitregenten unzugänglich gemacht hatte. Wohl möchte zu dieser mildern Stimmung des Kaisers gegen die zahlreiche Christenpartbie seiner Staaten auch der Umstand mitgewirkt haben, daß Constantius Chlorus, obgleich keineswegs selbst für den Glauben an Christum gewonnen, dennoch ein Freund der Christen war, und

denselben im Gebiete seiner Provinzen, so wie in seinen Umgebungen sich gerne mit freundlicher Schonung erwieß. Eusebius hat uns in seiner Kirchengeschichte einen merkwürdigen Beleg dafür aufbewahrt, der zu einer Zeit, da in den übrigen Provinzen des römischen Reiches die Verfolgung gegen die Christen am hitzigsten war, in seinem Pallaste zu York zur Bewährung dieses milden Sinnes von ihm gegeben wurde. „Constantius, so erzählt der Kirchenvater, hatte viel Zuneigung gegen die Christen, und nahm das Christenthum in seinen Schutz, ob er sich schon nicht öffentlich dafür erklärte. Er hielt diejenigen seines Zutrauens besonders würdig, die der christlichen Religion (unter der damaligen Verfolgung) getreu blieben; und um diese kennen zu lernen, setzte er sie auf folgende Probe. Er hatte viele Christen in seinem Pallaste. Diesen bezeugte er, daß er keinen mehr dulden würde, und daß folglich diejenige, die diese Religion bekenneten, sich entschließen müßten, entweder derselben zu entsagen, oder auf ihre Stellen in seinem Dienst Verzicht zu thun. Mehrere Diener gehorchten hierauf dem Befehle, aus Furcht, ihre Stellen zu verlieren; Andere opferten alle irdischen Hoffnungen ihrem Glauben auf. Nachdem beide sich deutlich genug erklärt hatten, offenbarte Constantius seine Gesinnung. Er erklärte, er könne kein Zutrauen zu Leuten haben, die ihrer Religion ungetreu geworden seyen; denn wie man hoffen könne, daß Leute, die ihrem Gott nicht Treue hielten, sie ihrem Fürsten hal... werden.? Er setzte sie demnach Alle ab, und schickte sie mit Schande fort. Im Gegentheil urtheilte er, daß die Beharrlichkeit der Andern in ihren Verbindlichkeiten gegen Gott ihm auch Bürge wäre für ihre treue Ergebenheit gegen ihren Fürsten; er behielt sie demnach nicht nur in seinem Pallaste, sondern zeichnete sie unter Allen aus, indem er sie zu Ehrenstellen erhob; und glaubte gewiß, an ihnen die getreuesten Freunde zu haben." (Euseb. in vita Constantini, Lib. I. c. 16.)

§. 51.

So war die Lage der Dinge beschaffen, als unerwartet (J. Ch. 303) eine der grausamsten Verfolgungen hereinbrach, welche am schönen Ziele ihrer Hoffnung die Gemeinde Christi ihrer gänzlichen Zernichtung nahe zu bringen drohte, und um ihrer Planmäßigkeit, Allgemeinheit, Härte und Dauer willen die leidensvollste genannt zu werden verdient, die seit 3 Jahrhunderten die Gemeinde Christi betroffen hatte. Die nähere Veranlassung zum Ausbruch der Verfolgung nennt uns die Geschichte nicht. Lange soll sich Diokletian geweigert haben, dem feindseligen Einflusse seiner beiden Mitregenten Maximianus und Galerius Gehör zu geben, bis diese durch allerlei Mittel den zaudernden Kaiser, vermittelst der heidnischen Priesterschaft, zu einem solchen Schritte zu bewegen vermochten. Diesen konnte es unmöglich verborgen bleiben, daß mit der zunehmenden Herrschaft des verhaßten Christenthums der Zeitpunkt ihrer eigenen Unterdrückung immer näher rückte, und sie mußten daher alle ihre Kräfte aufbieten, um dieser letzten Entscheidung noch zuvor zu kommen. Diokletian wollte von einem Orakelspruch des Apollo seinen letzten Entschluß abhängig machen, und dieser soll, wie er von den Abgeordneten berichtet wurde, die Klage geführt haben, daß ihn die gerechten Männer in der Welt daran hinderten, wahre Aussprüche zu thun; und auf die Frage des Kaisers: Wen Apollo meine, gab ein dabei stehender Götzenpriester alsobald zur Antwort, es wären die Christen. (Euseb. in vita Constantini. L. II. c. 50.) Nun gab Diokletian nach, und ein Hauptfest der Heiden am 23. Febr. 303 wurde zum Anfangspunkt der Verfolgung ausersehen. Mit dem ersten Tagesanbruch ward die prächtige Kirche der Christen in Nikomedien gestürmt, die darin befindlichen Exemplare der Bibel wurden verbrannt, und die ganze Kirche der Plünderung Preis gegeben und zerstört. Tags darauf

erschien ein kaiserlicher Befehl, vermöge dessen alle Kirchen der Christen niedergerissen, ihre heiligen Schriften ausgeliefert und verbrannt, ihre gottesdienstlichen Versammlungen verboten, die Vornehmen unter ihnen aller ihrer Würden beraubt, und die übrigen zu Leibeigenen gemacht werden sollten, wenn sie bei dem Christenthum verharrten (Euseb. Kirchengesch. B. 8. K. 2.).

Mit diesem Edikte schien es planmäßig darauf angelegt zu seyn, den Glauben der Christen an seiner Grundwurzel anzugreifen; und das geeignetste Mittel zu diesem Zwecke war, die heiligen Schriften der Christen gänzlich zu vertilgen. Aber in diesem Plane selbst lag der Keim seiner eigenen Vernichtung, denn wie konnte der verblendete Kaiser erwarten, daß seiner Herrschergewalt es je gelingen würde, aller Exemplare der heiligen Schriften, die bereits in reicher Zahl unter den Christen im Umlauf waren, und als köstliches Kleinod verehrt wurden, habhaft zu werden. Zwar fehlte es nicht an einzelnen schwachen Gemüthern, welche die Furcht vor einem martervollen Tode dahin verleitete, ihre heiligen Schriften auszuliefern, und die deshalb später mit dem Namen der Verräther bezeichnet wurden, allein fromme Bischöfe und fromme Hausväter wußten Mittel genug, diesen heiligen Schatz den Augen der Widersachern zu entrücken, und dadurch die Absicht zu vereiteln, nach welcher die Kirche Christi in ihrem Lebenselemente angegriffen werden sollte. Auch noch auf anderem Wege wurden, wie uns Eusebius erzählt, (Hist. eccl. l. 9. c. 5.) künstliche Versuche gemacht, um den Glauben der Christen aus den Herzen seiner Bekenner auszurotten. Es wurden nämlich angebliche Berichte des Pilatus über Jesum (acta Pilati) von den Widersachen geschmiedet, welche die schmählichsten Lästerungen gegen die Person Christi enthielten, und die auf Maximians Befehl allenthalben im ganzen Reiche verbreitet werden mußten. Sie wurden in Städten und Dörfern öffentlich verlesen, und selbst der Jugend in

den Schulern in die Hände gegeben, daß sie dieselben auswendig lernen sollten. Auf diese Weise verschwand der Macht der Bosheit jedes Kunstmittel, das ihr zu Gebote stand, um die Kirche Christi, die ihr im Wege war, in ihren Wurzeln anzugreifen, und ihr den Sieg zu entreißen, dem sie mit jedem Tage froher entgegen blickte.

§. 52.

Während diese Gewaltthätigkeiten aller Orten über die Christen ergingen, brach Feuer in dem kaiserlichen Pallaste zu Nikomedien aus, das durch einen unbekannten Unglücksfall entstanden war, das aber von den Heiden als willkommene Veranlassung benutzt wurde, die Christen als Urheber des Brandes auszugeben. Jetzt wurde mit furchtbarer und grausamer Tollkühnheit gegen sie gewüthet, und eine Menge derselben zum Tode verurtheilt. Hofbediente, Aelteste, Kirchendiener, Leibeigene, Frauen mit ihren Kindern wurden haufenweise verbrannt, oder im Meere ersäuft, oder auf andere Weise hingerichtet, und die Verfolgungswuth zog besonders in Afrika und im Oriente von einer Provinz zur andern, und strengte ihre letzten Kräfte an, um die Gemeinde der Christen zu vertilgen.

Um zu diesem gewünschten Ziele zu gelangen, das bis jetzt mit so glücklichem Erfolg verfolgt wurde, erschien im Jahr 304 das letzte schärfste Edikt des Kaisers, nach welchem durch öffentliche Ausrufer bekannt gemacht wurde, daß zu einer bestimmten Stunde alle Männer, Weiber und Kinder in den Tempeln sich einfinden sollten. Nach gemachten Verzeichnissen wurden jetzt alle namentlich ausgerufen, und wer nur immer als Christ sich bekannte, alsobald ins Gefängniß abgeführt, um durch jegliches Mittel zum Götzenopfer gezwungen zu werden. Bereits glaubten die Verfolger in ihrer Verblendung über das unterdrückte Christenthum für immer triumphirt zu haben, und schon wurden für

die Wiederherstellung der Götterverehrung und die Vertilgung des christlichen Aberglaubens da und dort Triumphbögen zu Ehren der Kaiser aufgestellt, als die Vorsehung im Stillen den Weg vorbereitet hatte, auf welchem der niedergedrückte Glaube der Christen seine volle Herrschaft über die finstere Macht des Heidenthumes gewinnen sollte. Lactantius, ein Augenzeuge dieses letzten blutigen Kampfes, sagt von demselben in seiner Schrift (de mortibus persecutorum cap. 16): „Um diese Zeit wurde in der ganzen Welt umher gewüthet, und nur Gallien blieb frei, wo Constantius regierte. Diese 3 wilden Thiere (Diokletian, Maximian, und Galerius) übten ihre Gräuelthaten in allen Provinzen des Ostens und Westens aus. Hätte ich hundert Zungen und einen hundertfachen Mund, und die stärkste Stimme der Welt, so könnte ich alle die Verbrechen nicht beschreiben, welche begangen wurden, noch die Martern alle nennen, die der Scharfsinn der Obrigkeiten gegen die große Menge der unschuldigen Christen begann." — Eusebius, welcher gleichfalls theilnehmender Augenzeuge und Mitgenosse dieser Trübsal war, erzählt uns von derselben: (Kirchengesch. B. 8. K. 12) „Unzählig sind die Opfer, welche für das freudige Bekenntniß zu Christo fielen, ganzen Schaaren von Christen, wurde das rechte Auge ausgestochen, oder der linke Schenkel verbrannt, oder sie wurden mit glühenden Eisen gebrandmarkt, und in die Bergwerke geschickt; aber alle diese Martern haben sie mit der bewunderungswürdigsten und unbesiegbarsten Geduld getragen. Haufenweise drängten sie sich zu den Richterstühlen hin, und bekannten frei, daß sie Christen seyen; sie verachteten die Drohungen ihrer Feinde, und vernahmen ihr Todesurtheil mit heiterem Lächeln. Wollte man sie bereden, ihres Lebens zu schonen, und ihrer Gattinnen und Kinder sich zu erbarmen, so gaben sie Gott mit freudigem Muth auch dieses schwerste Opfer hin, und erdul-

deten mit Standhaftigkeit die größten Qualen, um ihrem Glauben getreu zu bleiben."

§. 53.

Es ist rührend und hoch erfreulich wahrzunehmen, wie unter diesen letzten heftigsten Geburtsschmerzen die Christen im Allgemeinen bewährter und treuer erfunden wurden, als dieß 50 Jahre zuvor unter der Verfolgung des Decius der Fall gewesen war. Zwar fehlte es auch hier nicht an schwachen und feigen Gemüthern, die um ihr Leben zu erhalten, das Kleinod ihres Christenbekenntnisses den Widersachern Preis gaben; und eben so wahr ist es, daß in die Sterbensfreudigkeit vieler Andern schwärmerische Todesverachtung und der unlautere Beweggrund sich einmischte, eines unglücklichen Lebens los zu werden. Aber nicht minder wahr ist es auf der andern Seite, daß unter Christen jeden Standes, Geschlechts und Alters unter diesen Verfolgungen in allen Provinzen des Reichs eine große Anzahl besonnener und heldenmüthiger Bekenner Christi gefunden wurden, die unter den schwersten Martern ihr Leben nicht lieb hatten, bis in den Tod, und freudig und mit ruhiger Besonnenheit dasselbe aufopferten, um Christum zu gewinnen und in ihm erfunden zu werden. Unter den Gefangenen in Afrika befand sich eine junge Christin, Victoria, deren Vater und Bruder noch Heiden waren. Der Bruder war herbeigeeilt, um sie zur Verläugnung zu bewegen, und ihr die Freiheit zu verschaffen. Da sie standhaft erklärte, sie sey eine Christin, gab der Bruder vor, sie sey ihrer Sinne nicht mächtig. Aber sie sprach: „Das ist mein Sinn, und den habe ich nie verändert." Auf die Frage des Prokonsuls, ob sie mit ihrem Bruder gehen wolle? gab sie zur Antwort: Nein, denn ich bin eine Christin, und die sind meine Brüder, welche Gottes Gebote halten. Ein zarter Knabe, den der Prokonsul durch Drohungen leicht zu schrecken meinte, erwiederte mit standhaftem Muthe: Thut was ihr wollt, aber ich

hin und bleibe ein Christ. Als Galerius in Antiochia einrückte, um die Christen zum Abfall zu nöthigen, eilte ein gewisser Romanus, ein Mann von vornehmer Herkunft, von Cäsarea her, dieser Christengemeinde mit der Nachricht zu: „Die Wölfe sind auf dem Wege, um euch zu verschlingen; aber fürchtet nichts, setzte er hinzu: und laßt euch die Gefahr nicht schrecken." Durch seinen kräftigen Zuspruch wurde die Gemeinde zu Antiochia zum standhaftesten Ausharren beim Bekenntnisse Christi begeistert. Als Romanus gegeißelt wurde, sang er Psalmen, und da seine Peiniger seiner vornehmen Geburt spotteten, sagte er: „Mein Adel liegt nicht in meiner Geburt nach dem Fleisch, sondern in meiner Geburt nach dem Geist." — Aber dein Christus ist ja nur von gestern her, versetzte der Soldat, die Götter der Heiden sind viel älter. Romanus rief einem Knaben herbei, um dem Soldaten zu antworten. Dieser sagte freimüthig: „Daß es viele Götter gibt, können wir Kinder nicht mehr glauben; es ist nur Ein Gott, der Lebendige, der im Herzen wohnt." Das Kind wurde mit Ruthen gehauen, und seine dabei stehende Mutter sprach ihm muthig zu: „Halt aus mein Kind, und bleibe standhaft, bald glänzt die Krone der Herrlichkeit auf deinem Haupte." Und als es unter den Peitschenhieben den Geist aufgab, rief die Mutter thränend aus: „Lebe wohl, mein holdes Kind, der Tod seiner Heiligen ist werth gehalten vor dem Herrn.

§. 54.

Unstreitig war es eine überschwengliche Kraft Christi, welche sich in vielfacher Gestalt unter diesen Verfolgungen der Bekenner Jesu vor den Augen der Heidenwelt geoffenbaret hat, und die wohl kräftiger als jede Predigt dazu mitwirkte, dem Evangelio Christi durch tausend Menschenherzen die verhauenen Bahnen zu brechen. Die Gemeinde Jesu hatte in diesen beiden Jahrhunderten die Bestimmung, mehr durch Leiden als durch

glänzende Wirksamkeit, mehr durch Geduld und Standhaftigkeit, als durch die laute Predigt des Wortes und Plane der Missionsthätigkeit, mehr durch unverdiente Schande und Schmach, als durch Ruhm und Ehre den Namen ihres göttlichen Stifters zu verherrlichen. Dieß war auch wirklich der Eindruck, den die Trübsale dieser Zeiten, und die darunter bewiesene Geduld der Christen auf viele, sonst rohe Gemüther der Heiden gemacht hat. Schon Justin der Märtyrer bemerkt in seinem Gespräch mit dem Juden Tryphon: „Obschon unsere Köpfe unter dem Beile fielen, und unsere Körper ans Kreuz genagelt wurden, während andere den wilden Thieren vorgeworfen, auf Scheiterhaufen verbrannt, und mit Mordinstrumenten zu Tode geplagt wurden, so haben wir doch unsern Glauben an Christum nicht aufgegeben. Ja, je größer die Qualen waren, mit denen man uns drängte, desto mehr sind die Heiden schaarenweise zum Glauben an Jesus herüber gegangen, und eifrige Nachfolger Christi geworden. Es ging uns dabei, wie der Rebe am Weinstock; je mehr man sie beschneidet, desto mehr Trauben bringt sie hervor." — Dieß war wirklich der heilsame Eindruck, den schon in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts die standhafte Geduld der Christen auf die Herzen ihrer heidnischen Mitbürger ausübte. Fünfzig Jahre später, versichert der Kirchenvater Tertullian in seiner Vertheidigungsschrift, (adversus gentes) seinen Feinden ins Angesicht hinein: „Durch jede Handlung der Grausamkeit habt ihr die Heiden nur gereizt zur Christenparthie überzutreten. Je öfter wir zu Boden gedrückt wurden, desto schneller sind wir wieder aufgerichtet worden, und das Blut der Märtyrer hat den Acker der Kirche fruchtbar gemacht." Arnobius, ein heidnischer Philosoph, der gegen den Anfang des vierten Jahrhunderts ein Christ wurde, legt in seiner Streitschrift wider die Heiden (Disputationum adversus Gentes. L. 7.), von der Macht des Christenglaubens über die Gemüther der Heiden, fol-

gendes Zeugniß ab: „Wer muß nicht erstaunen, wenn er mit Augen sieht, wie in so kurzer Zeit der kämpfende Christenglaube einen großen Theil der Welt erobert hat. Männer von glänzendem Talent, Redner und Philosophen haben ihre Weisheit aufgegeben, und den Lehren des Evangeliums gehuldigt." Dieß war wirklich der augenscheinliche Erfolg, den auf tausend verborgenen Wegen die Trübsal der Christen überall hervorbrachte, wo diese in der Stunde der Anfechtung ihrem Bekenntnisse zu Christo getreu geblieben waren. Je mehr von außen die Verfolgung stürmte, desto mehr ward der Glaubenssinn der Christen geläutert, und desto zahlreicher fielen die Schaaren der Heiden der Gemeinde Jesu zu.

§. 55.

In dieser höchst gefahrvollen und entscheidenden Stellung des römischen Reiches überhaupt, und der Gemeine Jesu insbesondere, blieb nur noch ein Rettungsmittel übrig, und dieses Rettungsmittel lag in der allgemeinen Herrschaft der Kirche Christi. Für diese hatten sich auch wirklich seit zwei Jahrhunderten alle Verhältnisse des bürgerlichen und religiösen Lebens im römischen Staate vorbereitet, und es war noch um den Mann zu thun, den Gott dazu ausersehen hatte, um das Christenthum als allgemeine kirchliche Religionsverfassung in dem römischen Staate einzuführen; und dieser Mann war Constantin, der Sohn des Cäsars Constantius Chlorus, der über Spanien, Gallien und Brittanien regierte. Constantin wurde um das Jahr 272 geboren. Er zeigte sich bald als ein Jüngling von hohem Talent und unerschrockenem Muth, den Gott, gleich dem Cyrus der alten Welt, in dieser Lage der Dinge zu etwas Großem ausersehen zu haben schien. Frühzeitig entwickelte der Jüngling eine durchgreifende Festigkeit seines Charakters, und eine besonnene Klugheit, bei welcher er jeder andern Leidenschaft, außer dem Ehrgeize,

verschlossen zu seyn schien, für dessen Befriedigung ihm aber auch kein Opfer der Ungerechtigkeit zu groß war. Sein Vater hatte sich durch politische Verhältnisse genöthigt gesehen, den hoffnungsvollen Jüngling am Hofe des Kaisers Diokletian in Nikomedien als Geisel zur Erziehung zurück zu lassen, wo er durch seine jugendliche Regsamkeit schnell emporstieg, und frühe die Eifersucht des Galerius rege machte, der es auf jegliche Weise darauf anlegte, den jungen Constantin, der seinen ehrgeizigen Planen auf Alleinherrschaft entgegenstand, aus dem Wege zu schaffen. Diokletian hatte indeß (im Jahr 305), sey's aus freiwilligem Entschluß, oder weil er immer sichtbarer seine frühern Entwürfe für die Wiederherstellung des römischen Staates auf dem Boden des alten Götzendienstes scheitern sah, die Regierung niedergelegt, und lebte noch eine Reihe von Jahren als Privatmann in stiller Zurückgezogenheit. Auch sein Mitregent Maximian folgte seinem Beispiele nach, und jetzt wurde Constantius und Galerius als wirkliche Kaiser ausgerufen. Letzterer ernannte noch im Jahr 305 den Severus und Maximin zu Cäsarn, und überließ dem ersten Italien und Afrika, dem zweiten die asiatischen Provinzen zur Verwaltung, während Constantius Chlorus nun als Augustus Brittanien, Gallien, Spanien und Mauritanien regierte. Um sich in seinem Gebiete zu verstärken, und den Andrang barbarischer Horden von demselben desto kräftiger abzuwehren, nahm der Cäsar Maximin noch den Maxentius, den Sohn des alten Maximian Herculeus zum Mitregenten an. So standen, um den Untergang des Staates zu beschleunigen, nicht weniger als 5 Regenten am Steuerruder, von denen Jeder dem Andern die Herrschaft zu entreißen trachtete. In dieser Lage der Dinge rief Constantius zu wiederholten Malen seinen Sohn an seinen Hof nach York (Eboracum) zurück, um ihn gegen die Nachstellungen des Galerius, der bisher sein persönlicher Widersacher gewesen war, sicher

zu stellen, allein dieser wußte immer die Rückkehr des jungen Prinzen auf jegliche Weise zu hindern, bis es endlich Constantin gelang, von Galerius Hof heimlich zu entfliehen, und im Jahr 306 in schleuniger Eile, in welcher er zu seiner Sicherheit auf jeder zurückgelegten Station die Pferde lähmen ließ, gerade 4 Tage vor dem Tode seines Vaters Constantius in Brittanien anzukommen. Es währte nicht lange, so rief ihn sein Heer zum Kaiser über sämmtliche Provinzen des westlichen Reiches aus, welche bisher sein Vater mit ausgezeichneter Menschenfreundlichkeit beherrscht hatte.

§. 56.

Bald entfaltete unter dem Gewirre der Umstände, das sein Vorhaben begünstigte, der junge Constantin, der sich indeß mit Fausta, einer Tochter des alten Maximian Herculeus vermählt hatte, den Plan, die Alleinherrschaft über den zerrissenen Römerstaat an sich zu reißen. Die Mittel, deren er sich hiezu bediente, waren nicht immer lobenswerth; und die Anwendung dieser Mittel erleichterte ihm der Umstand, daß sämmtliche Gewalthaber des Staates gegen einander selbst zu feindlich gesinnt, und zu sehr in beständige Kriege verflochten waren, als daß nicht Constantin zuletzt über Alle hätte siegen sollen. Severus machte sich in Italien so verhaßt, daß gegen ihn Maxentius nebst seinem Vater Maximian als Gegenkaiser auftraten. Severus, von seinen Truppen verlassen (J. 307), ergab sich dem alten Maximian, welcher ihn alsobald hinrichten ließ. Maximian, der nun, um in seinen alten Tagen wieder allein in Italien zu regieren, seinen eigenen Sohn in Rom verdrängen wollte, wurde von demselben genöthigt, zu seinem Schwiegersohn Constantin nach Brittanien zu fliehen, welcher ihn (309) im Gefängnisse zu einem selbst zu wählenden Tode verurtheilte, da sein Schwiegervater mit gefährlichen Entwürfen gegen ihn umgegangen war.

Der Kaiser Galerius starb (J. 311) an den Folgen seiner Ausschweifungen, nachdem er zuvor den Feldherrn Licinius zum August ernannt hatte. Jetzt sah sich Constantin die Bahn gebrochen, dem vorgesteckten Ziele näher zu kommen. Sein Schwager Maxentius, der als Cäsar zu Rom regierte, hatte sich im gallischen Gebiete, das dem Kaiser Constantin unterthan war, mancherlei Anmaßungen erlaubt, für welche ihn letzterer bestrafen wollte. Ohnehin waren der Senat und das Volk zu Rom der Tirannei des Maxentius müde geworden, und sie sandten daher (im Jahr 312) eine feierliche Botschaft an Constantin nach Brittanien ab, um denselben einzuladen, über Gallien nach Italien mit seiner Armee herüber zu kommen, und dieses Land von der tyrannischen Herrschaft des Maxentius zu befreien. Constantin sah bald, daß die Streitkräfte, die er zusammen zu bringen vermochte, lange nicht zureichend waren, um seinem Gegner die Spitze zu bieten. Und im Gedränge, in welches ihn der zu beginnende Krieg verwickelt hatte, wurde es ihm fühlbar, daß er einer besondern Hülfe bedurfte, um mit glücklichem Erfolg den Krieg zu beginnen. Die christlichen Grundsätze, die er da und dort durch das Zusammentreffen mit Christen in sich aufzunehmen Gelegenheit gehabt hatte, das günstige Vorurtheil, mit welchem die mächtige Christenparthie vom Vater her, den sie dankbar liebte, auch an dem Sohne hing, so wie die Wahrnehmung des sichtbaren Zerfalles des Götzendienstes, und des unaufhaltbaren Emporblühens der Sache Christi unter allen Hindernissen und Widerwärtigkeiten, dieses Alles mochte ihm stärker als zuvor in diesem entscheidungsvollen Augenblicke die Ueberzeugung nahe legen, daß nur der Gott der Christen mächtig genug seye, ihm aus seinem Gedränge herauszuhelfen. In der Stunde der Noth nahm er jetzt seine Zuflucht im demüthigen Gebet zu diesem einigen und lebendigen Gott, und rief ihn um seinen Beistand an. Nach der Erzählung, die uns der Zeitgenosse und

vertraute Rathgeber des Kaisers, der Kirchenvater Eusebius, in Konstantins Lebensgeschichte aufbewahrt hat, und die er aus des Kaisers eigenem Munde zu haben behauptet, hatte nämlich Constantin ein Traumgesicht, das einen unauslöschlichen Eindruck in seinem Gemüthe zurückließ. Er hatte nämlich an der Spitze seiner Armee stehend, kurz vor dem Beginnen einer Feldschlacht, bei untergehender Sonne, ein mächtig großes sonnenhelles Kreuz vom Himmel herab ihm entgegenglänzen gesehen, auf welchem mit Flammenschrift die Worte eingezeichnet waren: „Durch dieses überwinde"! (τούτῳ νίκα.)

Nach Konstantins Erzählung erschien ihm der Herr selbst im Traume, mit diesem Kreuz in der Hand, das er zuvor am Himmel gesehen hatte, und befahl ihm ein Feldzeichen für die Armee in der Gestalt dieses Kreuzes und mit derselben Inschrift verfertigen, und dieses Feldzeichen überall im Streit, als Unterpfand seines Sieges der Armee vorantragen zu lassen. So kam es vor den Thoren Roms (im Jahr 312) zu einer entscheidenden Schlacht, zwischen seinen Legionen und dem weit stärkern Heere des Maxentius, in welcher der letztere gänzlich geschlagen wurde, und selbst sein Leben in der Tiber einbüßte. Constantin rückte im Triumph zu Rom ein, und wurde vom Senat und Volk unter lauten Freudenbezeugungen als ihr Retter begrüßt. Ein mächtiger Triumphbogen ward errichtet, und mit dem Panier des Kreuzes geschmückt, auf welches Constantin die Inschrift setzen ließ: „Durch dieses heilbringende Kreuz habe ich unsere Stadt vom Tyrannenjoch befreit, und dem Senat und römischen Volk seinen vorigen Glanz wieder errungen. (Euseb. K. Gesch. B. 9. K 9.) „Hoc salutari signo, veraci fortitudinis indicio, civitatem nostram jugo tyranni ereptam liberavi, denique et senatum et populum rom. liberatum prisco splendori et claritati restitui."

§. 57.

Kaum hatte Constantin die ersten Angelegenheiten des verwirrten Staates in Ordnung gebracht, so war es ihm vor Allem darum zu thun, in Gemeinschaft mit seinem Mitregenten und Schwager Licinius noch in demselben Jahr (312) den zahlreichen Christen seiner Provinzen durch eine Verordnung eine vollkommene Religionsfreiheit angedeihen zu lassen, und diese Freiheit nicht blos den sogenannten rechtgläubigen Gemeinden, sondern auch den verschiedenen Sekten zuzuerkennen, welche sich bereits im Schooße derselben gebildet hatten. Da diese Verordnung weder den Christen noch den Heiden genügend zu seyn schien, so gaben beide Kaiser im darauf folgenden Jahr (313) zu Mailand zum Besten der Christen ein zweites bestimmtères Gesetz (Eus. Kirchengesch. B. 10, K. 5), auf welches von nun an im römischen Reiche die äußerliche Kirche Christi als anerkannte Staatsreligion sich gründete. In dieser Verordnung erklären beide Kaiser ihre Ueberzeugung, daß kein Mensch in Religionssachen gezwungen werden dürfe. Sie befehlen darauf, daß sowohl die Christen als alle übrige Unterthanen ihres Reiches der vollkommenen Freiheit genießen sollen, eine Religion zu bekennen, welche sie wollten, damit, wie sie hinzufügen, jede Gottheit, und jedes himmlische Wesen uns, und Allen die unter unserer Herrschaft stehen, gnädig seyn könne. Jedermann soll es gestattet seyn, zur christlichen Religion überzutreten, und dieselbe ungehindert auszuüben. Auch wurde befohlen, daß den Christen ihre ehemaligen gottesdienstlichen Versammlungshäuser wieder zurückgegeben, auch alle andere entrissene Plätze und Gebäude, die den Gemeinden gehörten, wieder eingeräumt werden sollen. Wie sehr auch dieser Schritt dem gerechten Sinne Constantins Ehre macht, indem dadurch die freie Religionsübung der Christen in seinen Staaten als gesetzliches Recht der heidnischen Parthie

gegenüber gesichert war, so kann man doch nicht behaupten, daß er für seine Person damals schon sich bestimmt für das Christenthum ausgesprochen, und dasselbe der heidnischen Religionsweise vorgezogen habe. Vielmehr ist es sichtbar, daß neben einem heilsamen Eindruck der Wahrheit, den die Erkenntniß des Evangeliums auf sein Herz gemacht hatte, die weltliche Staatsklugheit noch einen großen Antheil an diesen Vorkehrungen nahm, und daß es ihm vor Allem darum zu thun war, durch Zufriedenstellung der heidnischen sowohl, als der christlichen Volkspartheie seine Herrschaft im römischen Reiche zu sichern. Wirklich bedurfte auch die Kirche Christi zu ihrer Begründung keine weitern Vorrechte, als diese kaiserliche Verordnung in sich enthielt; vielmehr war es huldreiche Fügung der göttlichen Vorsehung, daß durch Gleichstellung der Heiden mit den Christen den erstern der Weg offen gelassen wurde, nicht aus Zwang, sondern aus eigener freier Wahl an die Sache des Christenthums sich anzuschließen, und den letztern die Versuchung, welche im vorliegenden Falle so nahe lag, beschränkt wurde, dem noch immer frischen Gefühl des erlittenen Unrechtes jetzt durch Verfolgung der Heiden Luft zu machen, und gegen das Evangelium Christi denselbigen Böses mit Bösem zu vergelten.

§. 58.

So hatten nun die zahlreichen Christengemeinden in allen westlichen und südlichen Provinzen des römischen Reiches unter der huldreichen Leitung ihres Gottes die Aussicht auf eine bleibende Ruhe und dauerhafte Begründung des Werkes Gottes gewonnen; aber noch war im Morgenlande ein großer Kampf zu kämpfen, wenn auch dort der Kirche Christi aufgeholfen werden sollte. Im orientalischen Reiche war noch immer Maximin Kaiser, ein Mann, der blind am Heidenthume hing, und auf jegliche Weise dahin arbeitete, dem Christenthum in seinem Fortgang in den Weg zu treten. Maximin

hatte den Sabinus zum Mitregenten angenommen, und beide wurden jetzt von Constantin eingeladen, ihrer gegebenen Verordnung für allgemeine Religionsfreiheit beizutreten. Mit erheuchelter Nachgiebigkeit gegen die unerwartete Wendung der Dinge erließen nun auch sie eine Verordnung für die östlichen Provinzen, daß von den Statthaltern und Magistraten keine strengen Zwangsmaßregeln gegen die Christen weiter in Anwendung gebracht, sondern vielmehr diese auf gütlichem Wege bewogen werden sollen, zu der Religion der Götter wieder zurückzukehren, daß aber, wenn sie beharrlich bei dem Christenthum beharren, ihnen immerhin die Freiheit der Wahl gelassen werden solle. (Euseb. Kirchengesch B. 9. K. 9.) Dem Kaiser Maximin war hiebei keinen Augenblick zu trauen, und die Christen durften es in seinem Reiche nicht wagen, Kirchen aufzubauen oder öffentliche Versammlungen zu halten. Um so entschiedener trat nun Constantin hervor. Er zog die gebildetsten Christen seiner Zeit an seinen Hof, schämte sich ihrer auch in schlechterer Kleidung nicht, umringte sich mit christlichen Bischöfen, die er bei jeder Gelegenheit ungebührlich ehrte, und durch die er die Sache des Christenthums in seinen Staaten immer weiter zu befördern suchte, und befreite die Kirchengüter von den Abgaben, die sonst allgemein bezahlt werden mußten. Während durch diese Mittel die Christengemeinde ein entscheidendes Uebergewicht über das Heidenthum gewann, und sich gegen dasselbe überall begünstigt sehen durfte, wurde sie zugleich besonders durch ungebührliche Emporhebung der bischöflichen Würde je mehr und mehr verweltlicht, und der Grund gelegt zu dem hierarchischen Verderbniß, das von Rom aus die Kirche Christi in der Welt verwüstete. Bald darauf starb der Kaiser Maximinus, und mit seinem Tode beginnt eine entscheidungsvollere Periode für die Kirche Christi im Morgenlande. Lucinius trat in seine Stelle als Kaiser ein; ein Mann, der bisher aus Furcht vor Constantin eine Anhänglichkeit an das Chri-

stenthum geheuchelt hatte, und der jetzt, als er seine ehrgeizigen Zwecke erreicht sah, die Maske abwarf, und öffentlich als Widersacher des Christenthums auftrat. Die Christen seiner Staaten wurden verfolgt, wo sich nur immer Gelegenheit dazu darbot. Eusebius bemerkt um diese Zeit (de vita Constantini l. 1. c. 49.): „Der Osten und der Westen sey damals gewesen, wie Tag und Nacht; eine Finsterniß habe sich über die orientalischen Provinzen ausgegoßen, während im Westen die Sonne der Gerechtigkeit immer herrlicher geschienen habe." Constantin, obgleich noch nicht öffentlich ein Christ, doch ein erklärter Freund des Christenthums, blieb unter diesen Umständen nichts übrig, als von Gallien aus mit seiner Armee nach Pannonien zu marschiren, wohin ihn eine beträchtliche Anzahl gallischer Bischöfe begleiteten, um den Licinius zu züchtigen. Dieser lachte über seinen Aufzug, und versammelte aus allen Provinzen die entschiedensten Freunde des Heidenthums, die er auf jegliche Weise gegen die heranziehenden Schaaren Constantins, unter denen viele Christen dienten, zu erbittern suchte. „Der Feind, hörte man ihn im Kreise seiner Kriegsobersten sprechen, der Feind der gegen uns kämpft, hat der väterlichen Religion entsagt, und sich an eine ruchlose Sekte angeschlossen, welche, ich weiß nicht welches fremde Wesen zu ihrem Gott erwählet hat, mit dessen schmachvollen Zeichen er seine Armee entehrt. Heute soll sichs zeigen, ob unsere Götter, oder ob der ihrige der wahre Gott sey." In Thrazien kam es endlich zu einer blutigen Schlacht, in welcher Constantin auf allen Punkten, wo das Treffen am heißesten war, das Panier des Kreuzes vorantragen ließ, und seinen Gegner gänzlich besiegte. Licinius blieb nichts übrig, als sich nach Nikomedien hineinzuwerfen, wo er nach einer harten Belagerung gefangen genommen, und endlich (Jahr 323) zu Thessalonich auf Constantins Befehl im Gefängniß ermordet wurde. So hatte sich Constantin durch gute und böse Thaten den

Weg gebahnt, daß er noch in demselben Jahr, nach gänzlicher Besiegung aller seiner Nebenbuhler, als Alleinherrscher des ganzen römischen Reiches ausgerufen wurde.

§. 60.

Kaum hatte sich Constantin der Alleinherrschaft über den Osten und Westen des römischen Reiches bemächtigt, so traf er, in Verbindung mit mehrern ausgezeichneten Bischöfen, welche ihm zur Seite standen, die sorgfältigsten Vorkehrungen, um eines theils die mächtigen Verluste wieder gut zu machen, welche unter seinen nächsten Vorfahren die Christen erfahren mußten, und die noch immer zerstreuten Christengemeinden, welche bis jetzt meist nur ein inneres Band des Glaubens und der Liebe zusammengehalten hatte, auch durch eine allgemeine äußerliche Kirchenordnung, in welcher er den Bischöfen und der Geistlichkeit die ausgezeichnetsten bürgerlichen Vorrechte ertheilte, in einen gemeinsamen Körper zu vereinigen und mit dem Staate innig zu verknüpfen; und anderntheils das entgegenstrebende Heidenthum je mehr und mehr zu schwächen, und aus seinen Staaten zu vertilgen. Er gab Befehl, daß alle Kirchen der Christen, welche von den Heiden früher niedergerissen worden waren, auf Kosten derselben wieder aufgebaut, und alle konfiscirten Kirchengüter der Geistlichkeit wieder ausgeliefert werden mußten. Er verbot den heidnischen Priestern in den Häusern herumzugehen, um Leute für den Götterdienst anzuwerben; verfolgte die heidnischen Zauberer, beschränkte ihre götzendienstlichen Versammlungen, stellte die heidnischen Feste ab, und erklärte in seinen Edikten das Christenthum als das heilige Gesetz, das in seinen Staaten beobachtet werden solle. Ganz besonders lag es dem Kaiser an, überall die öffentliche Feier des Sonntags unter seinen Unterthanen einzuführen, und er erließ in dieser Hinsicht an Christen und Heiden, so wie an seine Armeen einen Befehl um

den andern, in welchen an den Sonntagen Ruhe von der Arbeit, Theilnahme an den öffentlichen Gottesdiensten, Gebet und Lesen des Wortes Gottes, und Einstellung aller Volksbelustigungen als Wille des Kaisers und als Pflicht jedes Unterthanen öffentlich in seinen Staaten verkündigt, auch für die geziemende Haltung der Gottesdienste, die ersten Grundlinien, einer allgemeinen Kirchenliturgie abgefaßt, und nach und nach in den Christengemeinden eingeführt wurden. Bisher hatten dieselben ohne allgemeine, gesetzlich festgestellte Normen ihres äußerlichen kirchlichen Lebens sich selbst in jeder einzelnen Gegend und Provinz diese Einrichtungen vorbehalten, und den Zeitumständen so gut wie möglich angepaßt. Die Kirche Christi war ja in den drei verflossenen Jahrhunderten nicht nur keine geduldete oder vom Staate zur Noth anerkannte, sondern sie war beinahe durchgängig eine gewaltsam unterdrückte und verfolgte Gemeinschaft gewesen. Erst in der letzten Hälfte des dritten Jahrhunderts wurde ihr Vorhandenseyn anerkannt und gesetzlich gestattet, am Ende unter Constantins Regierung begünstigt, zu einem eigenen Kirchenkörper ausgebildet und in den bürgerlichen Staatsverkehr verwoben. Von diesem Augenblicke an hörte die äußerliche Kirche auf, bloße Privatangelegenheit der Einzelnen zu seyn, und sie wurde mit diesem Schritte ein begünstigtes Institut des Staates, der sie mit sich selbst verschmolz. Unsere bisherige Missionsgeschichte ist eben darum auch für die südliche und östliche Provinzen des römischen Reiches von diesem Augenblicke an zu ihren äußersten Grenzen gelangt, und es ist die Aufgabe der christlichen Kirchengeschichte, den geschichtlichen Faden ihrer kirchlichen Schicksale durch die kommenden Jahrhunderte weiter fortzuführen.

§. 61.

Nachdem Constantin durch diese kräftigen und durchgreifenden Verfügungen der christlichen Kirche in seinen

südwestlichen Staaten einen bleibenden Frieden und eine Fülle des äußerlichen Wohlstandes gesichert, und Rom, die Hauptstadt desselben, mit prachtvollen Tempeln geschmückt hatte, eilte er nach seinen orientalischen Staaten (um das Jahr 326) mit dem Vorsatze an den Ufern des schwarzen Meeres ein zweites Rom anzulegen, das an Pracht und Glanz das alte übertreffen, und durchgängig von lauter Christen bewohnt werden sollte. Zwischen den Mündungen zweier Oceane ließ er das alte Byzanz niederreißen, und eine glänzende Hauptstadt aufbauen, die nach seinem Wunsche Neu-Rom heißen sollte, die aber ihm zu Ehren den Namen Constantinopel erhielt, und alle Herrlichkeiten des Orientes in sich zusammenfaßte. Um die ungeheuern Kosten ihrer Aufbauung aufzutreiben, wurden aus den reichsten Götzentempeln die vorhandenen Schätze zusammengerafft, und alle Maßregeln getroffen, um auf Kosten des alten Heidenthumes (nach einem wundersamen Gesetze der wiedervergeltenden Weltregierung Gottes, die immer das Böse durch sich selbst bestraft) ein christliches Elysium zu schaffen, welches gleichsam das neue Jerusalem der morgenländischen Christenwelt werden sollte. Dieß war die Bestimmung Constantinopels nach dem Plane Constantins des Großen. Allein die Mittel, die zu diesem Ziele führen sollten, konnten Gott nicht wohlgefallen, denn Er hat zur Förderung seiner Kirche auf Erden nicht das, was edel und glänzend ist in den Augen der Welt, und noch viel weniger das moralisch Schlechte und Ungerechte, sondern das Verachtete erwählet; und eben darum fiel auch diese erste christliche Kaiserstadt, die auf Gewalt und Unrecht erbauet war, wenige Jahrhunderte hernach dem furchtbarsten Erbfeind der Kirche Christi zum Wohnsitze zu.

Es ist nicht zu läugnen, daß in Constantins Charakter gar mannigfaltige Widersprüche angetroffen werden. Während er die Sache des Christenthums durch die kräftigsten Maßregeln begünstigte, prachtvolle Kirchen

überall umher erbaute, eine mächtige und glänzende Geistlichkeit um sich her versammelte, die Unterrichts- und Bildungsanstalten der Christen auf jegliche Weise förderte, und der Kirche den vollen Sieg über das Heidenthum in seinen Staaten erringen half; während er selbst für seine Staatsdiener und sein Volk ein Vorbild äußerlicher Andacht war, und selbst persönlich Predigten an das Volk hielt: war sein Wandel als Regent und Privatmann eben gar nicht ohne mannigfaltige Flecken, und in den Stunden der Leidenschaft konnte er sich sogar unmenschliche Grausamkeiten gegen seine nächsten Blutsverwandten und Staatsdiener erlauben. Seine ganze Lebensgeschichte, so wie wir dieselbige aus heidnischen und christlichen Schriftstellern kennen, bezeugt diese wundersame Mischung seiner Denkungsart und Handlungsweise; die nur auf sehr langsamem Wege, aber bei zunehmendem Alter immer sichtbarer, dem Licht und der Kraft des Evangeliums einen durchgreifenden Einfluß auf sein Thun und Lassen gestattete, bis endlich die göttliche Wahrheit den Sieg über die Finsternisse seines dem Ehrgeiz hingegebenen Herzens erringen konnte. Einen rührenden Zug aus Constantins Lebensgeschichte können wir nicht unbemerkt vorübergehen, welcher uns die große Hochachtung zeigt, die er selbst vor dem Worte Gottes hatte, und die er auch in die Herzen seiner Unterthanen allgemein zu pflanzen suchte. Eusebius erzählt uns nämlich (in vita Constantini l. 4, c. 36), daß er vom Kaiser selbst den Befehl erhielt, fünfzig vollständige griechische Bibelmanuscripte für verschiedene Kirchen auf kaiserliche Kosten anzuschaffen. Constantins eigenhändiger Brief an Eusebius ist folgender:

„In dieser Stadt, die Unsern Namen trägt (Constantinopel), hat sich unter dem segnenden Schutze Gottes, unsers Heilandes, eine sehr große Menge Menschen (μέγιστον πλῆθος ἀνθρώπων) an die heilige Kirche angeschlossen. Da nun hier Alles im vollen Wachsthum

begriffen ist, so erscheint Uns vor allem Noth, daß auch mehrere Kirchen in derselben errichtet werden. Vernimm daher mit bereitwilligem Herzen, was wir deßhalb für gut gefunden haben. Wir haben es nämlich deiner Klugheit anvertrauen wollen, daß 50 Exemplare der heiligen Schriften (deren Anschaffung und Gebrauch, wie du weißt, zum Unterricht der Gemeinde vor allem nöthig ist) auf wohl vorbereitetes Pergament von geübten Schönschreibern, welche ihre Kunst gründlich verstehen, so leserlich wie möglich, und in solchem Formate, das zum Gebrauch leicht hin und her getragen werden kann, abgeschrieben werden sollen. Es sind deßhalb von Unserer Gnade an den Verwalter der Diözese die nöthigen Befehle ausgefertigt worden, daß von ihm alle erforderlichen Mittel angeschafft werden sollen, um diese Bibelabschriften zu Stande zu bringen. Deiner Sorgfalt liegt es nun ob, diese Exemplare so schnell als möglich verfertigen zu lassen. Auch bist du durch diesen Brief bevollmächtigt, von zwei Staatswagen zu ihrem Transport Gebrauch zu machen. Auf diese Weise können diese schöne Abschriften leicht in meinen Pallast zu meiner Einsicht gebracht werden, wobei einer deiner Diakonen den Dienst zu versehen hat. Bringt sie dieser einmal zu mir, so soll er meiner Huld gewärtig seyn. Gott erhalte dich, geliebter Bruder."

§. 62.

Bei zunehmenden Jahren widmete sich Constantin immer mehr der Andacht. Seinen Pallast selbst wandelte er in eine Kirche um, und er übertraf alle, die zu seiner Hofgemeinde gehörten, an Eifer für gottesdienstliche Uebung. Fleißig nahm er die heiligen Schriften zur Hand und schämte sich nicht, in der Versammlung seiner Hofleute laut zu Gott zu beten. Selbst unter den römischen Legionen, die im Felde lagen, wurde die Sonntagsfeier eingeführt. Seinem Heere ließ er kein anderes Feldzeichen als das Kreuz vortragen, und auch die

Waffen der Soldaten, sonderlich ihre Schilde, wurden mit demselben bezeichnet. Es wäre Ungerechtigkeit, dieses alles einer erkünstelten Heuchelei oder bloßer Staatsklugheit zuzuschreiben. Es ist nicht zu läugnen, daß Constantin in seinem Christenthum immer eifriger wurde, je näher es seinem Ende zuging; wie viel auch noch immer heidnischer Aberglaube und Mangel an christlicher Selbstbeherrschung an seiner Erkenntniß und seinem Leben Theil nehmen mochten. Man müßte der klarsten Zeugnisse der Geschichte spotten, wenn man nicht zugeben wollte, daß seinem Herzen der Glaube an Christus immer theurer geworden war, obgleich es ihm nicht ganz gelang, die Welt in sich und außer sich durch die Kraft dieses Glaubens zu überwinden. Eben so scheint ihn auch eine falsche Ansicht von der christlichen Taufe zu dem Entschlusse bestimmt zu haben, seine eigene Taufe bis in die letzten Tage seines Lebens zu verschieben. Constantin scheint nämlich geglaubt zu haben, dieses heiligen Sakramentes erst alsdann sich bedienen zu dürfen, wenn es ihm unmöglich geworden sey, sein Taufgelübde durch eine Sünde noch brechen, und sich eben damit des hohen Segens der Taufe wieder verlustig machen zu können. Lieber wollte er von der Taufe hinweg als ein durch sie von allen Sünden reingewaschenes, und zum Erben aller himmlischen Güter eingesetztes Kind Gottes, das nicht mehr sündigen kann, mit dem ganzen Segen der Taufe in die Ewigkeit hinüberziehen, und so kam es, daß er dieselbe bis auf sein letztes Sterbelager verschob.

Dieser ausgezeichnete Fürst starb im Jahr Christi 337 im 65sten Jahre seines Alters, und im 31sten seiner Regierung. Seine Regierungszeit ist in der Geschichte der drei ersten Jahrhunderte, so wie die längste, so auch die merkwürdigste und die segensreichste. Er hatte lange genug auf dem kaiserlichen Throne gesessen, um die großen Plane, die er im Herzen mit sich auf denselben gebracht hatte, im Geiste seines Zeitalters auf eine über-

raschende Weise verwirklicht zu sehen. Wie mangelhaft und von Aberglauben befleckt auch immer sein Charakter und der Geist seiner Regierung gewesen war, so gehört Constantin dennoch zu den ausgezeichnetsten Werkzeugen der Vorsehung Gottes um das Werk Christi in seinen Tagen unter den Völkern der Erde einzuführen und zu fördern. Die äußerliche Kirche des römischen Reiches nennt ihn mit Recht ihren ehrwürdigen Stifter; und so heilsam und segensreich schon die Anpflanzung und Begründung der äußerlichen Kirche unter irgend einem Volk der Erde ist, indem sie den Genuß der christlichen Unterrichtsmittel verbreitet und sichert, so groß ist billig der Dank, den die Nachwelt dem Andenken dieses ersten christlichen Kaisers schuldig ist.

§. 63.

Unstreitig lag der große Plan der Regierung Constantins darin, der Kirche Christi im römischen Reich das entscheidende und bleibende Uebergewicht über das Heidenthum zu verschaffen. Diesen Plan hatte ihm wirklich die Gnade Gottes in hohem Grade gelingen lassen. In seinen letzten Regierungsjahren war nicht blos sein Hof, seine nächste Umgebung, so wie jedes öffentliche Amt der Regierung und des Militärs mit Bekennern des Christenthums besetzt, und die angesehensten Städte des Reiches mit christlichen Einwohnern bevölkert, sondern auch in den kleinern Städten der Provinzen war das Christenthum als herrschende Religion unter den Bürgern eingeführt, und Heiden fanden sich nur noch in den kleinen Dörfern auf dem Lande umher. Daher kommt es, daß diese Heiden in dem römischen Gesetzbuche des Theodosius, eines seiner nächsten Nachfolger, Dorfbewohner (Pagani) genannt werden, weil die Götzendiener um diese Zeit nur noch zerstreut auf dem Lande umher angetroffen wurden.

Constantin hatte während seiner Lebzeiten auf vielfache Weise dafür gesorgt, dieser äußerlichen Kirche des

Staates feste Einrichtungen, eine würdige Gestalt, mächtige Einkünfte, eine überwiegende Geistlichkeit, und eine möglichst bleibende Sicherung zu verschaffen. Der ganze Glanz der berühmtesten Heidentempel war in die prachtvollen Christentempel herübergegangen, die er in den Hauptstädten des Landes in Nikomedien, zu Constantinopel, zu Antiochien, zu Rom u. s. w. erbaut hatte. Die levitische Priesterordnung des Judenthums war bei diesen Kircheneinrichtungen seinem Geist als Muster und Vorbild vorgeschwebt. Einen Hohepriester, eine große Geistlichkeit mit den verschiedensten Rangordnungen, ein freies Levitengeschlecht mit den ansehnlichsten Immunitäten im Gegensatze gegen das Laienvolk, eine glänzende Hierarchie, an deren Spitze er selbst als Kaiser zu stehen sich hoch geehrt fühlte: — alle diese Vorzüge sollte im viel weitern Sinne des Wortes nunmehr das neue Bundesvolk der Christen haben, als sie im beschränktern Maße das alte Bundesvolk der Juden gehabt hatte. Auch an wissenschaftlichen Schulen, so wie an Volksschulen fehlte es in seinen Staaten nicht; die größten Summen wurden auf die Errichtung derselbigen verwendet, die ausgezeichnetsten Gelehrten lebten in seiner Umgebung am Hofe, und der Kaiser ließ es an nichts mangeln, um der Kirche Christi, deren Beschützer er geworden war, dem zerfallenen Heidenthum gegenüber denselben Glanz und dieselbe Würde zu verschaffen, wie sie die Israeliten Kirche unter der Regierung eines Davids und Salomos genossen hatte.

Vierter Abschnitt.

Blicke in den innern Entwicklungsgang des Werkes Christi innerhalb dieses Zeitraumes.

§. 64.

Es war ein wunderbarer Kampf auf Leben und Tod, der in diesem Zeitalter in der verborgenen Gemüths- und Geisterwelt geführt wurde, und dem ein noch wunderbarerer Sieg folgte, wie ihn die Welt nie zuvor gesehen hatte. Von der Zeit seiner ersten Erscheinung an trat das Christenthum, wie es seiner Natur nach nicht anders konnte, in eine entschieden feindliche Stellung gegen die Welt, die im Argen liegt. Während alle andern Religionen des Alterthums, die Perser und später die Juden ausgenommen, duldsam und gleichgültig waren gegen Erweiterung ihres Religionsgebietes, und im Verhältniß zu andern nichts zu gewinnen und nichts zu verlieren hatten; so lag es dagegen im Geiste des Christenthums selbst, allem Unheiligen, Lügenhaften und Ungöttlichen den Untergang zu bereiten. Seine nie verhehlte Absicht war, alle andern Religionen der Welt in einem ewigen Kriege zu verdrängen, und über alle Geister und Völker die unbedingte Alleinherrschaft auszuüben. Daß sich bei solchem Zwecke des Christenthums ein äußerst schwerer erbitterter Kampf entzünden werde, ließ sich zum Voraus erwarten; und Christus selbst hat es uns angedeutet, wenn er sagt, „daß er nicht gekommen sey, Frieden zu senden auf Erden, sondern das Schwerdt; denn ich bin gekommen, setzt er hinzu, den Menschen zu erregen wider seinen Vater, und die Tochter wider ihre Mutter, und die Schnur wider ihre Schwieger. Und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen seyn. Wer Vater oder Mutter mehr liebet denn mich, der ist Mein nicht werth. Und wer Sohn oder Töchter mehr liebet denn mich, der ist

Mein nicht werth. Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt, und folget mir nach, der ist Mein nicht werth. Wer sein Leben findet, der wirds verlieren; und wer sein Leben verlieret um Meinetwillen, der wirds finden. (Matth. 10, 34—39)

Schon der ganze Geist und Sinn des Evangeliums lag überall, wohin es kam, mit den natürlichen Neigungen des menschlichen Herzens im unversöhnlichen Kampfe; und dieß ist das erste allgemeinste Hinderniß, das seine Verbreitung auf Erden in jenen Tagen allenthalben gefunden hat, und heute noch findet. Das Christenthum bildet überall, wo es Wurzeln faßt, einen Glaubenssinn, der die Welt überwindet; es fordert von jedem seiner Bekenner, nach dem zu trachten, was droben ist, und nicht nach dem, was auf der Erde ist; es ist das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, wornach der Mensch vor Allem streben soll, der seiner würdig werden will. Aber mit dieser ersten Forderung verwickelt es sich auf jedem seiner Schritte in einen unvermeidlichen Krieg mit der natürlichen Selbstsucht des fleischlichen Herzens, das nur das Irdische sucht. Das Christenthum macht eine durchgreifende Wiedergeburt des Herzens und Lebens, die mit gründlicher Selbsterkenntniß, mit reuevoller Demüthigung vor Gott, mit gebeugter Anerkennung unserer Schuld und Strafe, und mit dem aufrichtigen Verlangen verbunden ist, durch die freie Gnade Gottes der Vergebung unserer Sünden im Glauben an den für uns gekreuzigten Christus theilhaftig zu werden, zur Grundbedingung der Aufnahme in das ewige Reich Gottes, das uns Christus geoffenbaret hat. Aber mit dieser unerläßlichen Forderung empört es allenthalben den natürlichen Stolz und die verblendete Eigenliebe des menschlichen Herzens gegen sich, und reizt alle verkehrten Neigungen der Seele zum heftigsten Widerstande auf. Das Christenthum pflanzt durch diese Wiedergeburt von Oben eine neue Kreatur in Christo, von welcher mit Recht gesagt werden kann:

das Alte ist vergangen, siehe es ist Alles neu geworden; es macht jedem seiner Bekenner zur heiligen Pflicht, zu verläugnen das ungöttliche Wesen, und die weltlichen Lüste, und züchtig, gerecht und gottselig zu leben in dieser Welt. Aber dieses heilige Gebot des Christenthums stößt allenthalben den ungöttlichen Sinn des natürlichen Menschen von sich zurück, und läßt ihm keine andere Wahl übrig, als entweder in einen unversöhnlichen Kampf gegen seine Anforderungen an den Menschen sich einzulassen, oder sich seinem Gesetz unbedingt zu unterwerfen, und ein neues heiliges Leben in Christo zu beginnen. Wer darf sich wundern, wenn bei diesen Grundbedingungen des Christenthums seine Ausbreitungsgeschichte überall in der Welt eine Kampfgeschichte ist, die nur mit dem Tod der alten, und mit der Schöpfung einer neuen Welt ihre Siege vollendet.

§. 65.

Zu diesen allgemeinen Hindernissen, welche der Ausbreitung des Christenthums in jenen Tagen sich feindselig in den Weg stellten, traten neue und besondere hinzu, welche in der Eigenthümlichkeit des heidnischen Aberglaubens ihren Grund hatten, dessen millionenfache Schlingen zuerst zerrissen werden mußten, ehe das Christenthum den vollen Sieg über die damalige Welt davon tragen konnte. Der griechische und römische Götzendienst begegnete dem Geiste des Christenthums, und verwickelte sich in einen heißen Vertilgungskrieg mit demselbigen. Nicht blos auf den großen Heerstraßen des bürgerlichen Lebens, und in den Tempeln der Götter, sondern in allen Winkeln des häuslichen Lebens, und in allen Adern der zartesten Lebensverhältnisse mußte mit den Blendwerken des heidnischen Aberglaubens auf eine Weise der Streit begonnen werden, der keine Vermittelung zuließ; und wohl wurde er gerade hier am allerschwersten geführt. Der religiöse Aberglaube der griechischen und römischen Götterlehre hatte sich nämlich in

alle Verzweigungen des bürgerlichen und häuslichen Verkehres hineingeschlichen. Kein Grieche und kein Römer konnte des Morgens von seinem Lager aufstehen, ohne zuvor seinen Hausgöttern gehuldigt zu haben. Jedes Geschäft, das er in die Hände nahm, und jeder Schritt, den er machte, mußte im Namen der Götter geschehen. War er Familienvater, so waren seine Kinder und sein Hauswesen den Göttern geheiligt, und von der Leitung der Priester abhängig. War er Bürger, so durfte nichts geschehen, ohne die Götter gefragt zu haben. Jede seiner Bürgerpflichten und seiner öffentlichen Verrichtungen war mit einem Götterschwur verbunden, der die Sache heiligte. Ging er aus, so stand an jeder Ecke rechts und links ein Götzenbild, das seine Verehrung in Anspruch nahm. Unterließ er dieses, so zog er sich den beschimpfenden Ruf eines Atheisten zu, der ihn überall verfolgte, und ihm den Haß einer eifersüchtigen und gewaltigen Priesterschaft auf den Nacken lud. Besuchte er den Markt um Speisen einzukaufen, so war er jeden Augenblick in Gefahr, unvermerkt mit götzendienstlichem Unrath sich zu besudeln. Jeder erste Tropfen des Weins, den er zu sich nehmen wollte, gehörte einem Gotte an, und mußte zuerst aus der Schaale vor ihm ausgegossen werden. Gings in eine Volksversammlung, so war das erste Wort ein Göttername. Nahm er an einem Gastmahle Theil, so konnte er ohne götzendienstliche Befleckung nicht davon kommen; war er Soldat, so war sein Soldaten-Eid und die ganze Waffenübung an einen Götterspruch angeknüpft. Eine jede Kunst und ein jedes Gewerbe war irgend einem Götternamen geheiligt; selbst die Musik und Malerei, die Rede- und Dichtkunst, waren in dieselbe unheilige Quelle eingetaucht. Auch die Sprache des täglichen Verkehrs faßte eine Menge götzendienstlicher Ausdrücke, und abgöttische Begrüßungen in sich, deren Gebrauch der ernste Christ sich versagen mußte, wenn er sich nicht des Antheils am heidnischen Wesen theilhaftig machen wollte.

So hatte die Macht des religiösen Aberglaubens vom ganzen Menschenleben und von jedem Athemzug der häuslichen und bürgerlichen Verfassung unbedingt Besitz genommen, und der Grieche und Römer lag in tausend verborgenen Ketten gefangen, die er alle durchbrechen mußte, wenn er Christ werden wollte. Da galts Gewalt, um durch alles durchzubrechen, und nur die, welche Gewalt thaten, rissen das Reich Gottes an sich.

Gegen alle diese götzendienstlichen Einmischungen mußte sich nun das Christenthum auf allen Punkten zur Wehre stellen. Wer eine dieser Ketten zerriß, an die er gefesselt war, mußte alle zerreißen, wenn er ein wahrer, seinem Glauben treuer Christ werden wollte. Anders wurde er auch nicht in die Christengesellschaft aufgenommen, die in dieser Hinsicht innerhalb dieser ersten Jahrhunderte eine sorgsame und strenge Zucht über ihre Mitglieder übte. Da gabs nicht nur tägliche, sondern augenblickliche Anfechtung und Gefahr; da gab's einen ununterbrochenen fortgesetzten Kampf; da blutete das Herz in seinen ehrwürdigsten Verhältnissen der natürlichen Liebe, die zerrissen werden mußten; da gabs Streiter Jesu Christi, wie wir sie uns kaum vorzustellen vermögen. Und dieser Kampf wurde in diesem Zeitalter von Hunderttausenden gekämpft, und von Vielen mit ihrem Blute versiegelt. Das war eine ehrwürdige Zeit des Christenlebens, deren innere Gestalt die Geschichte nicht beschrieben hat, und nicht beschreiben konnte. Denn durch alle diese Riegel, die ein tausendjähriges Heidenthum festgestellt hatte, brach das Christenthum hindurch.

§. 66.

Noch prüfungsvoller war in jenen Tagen das Loos des weiblichen Geschlechtes, besonders wenn die Gattin eine Christin, und der Mann noch ein Götzendiener war. Es ist das eigenthümliche Verdienst, daß die Lehre Christi das weibliche Geschlecht, dessen Einfluß auf die Wohlfahrt des menschlichen Lebens und der bürgerlichen

Gesellschaft einen so wesentlichen Einfluß hat, zu derselben sittlichen Würde und demselben Anrechte an den Segnungen des Reiches Gottes, wie das männliche erhob, und der schnöden und herabwürdigenden Knechtschaft entriß, in welcher es seit Jahrtausenden unter allen nichtchristlichen Völkern geschmachtet hat. Welche peinigende Mißverhältnisse mußten nicht täglich in einer Verbindung zum Vorschein kommen, in welcher der Ehemann, der dem Götzendienste anhing, und unter dem Einflusse heidnischer Priester stand, seine Gattin der verhaßten Christensekte mit Vorliebe sich hingeben sah. Welche stille Leiden hatte sie nicht zu tragen, wenn sie die meist nächtlichen Versammlungen der Christen (denn bei Tage durften sie in Verfolgungszeiten nicht zusammenkommen) besuchte und sich, aus Liebe zu dieser neuen Verbindung, jedem Argwohn und jeder Lästerung der Widerwärtigen aussetzte. Glaubte auch der Ehegatte selbst ihres sittlichen Charakters gewiß seyn zu dürfen, so wurde doch durch diese Verbindung der Name seines Hauses verdächtigt und beschimpft, und sein häusliches Glück auf mannigfaltige Weise gestört. Und die Erziehung der Kinder, welche prüfungsvolle schwierige Fragen mußte sie nicht veranlaßen, wenn der Mann seine Kinder dem väterlichen Glauben bewahren, und die christliche Mutter sie für den Herrn gewinnen wollte. In dem heidnischen Hause, wo Alles und selbst die Geschäfte, welche zunächst der Hausmutter zukamen, in so genauer Verbindung mit der Religion stand, mußte überdieß der christlichen Ehefrau jeden Augenblick etwas begegnen, das ihrem Gewissen zuwiderlief. In der Küche war ja der Heerd, dieser war aber den Hausgöttern geweiht; auf ihm, oder in seiner Nähe standen die Bildnisse der Laren, und auf ihm brannte die heilige Lampe. Die Laren verlangten tägliche Aufwartung. Weihrauch mußte ihnen gestreut, und Trankopfer ihnen gespendet werden. Wie konnte die Christinn sich hiezu verstehen? Wer verrichtete an ihrer Stelle, was man als ihre Hausmutter-

pflicht ansah? Und wurden nun die Zeiten für die Christen drückend, brach eine Verfolgung gegen sie aus, so konnte es ja nicht fehlen, daß das heidnische Gesinde nicht dieses Alles bemerkte; und die Hausfrau schwebte in steter Gefahr, der Obrigkeit als Christin angegeben zu werden. Eben so mußte sie bei den Tischgebräuchen und in öffentlichen Gesellschaften in fortgesetzte Verlegenheiten gerathen, und ihr blieb nichts übrig, als auf alles dieß Verzicht zu leisten, und es der Fügung des Herrn muthig anheim zu stellen, wie andere diese gänzliche Zurückgezogenheit beurtheilen, und welche stille Leiden sie ihr einbringen mochte. Es gehörte wahrlich ein entschiedener Ernst und ein heiliger Heldenmuth dazu, alle diese zarten Verhältnisse des täglichen Lebens zu zerreißen, und dafür den Ruf eines Menschenfeindes und wohl noch viel schlechtere Namen einzuernten, um Gott und dem Gewissen nicht ungetreu zu werden.

Und versetzen wir uns noch einen Augenblick in die Verhältnisse des christlichen Hausgesindes und der zahlreichen Sklavenbevölkerung, unter welcher in den ersten Jahrhunderten das Christenthum seine meisten Anhänger fand: welche namenlose Leiden, welche die Geschichte uns nur selten genannt hat, müssen nicht von dieser Volksklasse um Christi willen getragen worden seyn, wenn ihre Eigenthümer und Herrschaften dem Götzendienste blindlings hingegeben waren. Wohl brachte jeder Tag seine neuen Gefahren und seine neuen Mißhandlungen für sie mit sich, und sie mußten das Aeußerste befürchten, wenn sie es wagten, den zudringlichen Anforderungen ihrer Gebieter ungehorsam zu seyn. Dennoch gab es schon in den frühesten Zeiten unter dieser Volksklasse Tausende und wieder Tausende, die von ganzem Herzen dem Glauben an den gekreuzigten Christus sich hingegeben hatten, stille jedes Leiden um Christi willen ertrugen, und auch ihr Leben nicht lieb hatten bis in den Tod, um Christum zu gewinnen und in ihm erfunden zu werden.

§. 67.

Es läßt sich zum Voraus erwarten, was auch die Geschichte dieser Tage auf mannigfaltige Weise beurkundet, daß die heidnische Priesterschaft in den Provinzen des römischen Reiches kein Mittel der Ueberredung, der Arglist und der Gewalt unversucht ließ, um das unter ihren Händen sichtbar zusammenstürzende Gebäude des alten Götterglaubens aufrecht zu erhalten, mit dessen Bewahrung nicht nur ihr Ansehen und ihr Einfluß unter dem Volke, sondern auch ihr Lebensunterhalt unzertrennlich zusammenhing. Diese Priesterschaft des Heidenthums bildete in zahlreichen Abstufungen und in Tausenden von Mitgliedern einen gewaltigen Körper im Staate, dessen Oberpriester der Kaiser selbst war. Wie konnten sie auch ruhig zusehen, wenn ihre zahlreichen Göttertempel je mehr und mehr in Städten und Dörfern verlassen, und auf ihren Altären keine Göttergaben weiter niedergelegt wurden. Sahen sie nicht auf allen Seiten durch diesen allgemeinen Abfall die Ehre der Götter geschmäht, die väterliche Religion entweiht, und ihr Ansehen unter dem Volke zernichtet? Mußten sie nicht Alles besorgen, wenn diese ansteckende Seuche, (wie selbst ein aufgeklärter Geschichtschreiber Roms die Sekte der Christen nennt) je mehr und mehr um sich griff, und sie nöthigte, das heilige Feuer auf ihren Altären auslöschen zu lassen, und ihre Göttertempel zu verschliessen? Waren doch schon an den berühmtesten Orten die Orakelsprüche der Götter verstummt; brach doch der Zorn der Götter durch die stürmischen Einfälle der Barbaren an den Grenzen, durch innerliche Unruhen aller Art, durch Pestilenz, Hungersnoth, Erdbeben und Ueberschwemmungen zur warnenden Mahnung von allen Seiten aus! Und an diesem ganzen Jammer war nur die verhaßte Sekte der atheistischen Nazarener Schuld, die das Vaterland verwüsteten. Dieß und noch Aergeres mußte die heidnische Priesterschaft denken, wenn sie

immer zahlreicher in den Städten und auf dem Lande die Christen sich zu ihren Gottesdiensten versammeln sah.

Freilich wagte sie es nur selten, in offener Feldschlacht gegen die Christen aufzutreten, und auf dem Wege öffentlicher Untersuchung die alte Religion gegen die neue abzuwägen. Solch ein Wagestück durften sie auf dem schwankenden Boden, auf dem sie standen, nicht versuchen, ohne mit Recht zu befürchten, die Schwäche ihrer Sache zu verrathen, und diese nur noch mehr dem öffentlichen Spottgelächter Preis zu geben. Aber dafür stand ihren klagenden Verläumdungen die Obrigkeit, und ihren blinden Aufreizungen der Pöbel zu Gebot. Diese Wege finden wir auch wirklich die heidnische Priesterschaft in allen Provinzen des römischen Reiches einschlagen, um die Christensache zu Grunde zu richten. Lüge und Gewalt sollten die Stelle der Wahrheit und der Liebe ersetzen, und nur mit diesen Waffen konnten sie dem wachsenden Heere der Christen entgegentreten. Wirklich wurden sie auch mit einer Geschäftigkeit und mit einer Wuth, welche nur die Verzweiflung an der eigenen Sache zu deuten vermag, überall gegen die Christen in Bewegung gesetzt. Selbst der kaiserliche Gerichtshof wurde unausgesetzt mit verläumderischen Klagen bestürmt, und wenn auch nicht alsobald Verfolgungsedikte erfolgten, so wurde ihnen doch freie Hand gelassen, ungestraft den wüthenden Pöbel gegen die Christen aufzureizen, und Tausende von Schlachtopfern ihrer Erbitterung aufzuopfern. Nur eine Gottesmacht vermochte unter solchen Stürmen des Priesterhasses das Werk Christi vor dem gänzlichen Untergange zu bewahren, und der kleinen Heerde, die wehrlos gleich Schlachtschafen der Pöbelwuth hingegeben war, immer neue Freunde zu gewinnen, die bereit waren, jedes Leiden um Christi willen zu erdulden, um ihre eigene Seligkeit im Reiche Gottes davon zu tragen, und dem Werke Christi seine heiligen Siege über die Welt erkämpfen zu helfen.

§. 68.

So lange das verachtete Christenhäuflein in stiller Verborgenheit sich meist nur auf die niedern Volksklassen beschränkte, nahmen die heidnischen Schriftsteller des Zeitalters keine Kunde von demselbigen, und nur da und dort ließ es ein witziger Dichter dabei bewenden, für einen Augenblick seine spottende Laune über dasselbe auszugießen. Aber als der Glaube der Christen auch unter den gebildeten Ständen seine Verehrer zu finden begann, und selbst einzelne Philosophen zu ihm übertraten, und seine gute Sache gegen den Götzendienst des Zeitalters in Schütz nahmen, so trat ein Widersacher um den andern gegen die Christen auf, um ihren Glauben durch beißenden Spott lächerlich zu machen, oder sie als betrogene Schwärmer und gefährliche Menschen öffentlich anzuklagen.

Einer der berühmtesten Widersacher der Christen war Celsus, ein epicuräischer Philosoph, der um das Jahr 130 gegen die Christen schrieb, und mit viel Geschick des Witzes und der Arglist ihren Glauben zu verunglimpfen wußte. Seine Schrift, die er unter dem Titel „die wahrhaftige Rede" gegen die Christen schrieb, kennen wir nur noch aus der trefflichen Widerlegung, welche etwa 90 Jahre später der Kirchenvater Origenes in acht Büchern wider den Celsus verfaßte, und die uns die wichtigsten Einwürfe nennt, welche von ihm dem Christenthum entgegengestellt wurden. Er wirft nämlich den Christen unter anderem vor, daß sie heimliche, durch die Gesetze verbotene Zusammenkünfte hielten, und daß ihre Lehre selbst geheim gehalten würde. Diese habe nun durchaus nichts Großes oder Neues in in ihrem Inhalte, was nicht früher schon die Philosophen vorgetragen hätten. Er beschuldigt die Christen, daß sie Zauberei und Beschwörungen treiben, und macht sich über ihren Glauben lustig, der die Weisheit der Welt etwas Schlimmes, die Thorheit aber etwas Gutes

zu nennen pflege. Wir werden in dem nächsten Abschnitte Gelegenheit finden, etwas von der Art und Weise herauszuheben, wie die Lehrer des Christenthums in diesem Zeitraume das Werk Christi gegen verläumderische Angriffe dieser Art mit siegender Wahrheit vertheidigt haben.

Ein anderer Widersacher des Christenthums lebte um die Mitte des zweiten Jahrhunderts, Lucian, ein heidnischer Philosoph von der epicuräischen Sekte, der in seinen Spottschriften Heidenthum und Christenthum mit beißendem Witze verlachte, und in einer eigenen Abhandlung (de morte Peregrini) seinen bittern Groll gegen die Sache der Christen ausgoß, aber selbst in seinen feindseligen Anklagen wider seinen Willen da und dort das ehrenvollste Zeugniß für ihre Sache redet. — „Die armen Wichte, sagte er unter anderm in dieser Schrift, halten sich für unsterbliche Leute, und meinen, daß sie ewig leben werden, darum verachten sie den Tod, und geben sich demselben mit Freuden hin. Ihr Gesetzgeber hat ihnen die Meinung beigebracht, daß sie alle Brüder seyen. Wenn sie nun von uns sich trennen, die Götter der Griechen verwerfen, ihren gekreuzigten Lehrer göttlich verehren, und ihr Leben nach seinen Vorschriften einrichten, so verachten sie alle irrdischen Güter, haben alle Dinge mit einander gemein, und halten an ihrem Glauben fest. Wenn nun ein verschlagener Betrüger an sie sich anschließt, so hat er das Glück, bald ein reicher Mann zu werden. Noch bis auf diesen Tag verehren sie den großen Mann, der in Palästina ans Kreuz geschlagen wurde."

§. 69.

Während auf diese Weise die böswillige Verläumdung und der Spottgeist heidnischer Witzlinge mit dem Werke Christi in diesen Tagen ihr freches Spiel trieben, weil sie die Finsterniß mehr liebten, denn das Licht, wurden ihm durch die wiederholten Angriffe heidnischer Philo-

sophen auf der einen, und die vielfachen Verirrungen ausgearteter Christen so wie die durch sie verursächten Spaltungen im brüderlichen Bunde auf der andern Seite noch tiefere Wunden geschlagen. Indeß nämlich einzelne heidnische Philosophen mit allem Eifer dahin arbeiteten, die lautern Wahrheiten des Evangeliums mit fremdartigen Zusätzen heidnischer Religions-Philosophien zu verschmelzen, und auf diesem Wege eine vermittelnde Gleichstellung des Heidenthums mit dem Christenthum zu bewirken, glaubten einzelne christliche Sekten dieses Zeitalters der Sache Christi eine sichere Heerstraße in die Welt zu bereiten, wenn es ihnen gelänge, durch unreine Beimischungen des fleischlichen Sinnes, und selbsterwählte Menschensatzungen die Lehre des Evangeliums dem verderbten Geschmack ihrer Zeitgenossen angenehm zu machen, und die einfache Heilslehre desselben in das geheimnißvolle Dunkel einer träumenden Weisheit einzuhüllen.

Die erstere Richtung nahm die neuplatonische Schule, die im Anfang des dritten Jahrhunderts von einem gewißen Ammonius Saccas ins Leben gerufen wurde, und in kurzer Zeit unter den gebildeten Volksklassen viele Anhänger fand, die dem einfachen Worte Christi sich feindselig entgegenstellten. Ammonius selbst hatte eine christliche Erziehung genossen, und war schon in seiner Jugend mit dem Christenthum bekannt geworden. Aber eitle Weltliebe und der natürliche Stolz des menschlichen Herzens, der sich in seinen Gaben wohlgefällt, fesselten sein jugendliches Gemüth, und er hoffte in den Schulen heidnischer Weltweisheit eine bessere Nahrung für die vorherrschenden Neigungen seines Herzens anzutreffen. Irregeführt von den Blendwerken eigenen Ruhmes, tauschte er die Lehre Christi, in welcher er erzogen worden war, gegen das Heidenthum aus, und wurde Stifter eines eigenen Lehrgebäudes, durch welches alle philosophischen Systeme, so wie alle Religionsweisen der Völker in Eines verschmolzen, und der göttliche Stifter

des Christenthums zu der Ehre erhoben werden sollte, den berühmtesten Philosophen Griechenlands an die Seite gestellt zu werden. Diese lose Verführung, die nach der Welt Anfängen, und nicht nach Christo war, (Col. 2, 8.) da nur in Ihm alle Schätze der Weisheit und der Erkenntniß verborgen liegen, (V. 3.) erzeugte bald unter dem Namen der neuplatonischen Philosophie eine bedeutende Anzahl heftiger Widersacher des Christenthums, die dasselbe durch ein Gewebe künstlicher Lügen bestürmten. Sie konnten es nicht ertragen, daß einzelne ihrer Schüler, welche die Weisheit ihrer Schule nicht zu befriedigen vermochte, zu dem Christenthum übergingen, und sich für den unendlich höhern Werth desselben freimüthig aussprachen. (Cf. August. Epist. ad Dioscorum cap. V. §. 33. Opp. Tom. II.)

Unter diesen erbitterten Widersachern zeichnete sich besonders Porphyr, ein geborner Syrer, aus, (J. Ch. 233) der früher Schüler des Origenes in Alexandrien gewesen war, und später ein Werk wider die Christen in 15 Büchern schrieb, und in welchem derselbe mit gewandter Arglist die Lehren und Thaten Christi als Täuschung und Widerspruch darzustellen versuchte.

Aber wie sehr auch in den Tagen der Trübsal solche Angriffe feindseliger Verkehrtheit die Herzen der Gläubigen schmerzen mußten, so waren sie doch in der Hand der ewigen Weisheit das gesegnete Mittel, daß die Wahrheit der Lehre und Geschichte Jesu von Wahrheitsuchenden Gemüthern desto gründlicher untersucht, und ihre unumstößliche Glaubwürdigkeit von erleuchteten Vertheidigern des Christenthums in ein so helles Licht gesetzt wurde, daß der Gemeinde Christi immer zahlreichere Schaaren von Bekennern aus allen Ständen zufielen.

§. 70.

Noch viel tiefere Wunden, als diese wiederholten Angriffe heidnischer Gegner, schlugen der Gemeinde Jesu

in diesen Tagen die vielfachen Verirrungen treuloser Freunde, die in ihrem eigenen Schooße den Samen des Unkrauts ausstreuten, und ihr ehrwürdiges Bild durch fleischliche Thorheiten eines schwärmerischen Sinnes befleckten. Sie führten, obgleich in viele feindselige Parthien in sich selbst zerspalten, den gemeinschaftlichen Namen der gnostischen Sekten, um die außerordentliche und überschwängliche Erkenntniß zu bezeichnen, die sie von dem verborgenen Wesen Gottes, von den aus ihm herstammenden Geistern, und von dem Ursprung der Welt und der Menschen zu haben sich rühmten. Es waren Leute, wie sie schon da und dort im apostolischen Zeitalter in einzelnen Gemeinden sich eingenistet hatten, die Acht hatten auf Fabeln und Geschlechtsregister, die kein Ende haben, und mehr unnützes Disputiren als göttliche Erbauung im Glauben bezweckten. Auch sie wollten der Schrift Meister seyn, und verstanden nicht, was sie als Wahrheit behaupteten. (1 Tim. 1, 4—7.) Stärker noch bezeichnete sie der Apostel Paulus in demselben Briefe mit folgenden Worten: Der Geist aber sagt deutlich, daß in den letzten Zeiten werden Etliche von dem Glauben abtreten, und anhangen verführerischen Geistern und einer eiteln Dämonenlehre. Gleisnerische Lügenredner nennt er sie, die ihr Gewissen durch Lasterthaten gebrandmarkt haben. Sie verbieten die Ehe, und stellen willkührliche Speiseverbote auf, da doch die Schrift alle Creatur für gut erklärt. (1 Tim. 4, 1—4.)

Schwärmerische Irrgeister der Art hatten sich innerhalb diese Zeitraumes ansehnlich im Schooße der Gemeinde Christi vermehrt, und nicht selten durch ihren ärgerlichen Wandel den Namen Christi unter den Heiden verlästert. Dadurch wurden nicht nur vielfache Aergernisse und Spaltungen unter den Christen selbst veranlaßt, sondern auch der heidnischen Obrigkeit nicht selten Gelegenheit in die Hand gegeben, mit strafender Hand einzuschreiten, und die Unschuldigen mit den Schuldigen

auf die gleiche Weise zu behandeln. Das war eine schwere Prüfungszeit für die Tausende redlicher Seelen, welche mit treuen Herzen dem Herrn anhingen, und so gerne seinen Namen durch Wort und That überall verherrlicht sahen. Diese falschen Brüder wurden nun freilich bei Zeiten aus der Gemeinde Jesu entfernt, und von eifrigen Knechten Christi bei jeder Gelegenheit vor ihrer falschen Weisheit und vor ihren Verführungskünsten gewarnt; aber Absonderungen der Art, wie nöthig sie auch waren, konnten nie ohne vielfache Verunglimpfung der Gemeinde Christi geschehen, und vermehrten die Zahl der Widersacher, die das Häuflein der Glaubigen bestürmten.

§. 71.

Daß die römische Regierung, um die Trübsal der Christengemeinde zu vollenden, schon in den ersten Tagen ihrer Entwicklung gegen sie die Waffen ergriff, und mit immer heftigerm Widerstand zweihundert Jahre hindurch ihrem besorgnißvollen Wachsthum sich entgegenstellte, kann den Beobachter der Menschengeschichte keinen Augenblick befremden, da sie ja ihre ersten und wichtigsten Interessen im gefahrvollen Spiele erblicken mußte. Dem römischen Staatsmanne, wenn er nur mit einiger Aufmerksamkeit den Gang dieser ihm unerklärbaren Erscheinung beobachtete, konnte es nicht entgehen, daß bei einer solchen, in ihrer Art einzigen, und zuvor nie gesehenen Verbrüderung, und bei solchen Grundsätzen, auf denen sie ruhte, am Ende die bisher bestandene Staats- und Religionsverfassung unausbleiblich in Trümmer zerfallen mußte, um der neuen Schöpfung des Christenglaubens Platz zu machen. So weit dachten freilich die Kaiser mit ihren Staatsräthen bei ihren ersten Verfolgungsedikten nicht, bei denen es zunächst nur darauf abgesehen war, dem aufgereizten Priester- und Pöbelgeschrei mit der Verfolgung der Christen ein Opfer der Gefälligkeit zu bringen, und im Vorübergehen

diese Finsterlinge für die verwegene Halsstarrigkeit zu züchtigen, mit welcher sie Bedenken trugen, dem Bildnisse des Kaisers dieselbe Huldigung darzubringen, die sie Gott allein schuldig zu seyn glaubten. Auch die aufgeklärtesten und freisinnigsten Staatsmänner Roms kannten lange das verhaßte Christengeschlecht blos von Seiten des zurückstoßenden Menschenhasses und geheimer Frevelthaten, deren sie beschuldigt wurden, und nur eine amtliche Nothwendigkeit konnte sie da und dort vermögen, der Sache weiter nachzuforschen. Ging auch bei näherer gerichtlicher Untersuchung das klare Ergebniß der völligen Unschuld dieser verhaßten Sekte, und selbst der sittlichen Reinheit ihres Charakters hervor, so war ihr ausschließender Sinn in Sachen der Religion, so wie ihre vermeintliche Unehrerbietigkeit gegen den Kaiser, Grundes genug, die Todesstrafe denselben zuzuerkennen, wenn sie sich nicht mit Gewalt nöthigen ließen, zu ihrem alten Glauben und Leben zurückzukehren.

Die gepriesene Toleranz der römischen Regierung hatte bisher auch nur den verschiedenen Formen des götzendienstlichen Aberglaubens oder des philosophischen Unglaubens gegolten, denn sie alle waren Sprößlinge derselben Mutter, die der Staat wohl neben einander dulden mochte, wenn sie anders sich selbst wechselseitig duldeten. Aber nun trat die von den Weltzeiten her verborgene, und jetzt in Christo, dem Sohne Gottes, geoffenbarte Wahrheit zur Rettung einer gefallenen Sünderwelt gleich einem Sauerteig in die todte Masse des fleischlichen Aberglaubens trennend und störend hinein, und schied mit unwiderstehlicher Gewalt alles von sich als verwerflich aus, was sich der Macht Christi nicht unterwerfen wollte. Mit dieser ausschließenden Gewalt der Wahrheit, die sich noch überdieß in das abschreckende Bild armseliger Dürftigkeit, feiger Schwäche, und verkümmerten Lebensgenusses einkleidete, waren keine vermittelnden Ausgleichungen und wechselseitigen Duldungsverträge abzuschließen. Es begann ein Krieg

auf Leben und Tod, der seiner innern Natur nach nicht früher endigen konnte, bis die Wahrheit oder der Irrthum den entscheidendsten Sieg davon getragen hatte.

Von dieser Zeit an war nun für die Gemeinde Jesu im römischen Reiche weiter keine Ruhe mehr zu erwarten, bis der Zeitpunkt der Entscheidung reif geworden war. Jetzt folgte eine Verfolgung der Christen auf die andere, von denen immer die folgende bitterer und allgemeiner war als die vorhergehende. Man zählt gemeiniglich im Laufe der Jahrhunderte, von Nero an bis auf Diokletian, zehn Hauptverfolgungen der Kirche Christi, die längere oder kürzere Zeit dauerten, und meist mit einer Bitterkeit und Blutgier geführt wurden, daß es mehr als einmal das Ansehen gewann, als ob das Schifflein Christi auf diesen wilden Wellen der Verfolgungswuth im unausbleiblichen Schiffbruch für immer gestrandet, und Mast und Segel eingebüßt habe, bis es wieder mit unbesiegbarer Gewalt aus der tobenden Brandung hervortauchte, und zum Heil der Welt den Sieg davon trug.

§. 72.

Billig dringt sich unserm Gemüthe beim Anblick der tausendfachen innern und äußern Schwierigkeiten, die sich in diesen ernsten Tagen dem Fortgang des Werkes Christi von allen Seiten entgegenstellten, die Frage auf, auf welche Weise und durch welche Waffen das Christenthum den herrschenden Paganismus der römischen Welt überwunden habe?

Es liegt in der Natur des Evangeliums, nicht durch äußere Gewalt oder Reiz der Sinnenlust, sondern auf dem stillen Wege der Wahrheitsüberzeugung die Menschenherzen für sich zu gewinnen. Während es durch Beweisung des Geistes und der Kraft, die seine Wahrheit begleitet, bei jedem Einzelnen es darauf anlegt, ihn vor Allem mit seinen geistigen Bedürfnissen bekannt zu machen, und ihm die besten Mittel nachzuweisen,

diese Bedürfnisse zu befriedigen; so fordert es weiter nichts an den Menschen, an welchen es sich wendet, als ruhige Aufmerksamkeit, und redliche Prüfung dessen, was ihm als Wort und Wille Gottes in den Offenbarungen Jesu Christi dargeboten und verkündigt wird. Die allgemeine Weise, wie das Reich Christi von jeher dem finstern Paganismus entgegentrat, so wie die einzige Waffe, deren es sich im Kampfe bediente, war bei allen Menschenklassen und an jeglichem Orte immer dieselbige, nämlich die lautere und unbefangene Verkündigung des göttlichen Wortes, welche da, wo es guten Boden im Herzen antrifft, mit der Beweisung des Geistes und der Kraft unzertrennlich verbunden ist. Andere Bekehrungsmittel finden wir im zweiten und dritten Jahrhundert in diesem heiligen Kampfe noch nicht angewendet. Auf der einen Seite stand das vorherrschende System der Götterlehre, die darauf gebaute Staatsgewalt, und die heidnische Priesterschaft, welche dasselbige handhabten, das altväterliche Herkommen und die tausendfache Angebundenheit des Einzelnen an die herrschenden Gewohnheiten des heidnischen Lebens, verbunden mit den allgemeinen sittlichen Verderbnissen der menschlichen Natur, welche in diesem Götterglauben ihren Stützpunkt und ihre Nahrung fanden. Auf der andern Seite stand weder irdische Macht noch blendende Gelehrsamkeit, weder äußerliches Ansehen, noch der Reitz irdischen Gewinnes; vielmehr die drohende Gefahr, mit dem Verlust aller irdischen Güter selbst das Leben einzubüßen, — und nur das göttliche Wort, das als himmlischer Same in die Herzen ausgestreuet ward, und da und dort den Funken eines neuen Lebens entzündete, das sich im verborgenen Heiligthum der Menschenherzen stille und langsam zu entfalten begann. So wandelte in anspruchloser Verborgenheit in diesen ernsten Tagen das Wort des Herrn mit seiner sittlichen Anregungskraft von einem Herzen zum andern, von einer Hütte zur andern, von einer Stadt zur andern, von

einer Provinz zur andern, ohne daß die Geschichte die verborgenen Spuren seiner unsichtbaren Wanderungen nachzuweisen vermag; und es besiegte auf diese Weise Tausende von Gemüthern der Großen und der Kleinen, der Vornehmen und Geringen, der Gelehrten und der Unwissenden, welche an die Fesseln einer mächtigen Finsterniß von langer Zeit her angebunden gewesen waren.

§. 73.

Frühe schon, und zwar wohl bereits in der Mitte des zweiten Jahrhunderts, wurden da und dort von einzelnen Christengemeinden möglichst vollständige Sammlungen der evangelischen und apostolischen Schriften veranstaltet, und als Grundlagen des christlichen Religionsunterrichtes und der Erbauung neben den alttestamentlichen Schriften gebraucht. Obgleich über die zur Vollständigkeit dieser ehrwürdigen Schriftensammlung erforderliche Anzahl von Büchern eben noch keine allgemeine Regel festgestellt war, und erst später das Bedürfniß eines kirchlich bestimmten neutestamentlichen Canons erwachte, so zeigen doch die Schriften der Christenlehrer aus der damaligen Zeit, so wie die Verzeichnisse über die allgemein in jenen Tagen für ächt apostolisch gehaltene Schriften, so wie wir sie noch jetzt besitzen, daß man im Allgemeinen in den Christengemeinen über die apostolische Aechtheit und den göttlichen Ursprung, gerade derjenigen Schriften, die noch in unserm neutestamentlichen Canon aufgenommen sind, einverstanden war, und in einzelnen Sammlungen der ersten Zeit nur da und dort die kleinern an Privatpersonen geschriebenen apostolischen Briefe, wie z. B. der zweite und dritte Brief Johannes und auch die Apocalypse gemangelt haben, ohne daß gegen ihre Aechtheit darum ein bestimmtes geschichtliches Zeugniß gefunden werden könnte.

Diese heiligen Schriften der Christen wurden in zahlreichen Abschriften vervielfältigt, wie das Bedürfniß der Einzelnen oder ganzer Gemeinden es erforderte.

Da die Bewohner Griechenlands und Asiens die griechische Sprache als Volkssprache redeten und verstanden, so waren es zunächst Abschriften der neutestamentlichen Originalien, welche von Korinth und Athen an bis in die Gegenden des Euphrats hinüber immer allgemeiner sich verbreiteten, und die immer zahlreichere Leser in diesen bevölkerten Provinzen des Ostens fanden.

Dabei hatte das syrische Volk, unter welchem frühe schon der Glaube an Christus so ansehnliche Fortschritte machte, und das von seiner Hauptstadt Antiochia aus, auch für seine zahlreichen Kolonien im Auslande Sorge trug, sein eigenes Bedürfniß. Es redete die syrisch-phönizische Sprache, die auch in Palästina gesprochen wurde, und die Umgangssprache unsers Herrn und seiner Apostel gewesen war. Es that eben darum frühe noth, für die zahlreichen syrischen Christenhäuflein die Schriften der Evangelisten und Apostel in ihrer syrischen Muttersprache zu besitzen, und so entstand schon gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts die syrische Uebersetzung der meisten neutestamentlichen Schriften, welche gemeiniglich die Peschito, die richtige, oder wörtlich genaue, genannt wird. Im Anfang des 6ten Jahrhunderts wurde noch eine zweite syrische Uebersetzung der neutestamentlichen Schriften ausgefertigt, die dem Grundtexte sich noch wörtlicher anschließt als die ältere, und zum Unterschied von derselben, nach dem Namen des Bischofs Philoxenes, unter dessen Leitung sie zu Hieropolis von dem Landbischof Polycarp verfertigt wurde, die Philoxenische genannt wird.

Diese syrischen Uebersetzungen nun öffneten mit dem griechischen Originaltexte den Bewohnern Asiens bis zum Tigris und Indus die himmlischen Schätze des Heiles, das in den Offenbarungen des Sohnes Gottes der Welt dargeboten wird, und waren die gesegneten Mittel, durch welche die Kirche Christi im Oriente aufgebaut und immer allgemeiner verbreitet wurde.

§. 74.

Aber allgemeiner und umfassender noch war das Bedürfniß einer lateinischen Uebersetzung der neutestamentlichen Schriften für die ganze westliche Welt. Nicht nur war die lateinische Sprache damals die allgemeine Volks- und Umgangssprache in ganz Italien, auf seinen benachbarten Inseln, so wie in den weiten afrikanischen Provinzen des römischen Reiches, sondern sie war auch das geeignetste Mittel, unter den gebildeten Ständen Afrikas, Galliens, Spaniens und Brittaniens dem Evangelio den Zutritt zu öffnen, und mit ihr ließ sich's in der damaligen Zeit leicht bis nach Belgien herab kommen. Das Bedürfniß einer brauchbaren Uebersetzung der neutestamentlichen Schriften in die lateinische Sprache wurde auch wirklich bald nach dem apostolischen Zeitalter so allgemein gefühlt, daß schon im zweiten und noch mehr im dritten Jahrhundert die mannigfaltigsten Versuche einer solchen da und dort gemacht wurden, und bald eine Menge lateinischer Uebersetzungen in den westlichen Provinzen des Reichs anzutreffen war.

Der Kirchenvater Augustin bemerkt von denselben (in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts, in seiner Schrift de doctrina Christiana lib. 2, c. 11) „Die Männer lassen sich zählen, welche die alttestamentlichen Schriften aus dem Hebräischen ins Griechische (die LXX) übersetzten; aber die lateinischen Dollmetscher sind ohne Zahl. Wie immer in den ersten Zeiten des Glaubens irgend einem, der das Griechische nur ein wenig verstand, ein griechisches N. Testament in die Hände fiel, der machte sich an den Versuch, dasselbe ins Lateinische zu übersetzen." — Unter diesen zahlreichen lateinischen Versionen glaubt Augustin eine, welche er mit dem Namen der „Itala" bezeichnet, als eine treue und wohlverständliche Uebersetzung empfehlen zu dürfen. Während diese vielfach gemachten Bibelübersetzungsver-

suche den frommen Eifer beurkunden, mit welchem das Missionswerk jener Tage in den westlichen Provinzen betrieben wurde, so hatte ihre Mannigfaltigkeit doch die nachtheilige Folge, daß noch viel Unreifes und wohl auch Fehlerhaftes da und dort in den Uebersetzungen dargeboten wurde, was zu den frühen Ausartungen viel beitrug, welche wir in der Entwicklungsgeschichte der lateinischen Kirche wahrnehmen.

Dieser Uebelstand wurde am Ende des vierten Jahrhunderts immer lebhafter gefühlt, und darum machte sich, im Auftrage des römischen Bischofes Damasus, der gelehrte Kirchenvater Hieronymus an das heilsame Werk, eine sorgfältige Vergleichung der vorhandenen Uebersetzungen mit dem griechischen Grundtext vorzunehmen, und eine neue lateinische Uebersetzung auszuarbeiten, welche gemeiniglich die Uebersetzung des Hieronymus genannt wird.

Diese Uebersetzung des N. Testamentes, welche die Genehmigung der abendländischen Kirche erhielt, hatte im Verlauf der Jahrhunderte das gewöhnliche Loos aller menschlichen Dinge, daß sie durch unvorsichtige Abschreiber in vielen Theilen entstellt wurde, und daß eine zahllose Menge verschiedener Lesearten in den Abschriften sich vorfand, die eine vielfache Unsicherheit über den Inhalt des Textes selbst verbreiteten. Und so wurde im Laufe des 16ten Jahrhunderts eine neue gründliche Revision vorhandener lateinischer Uebersetzungsmanuscripte beschlossen, am Ende des Jahrhunderts von einigen Päbsten vollführt, und diesem neuen Uebersetzungserzeugnisse der Name der Vulgata, oder der in der römischen Kirche allgemein gültigen Bibelübersetzung gegeben, welche in dieser Sprache noch jetzt von der Kirche als allein gültig anerkannt ist.

§. 75.

So war mit diesen Bibelübersetzungen den Millionen Bewohnern der westlichen, südlichen und östlichen

Provinzen des römischen Reichs der Lebensquell der göttlichen Gnade geöffnet, welcher seine himmlischen Segensströme in allen Richtungen still und unbemerkt über die Herzen der Menschen ergoß, und eine neue sittliche Schöpfung bereitete, wie sie die Welt bis jetzt nicht gesehen hatte, und wie sie auch keine Gewalt der Finsterniß in ihren wachsenden Verzweigungen zu hemmen vermochte. Die Benutzung dieser göttlichen Heilsquelle wurde vielfach erleichtert und unterstützt, theils durch die mündliche Predigt des Wortes, theils durch die zahlreichen erbaulichen Auslegungen der heiligen Schriften, welche von gesalbten und eifrigen Knechten Christi in verschiedenartigen Gestalten nach dem Bedürfnisse der zahlreichen Leser ihrem Verstande und Herzen nahe gebracht wurden. Zwar legte sich auch in dieser heilsamen Art christlicher Wirksamkeit, durch welche so viel Gutes zur Erbauung der Kirche gestiftet wurde, die alte Erfahrung auf mannigfache Weise zu Tage, daß das Göttliche so leicht und so bald in den Händen der Menschen verfälscht wird, wenn eine dem Werke Gottes entfremdete Menschenweisheit sich in seinen lautern Strom einmischen, und in wohlgemeinter aber ungöttlich verstandener Weise das einfache und oft schneidende Lebenswort dem ausgearteten Geschmack des Zeitalters anbequemen will. Es wurden besonders in der Alexandrinischen Schule, welche im Laufe des dritten Jahrhunderts so herrlich aufblühte, vielfache Versuche gemacht, durch eine falsch berühmte Erklärungskunst der h. Schriften, menschliche Weisheitslehren in die einfache und lautere Gotteswahrheit des Bibelbuches einzumischen, und durch kunstvolle Deutungen eines vielfachen Bibelsinnes, den jeder nach seinem Wohlgefallen in seinen Inhalt hineinzwang, die einfach klaren Gottesworte Dinge sagen zu lassen, wie sie nur die selbsterwählte Weisheit erfunden hatte, und die mit dem auch den einfältigsten Glaubenssinne klaren und verständlichen Inhalt der geoffenbarten Wahrheit im Widerspruche lagen:

Wie störend und vielfach hemmend diese eiteln Menschenkünste auch in den lautern Entwicklungsgang der Kirche Christi eingriffen, so durften sie doch die lebendigmachende Kraft der göttlichen Wahrheit, so wie sie sich im Leben von tausend Glaubigen offenbarte, nicht unterdrücken, und das Wort Gottes blieb der starke Hammer, welcher die Felsenherzen zerschlug, und die Bollwerke einer alten Finsterniß auf allen Seiten niederwarf.

Diese merkwürdige Erscheinung, die sich täglich in immer neuen Beispielen beurkundete, konnte der feindseligen römischen Regierung nicht entgehen, ob sie gleich erst spät, und glücklicherweise erst zu einer Zeit, wo es zu spät war, in ihrem heißen Verfolgungseifer auf die Wahrnehmung stieß, daß im Grunde die Wurzel und die Quelle alles Unheils, dessen Schuld die Christengemeinde tragen mußte, allein in den Religionsschriften der Christen aufzusuchen sey.

So kam es, daß die römische Regierung mit dem Anfang des vierten Jahrhunderts anfing, nicht sowohl das Leben, als vielmehr die Bibel der Christen zu verfolgen, und erst dann, wenn sie dieses unheilbringende Buch auszuliefern sich weigerten, sie mit ihrem Leben dafür verantwortlich zu machen. Wohl wurden auf diese Weise Tausende von Bibelexemplaren in den römischen Provinzen von Henkershänden auf dem Scheiterhaufen verbrannt; aber ein solcher Vernichtungskrieg mußte seinen Zweck verfehlen, indem es jeder menschlichen Macht unmöglich war, sich aller vorhandenen und weithin verbreiteten Exemplarien des Wortes Gottes zu bemächtigen, und ein Eifer für das göttliche Wort in den Herzen der Christen auf diesem Wege entzündet wurde, der in heller Liebesflamme aufloderte, und der bethörten Regierung den Thatbeweis vor die Augen stellte, daß sie jetzt in einen Kampf sich verwickelt hatte, aus dem sie sich nur mit einer gänzlichen Niederlage wieder herauszuziehen vermochte.

§. 76.

Die Verkündigung des Wortes der Wahrheit wurde innerhalb dieses Zeitraums nicht nur mit den, allen Glaubigen verheißenen, und das Herz und Leben der Menschen in eine neue Kreatur umgestaltenden Gaben und Kräften des heiligen Geistes begleitet, sondern sein himmlischer Ursprung auch durch außerordentliche Wunderthaten fortdauernd versiegelt, welche ihren unzertrennlichen Zusammenhang mit dem apostolischen Werke beurkundeten. Daß letzteres in der Geschichte des zweiten Jahrhunderts wirklich der Fall war, haben wir schon oben aus klaren Zeugnissen damaliger Zeitgenossen bewiesen. Aber auch das dritte Jahrhundert hatte seine wundervollen Bestätigungsgründe des Werkes Christi. Von Justin bis auf Origenes und Cyprian, und von diesem bis auf Eusebius herab, berufen sich fast alle christlichen Schriftsteller als Augen- und Ohrenzeugen darauf, daß es sehr gewöhnlich unter den Christen sey, die bösen Geister aus den Besessenen im Namen Jesu vertreiben zu sehen; daß andere ihrer Mitbrüder künftige Dinge vorhersehen, und durch göttliche Erscheinungen und Offenbarungen davon belehrt werden; daß wieder Andere wunderbare Heilungen durch Auflegung ihrer Hände, und zwar nicht im verborgenen Winkel, sondern frei und öffentlich verrichten.

Dieß behauptet aufs Nachdrücklichste der Kirchenvater Tertullian (Apolog. c. 23. 27. 32. 37. ad Scapulam c. 2.); Damit stimmt an verschiedenen Stellen seiner Schriften Origenes zusammen (contra Celsum L. 1. pag. 7. L. 7. pag. 334.); dasselbe bestätigt der ernste Cyprian (de Idolorum vanitate pag. 14. ad Demetrium p. 191 und an andern Stellen), darauf beruft sich der kräftige Vertheidiger der Christen, Minucius Felix, in seinem Octavius (p. 361). Selbst der bittere Christenfeind Celsus wagte es nicht, die Wunderthaten der Christen seiner Zeit geradezu zu läugnen, sondern schrieb sie gleich den

Sadducäern des Zeitalters Christi, einer finstern Zauberkraft zu. Dagegen bemerkt Origenes in seiner Vertheidigungsschrift für das Christenthum, worin er die Anklagen des Celsus widerlegt: „daß er selbst Viele gesehen habe, die durch Anrufung des Namens Gottes und Christi von den größten Plagen, von Wahnsinn und andern Krankheiten geheilt worden seyen, welche zuvor kein Mensch heilen konnte.“ — Und an einer andern Stelle behauptet derselbe in seiner Schrift gegen den Celsus: „Celsus erdichtet verläumderische Lügen gegen die Wunder Jesu, und behauptet, sie seyen durch egyptische Zauberkünste verrichtet worden. Ich will meinen Beweis dagegen nicht blos von diesen, sondern von den Wunderthaten der Apostel unseres Herrn hernehmen, welche nie ihre Zuhörer dahin gebracht haben würden, ihrem alten Aberglauben zu entsagen, und die von ihnen verkündigte Lehre anzunehmen, und bis auf den Tod zu vertheidigen, wenn sie nicht Wunderthaten verrichtet hätten. Bis auf diesen Tag, setzt Origenes hinzu, sind diese Fußstapfen des heiligen Geistes unter den Christen sichtbar. Sie treiben Teufel aus, heilen Krankheiten nach dem Willen Gottes, und verkündigen zukünftige Dinge voraus. Mag immerhin Celsus darüber lachen, so kann und muß ich doch behaupten, daß Viele wider ihre Neigung für das Christenthum gewonnen wurden, und ihr früherer Widerstand plötzlich in standhafte Vertheidigung des Christenglaubens verwandelt worden ist, dadurch, daß ihnen Gesichte zu Theil geworden sind. Leute dieser Art habe ich selbst gesehen“. — „Gott ist mein Zeuge, sagt er an einer andern Stelle, daß ich nicht durch fälschlich ersonnene Fabeln, sondern mit dem Zeugniß vieler wundervollen Thaten die Religion des heiligen Jesus anzupreisen mich bemühe.“ (Contra Celsum Lib. 2. pag. 80. L. 1. p. 34.)

§. 77.

Diese Kraft des innern geistigen Lebens in Christo, die im Sinn und Wandel der wahren Glaubigen sich offenbarte, erzeugte auch unter dem Dräng der damaligen Zeitumstände, und bei der täglichen Gefahr, das Heiligste im Widerstreit einer erbitterten Finsterniß einzubüßen, bei Vielen jenen hohen Heldenmuth des Duldens und Verläugnens, dem kein Opfer zeitlicher Güter, und selbst die freudige Dahingabe des Lebens im Märtyrertode, nicht zu schwer war, um dem Bekenntnisse zu Christo getreu zu bleiben. Freilich gab es im Laufe des dritten Jahrhunderts da und dort der Ausnahmen viele, welche durch schmähligen Abfall dem Namen Christi eine Schmach bereiteten, und durch ihr Betragen das ehrenvolle Zeugniß befleckten, das der wundervollen Verläugnungskraft der Christen selbst von ihren Widersachern gegeben werden mußte. Aber noch immer machten diese Ausnahmen nicht die Regel der Gemeinde Christi; sie waren vielmehr die tiefste Wunde, die den Herzen der wahren Bekenner Christi geschlagen werden konnte. Im Allgemeinen blieb noch immer wahr, was im Anfang des dritten Jahrhunderts Tertullian dem Kaiser zur Vertheidigung der Christensache schreiben konnte: „Je ausgesuchter die Plane eurer Grausamkeit sind, desto größer wird der Reiz des Uebertritts zu unserer Sekte. Wir werden nur desto Mehrere, je mehr wir von euch beschnitten werden" (Apologetic. in fine). Und Justinus der Märtyrer machte schon vor Tertullian dieselbe Bemerkung, indem er in seinem Gespräche mit Tryphon sagt: „Je mehr uns solche Trübsale bereitet werden, desto größer wird die Anzahl derer, welche gottesfürchtige und treue Verehrer des Namens Christi zu werden sich entschließen. So wie man oft fruchttragende Zweige des Weinstockes abschneidet, damit andere blühende und fruchtbare Schößlinge desto kräftiger sich

entfalten: eben so verhält sich die Sache auch bei uns; denn das Volk der Christen ist dieser von Gott und Christo gepflanzte Weinstock" (S. 322). Freilich ging die Entwicklung dieser heiligen Weltüberwindungskraft nur nach und nach und in verschiedenen Stufen bei dem Einzelnen sowohl als im Allgemeinen vor sich. Man muß sich, um die Missionsgeschichte dieser beiden Jahrhunderte richtig darzustellen, sorgfältig hüten, unsere gewohnten kirchlichen Begriffe auf jenes Zeitalter hinüber zu tragen, und dort die Kirche Christi in derselben Gestalt aufzusuchen, wie dieselbe jetzt vor unsern Augen steht. Sie ist in unsern Tagen unter Gottes segnendem Beistande zu einem großen Baume herangewachsen, auf dessen weithin verbreiteten Zweigen die Vögel des Himmels nisten. Alles läuft von den ersten Tagen der Kindheit an im stillen und ruhigen Geleise der Erziehung zum Christenthum vorwärts, und im ununterbrochenen Genuß der reichen Unterrichtsmittel, welche die Kirche Christi besitzt, entfaltet sich in ihrem friedlichen Schooße das heilige Leben der Gemeinde Jesu, und wird von den heilsamen Einrichtungen der Kirche und des bürgerlichen Lebens unvermerkt gepflegt und groß erzogen.

Aber in jenen Tagen ward der Christ nur im heißen Kampfe mit der Welt, die sich feindselig ihm entgegen stellte, und unter den schneidendsten Contrasten der Gegenwart für die Gemeinde Christi gebildet, und nur mit gänzlicher Aufopferung alles Alten und Bestehenden konnte das Neue errungen werden, wornach die Seele dürstete. Hier that eine durchgreifende Entscheidung für Christus vor allem Noth, wenn der gewaltige Durchbruch durch die tausend Fesseln geschehen sollte, welche das unbefriedigte Herz an die Bande des Aberglaubens fesselten; und diese Macht der Entscheidung konnte nur die überschwengliche Kraft Christi in dem Herzen des Einzelnen hervorbringen. Wie langsam und verborgen auch bei Vielen diese schmerzhafte Geburt zu einem

Leben in Christo geschah, so war sie doch in ihrem Wesen sowohl als in ihrer Stellung zur Außenwelt von völlig durchgreifender Natur, und selbst für die Wurzeln des Paganismus in den Herzen der Wiedergebornen zernichtend. Dieß in Tausenden von Menschenherzen auszurichten, dazu reichte nie irgend ein Entwurf blos menschlicher Kunst und Wissenschaft zu; es war den Offenbarungen der ewigen Liebe Gottes vorbehalten, auf dem Wege scheinbarer Schwachheit diese wundervollen Wirkungen im Kreise der Menschheit hervorzubringen. Die äußerliche Gestalt der christlichen Kirche, in welcher wir geboren sind und leben, unsere frühe Taufe auf Christum, die unsere ersten Tage schon in das segensreiche Element der evangelischen Gnade einhüllt, unser frühzeitiger Unterricht in den Wahrheiten des Christenthums, unsere ganze Erziehungsweise, so wie unser allmähliges und unvermerktes Hineinwachsen in die innere und äußere Gestalt des Christenthums hat die starken Züge zum Theil verwischt, welche damals den Uebergang einer Seele aus der Finsterniß zum Licht bezeichneten, und deren kräftiges Hervortreten in der ersten Entwicklungsgeschichte der Kirche Christi ihren höhern Ursprung uns heute noch verbürgt.

Fünfter Abschnitt.

Angriffe der Heiden auf das Werk Christi und Vertheidigung der Christen.

§. 78.

Eine bewunderungswürdige Zartheit leuchtet aus der Art und Weise hervor, wie die Apostel Jesu das Evangelium in der Heidenwelt verkündigt haben. Zwar wußten sie es wohl, und wurden es auch auf jedem Schritt inne, daß sie wie Schafe mitten unter die Wölfe.

gesendet waren; aber um so mehr fanden sie es nöthig, die Vorschrift ihres göttlichen Meisters gewissenhaft zu befolgen, klug zu seyn, wie die Schlangen, und ohne Falsch, wie die Tauben. Eben darum waren sie ferne von dem Beginnen, eine feindselige Wortpolemik gegen das bestehende Heidenthum zu führen, ihren Götterglauben verächtlich zu behandeln und lächerlich zu machen, und demselben geradezu die schneidenden Gegensätze entgegen zu stellen, in denen die göttliche Wahrheit den trüglichen Menschensatzungen der Welt gegenübertritt. Ihren köstlichen Lebensberuf hatten sie in seinem ganzen Umfang darin gefunden, Zeugen des gekreuzigten und auferstandenen Erlösers unter den Völkern zu seyn, und es laut zu verkündigen, daß kein anderer Name den Menschen gegeben ist, darin sie können selig werden, als allein der Name Jesus. Sie betrachteten sich als Botschafter an Christus Statt, denen der göttliche Auftrag anvertraut war, die Menschen an Christus Statt zu bitten, sich versöhnen zu lassen mit Gott. Der mächtige Gegensatz zwischen der Religion Jesu, die sie verkündigten, und allen andern Religionsweisen, lag nun freilich in dem ganzen Wesen ihres apostolischen Auftrages, und es konnte ihnen zum Voraus nicht verborgen bleiben, daß eine solche Predigt von dem gekreuzigten Christus überall den Juden als Aergerniß und den Griechen als Thorheit erscheinen mußte, während sie als eine Gotteskraft an den Glaubigen sich bewies. Aber die ersten Verkündiger des Evangeliums glaubten mit Recht den sichersten Weg zu wandeln, wenn sie nur in lauterer Einfältigkeit, die ganze Wahrheit, wie sie in Christo geoffenbaret ist, der Welt vor die Augen stellten, und es dem Lichte dieser Wahrheit in dem Herzen jedes Einzelnen überließen, sich selbst den ganzen Reichthum der Folgerungen abzuleiten, welche kräftig genug waren, die gänzliche Unhaltbarkeit ihres bisherigen Aberglaubens in ihrer wahren Beschaffenheit zu enthüllen.

Bei dieser einfachen Darstellungsweise der evangelischen Wahrheit, die mit ihrem Zeugnisse von Christo und dem einzig wahren Weg zum Heil überall furchtlos hervortrat, glaubten mit dem vollkommensten Recht die ersten Boten Christi eben so wenig den Beruf zu haben, mit dem herrschenden Irrthum einen Freundschaftsvertrag abzuschließen, und aus Menschengefälligkeit und künstlicher Anschmiegung an den Lieblingswahn Anderer sich durch wechselseitige Ausgleichung auf den Besitz und Gebrauch der halben Wahrheit herabmarkten zu lassen. Vielmehr hielten sie mit unerschütterlicher Treue fest an dem Vorbild der Lehre, die ihnen anvertraut war, wiesen überall seine völlige Angemessenheit zu den sittlichen Bedürfnissen der gefallenen Menschennatur nach, wie sich dieselbe unter allen Himmelsstrichen findet, und glaubten, den Heiden, wie er ist, sicherlich für das Reich Christi gewonnen zu haben, wenn sie nur einmal den Menschen in ihm, wie er ist, dem lebendigen Glauben an Christum unterthan gemacht haben würden.

§. 79.

Auch die unmittelbaren Schüler der Apostel, welche uns unter dem Namen der apostolischen Lehrer bekannt sind, ein Clemens von Alexandrien, ein Ignatius, Polycarp, Papias und andere ehrwürdige Knechte Christi in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts, befolgten dieselbe, im einfachen Zeugnisse von Christo sich darstellende Vortragsweise des Evangeliums in der griechischen und römischen Heidenwelt, und trugen es allenthalben darauf an, durch die lebendige Enthüllung der göttlichen Wahrheit den Aberglauben zu bekämpfen, der sich ihrem Zeugnisse entgegen stellte.

Da die gelehrten Männer und die Philosophen dieses ersten Zeitraumes gewöhnlich nur mit vornehmem Dünkel auf die verachteten Galiläer herabzublicken pflegten, und es nicht der Mühe werth hielten, ihre neue Religions-

weise zum Gegenstand ihrer unbefangenen Forschung zu machen, so blieb ihnen auch der durchgreifende Gegensatz lange unbemerkt, in welchem sich das Wesen des Christenthums dem Heidenthum zernichtend entgegen stellte. Lange betrachteten sie diesen Glauben der Galiläer als einen fremdartigen Partikularismus, der freilich immer mit viel beleidigender Unduldsamkeit gegen die vom Staate genehmigten Religionen auftrat, und sich in neuer Gestalt als jüdischen Sektengeist beurkundete; aber noch waren sie zu unbekannt mit dem Glauben der Christen, um die ganze Fülle des unversöhnlichen Widerstreites wahrzunehmen, der im Falle weiterer Verbreitung einen Kampf auf Leben und Tod zur unausbleiblichen Folge haben mußte.

In ihrer dünkelhaften Verblendung gewann die Kirche Christi Zeit genug, sich mitten im Schooße des Heidenthumes kräftig anzusiedeln; und jetzt erst wachten um die Mitte des zweiten Jahrhunderts die Sachwalter desselben aus ihrem langen Schlummer mit Schrecken auf, und wurden bald gewahr, daß der bisher verachtete Feind bereits mitten in ihr Heerlager eingedrungen war, und es auf weniger nicht als auf allgemeinen und gänzlichen Umsturz des geheiligten Götterglaubens angelegt zu haben schien. Aber mit diesem ersten Erwachen war ihr Unmuth auch um so heftiger. Mit Bitterkeit setzen sie nun alle Waffen des Angriffes und der Vertheidigung gegen die kühnen Versuche des Werkes Christi in Bewegung; und Witz und Spott, Verläumdung und Lüge verzehren ihre letzten Kräfte, um dem eingedrungenen Lichte alle Zugänge zu versperren, und mit der Gewalt einer ewigen Nacht seinen letzten Funken in den Menschenherzen auszulöschen.

Jetzt erst sahen sich die Freunde Christi genöthigt, aus ihrer stillen Verborgenheit hervorzutreten, um muthig für die gute Sache des Christenthums einen Angriffs- und Vertheidigungskrieg zu führen, in welchem sich die ganze Siegesfülle der göttlichen Wahrheit herrlich offenbarte,

während die gänzliche Unhaltbarkeit des heidnischen Aberglaubens in ihrer vollen Blöße vor den Augen der Welt enthüllt wurde. Ein kenntnißreicher und furchtloser Vertheidiger des Christenthums bot dem andern die Hand, und noch hat uns die Geschichte jener Tage die ehrwürdigen Namen eines Justinus Martyr, eines Athenagoras, Quadratus, Aristides, Miltiades, Tertullian, Tatian und Anderer aufbewahrt, welche im Laufe des zweiten Jahrhunderts durch zahlreiche und kräftige Apologien die Anklagen der Widersacher beschämten, an die im dritten Jahrhundert Origenes, Arnobius und viele Andere in demselben Vertheidigungskampfe sich anschlossen.

Es dürfte sich in einer Missionsgeschichte der Kirche Christi wohl der Mühe lohnen, die hauptsächlichsten Beschuldigungen kürzlich kennen zu lernen, welche die heidnischen Gegner dem Werke Christi zur Last legten, und die Art und Weise zu bemerken, wie die Freunde Christi seine Vertheidigung gegen dieselbe geführt haben.

§. 80.

Die heidnischen Gegner dieser Zeit warfen den Christen vor allem gänzliche Religionsverachtung vor, und nannten sie eben darum allgemein verächtliche Atheisten. Wie befremdend uns auch dieser Vorwurf klingen mag, so hatte er doch im Munde der Heiden seinen guten Grund. Die Christen nämlich verabscheuten laut jede Art von Götzendienst, und die Heiden konnten den unsichtbaren Gott der Christen und seine geistige Verehrung nicht fassen, und darum waren ihnen die Christen Gottesläugner. So wirft der Heide Cäcilius (in Minutius Felix p. 19.) den Christen vor, „sie seyen eine schlechte und gesetzwidrige Parthei, welche laut ihre Verachtung ausdrücke, sobald nur die Götter genannt werden; ihre Götterverehrung verlachen, ihrer Priester spotten, und ihre Tempel als Häuser der Unzucht verachten.“

Auf diese Beschuldigung gibt Justin, der Märtyrer, (in Apologia prima, Oper. p. 46. 47.) zur Antwort: „Cäcilius spreche von Dingen, die er gar nicht verstehe, wenn er die Christen Atheisten nenne; er klage die Lehre Christi an, die ihm entweder ganz unbekannt sey, oder die er blos darum beschuldige, um seine bessere Gesinnung zu verbergen, aus Furcht, für einen Christen gehalten zu werden." Dabei gaben die christlichen Lehrer zu, daß sie allerdings den ganzen heidnischen Götzendienst verwerfen, und darum freilich von den Heiden, welche den wahren Gott nicht kennen, für Götterläugner gehalten werden müssen. So sagt Justin, der Märtyrer, dem Kaiser Antonin (Apologia secunda, Oper. p. 56. seq.): „Die Götter der Heiden seyen höchstens Dämonen, unreine Geister, welche durch ihre Täuschung und Lasterhaftigkeit das Menschengeschlecht hintergangen, und Jahrhunderte lang das gemeine Volk, das in gänzlicher Unwissenheit dahin lebe, im Schrecken gehalten haben." — „Die Heiden, fügten die Christen hinzu, haben die albernsten Vorstellungen von ihren Göttern, und schreiben ihnen Dinge zu, deren sich jeder verständige und sittlich gute Mensch schämen müsse. Dabei sey ihr Götterdienst mit seinen Mysterien so thierisch und schmutzig, daß selbst die bessern Römer einen Abscheu dagegen ausgedrückt, und nicht selten die Götzenaltare umgeworfen haben, welche die ausgearteten Nachkommen wieder aufbaueten." (Tertullian Apolog. C. 6. 7.) — Nicht selten finden sich auch sehr starke Stellen in diesen Vertheidigungsschriften gegen den Götzendienst, welche die tiefe Verachtung der Christen gegen denselben ausdrücken. „Die Mäuse und Ratten, läßt Minutius Felix seinen Oktavius sagen, (p. 54) spotten ja eurer Götter, und sitzen ihnen auf den Nacken. Treibt ihr sie nicht hinweg, so werden sie in ihrem Munde Nester bauen, während die Spinnen mit ihrem Gewebe ihre Gesichter umziehen. Macht sie zuerst rein, und putzt sie heraus, daß man sie verehren kann. Dinge dieser Art

muß man belachen, oder von Herzen bemitleiden." — Dabei benützten die christlichen Vertheidiger die Gelegenheit, den Heiden richtige Begriffe von dem wahren und lebendigen Gott mitzutheilen, der alle Dinge erschaffen hat, und alles erhält; und den die Christen als ihr höchstes Gut verehren. Justin sagt in seiner zweiten Apologie (p. 60) dem Kaiser Antonin: „Wie kann man uns Atheisten, schlechte und gottlose Menschen nennen, da wir doch den großen Gott, den Schöpfer der ganzen Welt, verehren, nicht mit blutigen Opfern, mit Weihrauch und Opfergaben, deren er nicht bedarf, sondern wir preisen ihn aus allen Kräften in unsern Gebeten und Lobgesängen, die wir an ihn richten, und glauben, dieß sey die Ehrenbezeugung, die seiner würdig ist. Zwar verbrennen wir ihm keine Thiere zum Opfer, die er uns zur Nahrung gegeben hat, aber wir bringen ihm dafür unsern innigsten Dank, daß er uns erschaffen hat, und uns erhält, und uns ewiges Leben schenkt. Wir bitten ihn um Alles, was wir bedürfen, und setzen unser ganzes Vertrauen in ihn, wie uns unser Herr und Meister gelehret hat, der Sohn des wahrhaftigen Gottes, den wir nebst dem heiligen Geist verehren und anbeten." — „Man klagt uns an, sagt Arnobius, (adversus gentes l. 1. p. 24.) daß unsere Religion ruchlos und unheilig sey, und die alten Ceremonien mit neuem Aberglauben beflecke. Dieß ist die Ursache, warum ihr gegen uns wüthet, unsere Güter einzieht, und uns entweder aus dem Lande verjagt, oder den wilden Thieren vorwerfet, um von ihren Zähnen verzehrt zu werden. Aber wir Christen verehren den höchsten Regenten und König der Welt, wie uns Christus, unser Meister, gelehret hat; prüft nur einmal die Sache, und ihr werdet nichts anderes in unserer Religion finden. Vor ihm beugen wir unsere Knie, und flehen von ihm lauter Dinge, die recht und gut und seiner nicht unwürdig sind. An ihn schließen wir uns im Glauben aus allen Kräften an, wenn das Leiden uns drückt, und blicken

liebend zu ihm auf. Sagt uns, ihr Heiden, die ihr so viel von Vernunft redet, wo ist etwas unrichtiges und unwürdiges in unserer Religion aufzufinden"?

§. 81.

Ein anderer Vorwurf, den die Heiden jener Tage der Religion der Christen machten, ist die Beschuldigung der Neuheit. „Ihr werfet uns vor, sagt Arnobius (L. 2. p. 106) unsere Religion sey neu, und erst von gestern her, und wir sollen die alte Religion unserer Väter nicht verlassen, und barbarische Gebräuche einführen wollen. Der Kirchenvater Eusebius bemerkt (Præpar. evang. L. 1. c. 2.) „Die Heiden sind gewohnt also zu urtheilen: „Was für eine fremdartige Religion ist doch die eurige! Fürwahr ein ganz neuer Lebensweg, indem man nichts von den religiösen Gebräuchen Griechenlands und nicht einmal irgend einer Barbarensekte finden kann. Ihr habt die Sitten eurer Väter verlassen, die in allen Städten und in allen Ländern beobachtet werden, und seyd abgefallen von dem Glauben der Götter, zu dem sich alle Jahrhunderte bekannten, den Griechen und Barbaren kennen, und der von unsern Königen, Gesetzgebern, Philosophen, und allen unsern großen Männern geschätzt wird."

„Was ist herrlicher, läßt Minutius Felix seinen Heiden sagen, als die Lehre unserer Voreltern festzuhalten, und diejenige Götter zu verehren, deren Kenntniß uns schon von unsern Eltern beigebracht wurde; und nicht selbst keck über sie ein Urtheil uns zu erlauben, sondern denen zu glauben, die vor uns gewesen sind, und schon im Kindesalter der Welt ihre Götter oder Könige hatten, die ihnen Gutes thaten." So nannte auch früher schon Lucian „den großen Mann, der in Palästina ans Kreuz geschlagen wurde, als einen solchen, der eine neue Religion in der Welt eingeführt hat." (de morte Peregrini Oper. Vol. 2 p. 565.)

Hierauf gaben die Christen zur Antwort: dieß sey nicht wahr; indem viele Grundsätze des Christenthums schon in der sittlichen Natur des Menschen liegen, und daher so alt seyen als die Welt. Zudem sey die christliche Religion in ihrem Wesen mit den alten Gottesoffenbarungen der Juden vollkommen zusammenstimmend, welche alle Religionen der alten Welt weit übertroffen haben. „Die alten Patriarchen, sagt Eusebius (demonst. evang. L. 1. c. 5.) waren die Christen der alten Welt, und hatten denselben Glauben und dieselbe Gottesverehrung wie wir." So sagt Origenes in seinem Buche gegen den Celsus, (B. 4. S. 174.) Moses war älter als Homer, ja als die ersten Erfinder der Buchstabenschrift in Griechenland." — Gerne, sagt er an einer andern Stelle, (B. 1. S. 12 und 13) möchte ich den Celsus fragen, warum er, da er doch die Geschichte der Griechen und Barbaren kennt, und an ihre Alterthümer glaubt, nur allein an den Alterthümern der Juden zweifelt? Wenn ihr den Nachrichten anderer Geschichtschreiber euer Zutrauen schenkt, warum glaubt ihr nicht auch den Propheten Gottes im alten Bunde"? Dabei behaupteten die Christen mit Recht, daß jede fruchtbare Religionswahrheit, welche die großen Männer der Heiden vorgetragen haben, aus den Schriften der alten Juden entlehnt oder vielmehr gestohlen sey. (Euseb. præp. Evang. L. 10. Clemens Alex. Stromata L. 1.) Tertullian sagt in dieser Beziehung in seiner Apologie (c. 47): „Wo ist ein Philosoph, der mit einem Christen verglichen werden könnte? Ist ein Gelehrter Griechenlands derselbe Mann wie der, der vom Himmel belehrt worden ist. Was hat ein Ruhmkrämer für eine Aehnlichkeit mit dem, der ewiges Leben einkauft? Wie gleicht ein gottseliges Leben luftigen Worten, oder ein Freund der Wahrheit einem Widersacher derselben? Wenn mich nicht alles täuscht, so ist das Gebäude, das auf den heiligen Schriften ruht, älter, als alle Philosophie; hier ist die Quelle, aus der alle spätere Weisheit

floß. Der Beweis dieser Wahrheit sollte mir nicht schwer fallen. Welcher eurer Dichter, und welcher eurer Sophisten hat nicht das, was Wahres an ihnen ist, aus der Quelle der Propheten geschöpft? Dort haben die Philosophen ihren Durst gestillt, und etwas aus der Schrift hergeholt, womit sie jetzt prangend sich mit uns vergleichen."

§. 82.

Wir können nicht umhin, noch ein paar schöne Stellen dieser alten Apologeten hier herauszuheben. In Beziehung auf den Vorwurf der Neuheit des Christenthums sagt Arnobius den Heiden. (Contra gentes L. 2. p. 106.): „Ihr werft unserer Religion die Neuheit vor. Aber war es denn ein Verbrechen, wenn in den alten Zeiten der Welt unsere Voreltern es besser fanden, Waizenbrod zu essen, und nicht länger von Eicheln sich zu nähren? Wenn sie den Gebrauch anständiger Kleider besser fanden, als sich länger in Baumblätter und Thierhäute einzuhüllen? Wenn sie nicht länger mit den wilden Thieren auf den Felsen und in den Höhlen oder in armseligen Löchern wohnen wollten, sondern sich bequemere Häuser aufzubauen gelernt haben? Ist es denn nicht vernünftig, das Gute dem Bösen, das Bessere dem Schlechten, das Nützliche dem Unnützlichen vorzuziehen, und dem Vortrefflichsten zu folgen? Wenn ihr uns des Abfalls von der Religion der Voreltern beschuldigt, so solltet ihr mit Recht bedenken, was ihr sprecht, und uns nicht immer vorwerfen, was wir aufgegeben haben, sondern lieber einmal ernstlich fragen, was wir denn dagegen eintauschten. Ist es ein Verbrechen, seine Meinung zu ändern, und von alten Einrichtungen auf neue überzugehen, so hat Niemand mehr Verbrechen dieser Art verübt, als ihr selbst. Ihr habt ja eure Gebräuche und Lebensweisen auf die mannigfaltigste Weise verändert, und eben damit dem Alten das Urtheil gesprochen. Eure Religionsgebräuche, eure

Götzenbilder und Alles, was an euch ist, ist neu und viel neuer als es bei irgend einem andern Volk der Fall ist." Ambrosius, der ehrwürdige Kirchenvater, der um das Jahr 333 zu Trier geboren wurde und Bischof zu Mailand war, sagt gegen den heidnischen Präfekten von Rom, Symmachus, der den Kaiser Theodosius fürs Heidenthum gewinnen wollte (Op. Tom. 2. p. 118. Epist. L. 5. 31.), „das Alter hat Ursache zu errötben, wenn es sich der Verbesserungen schämt. Nicht die Zahl der Jahre, die Güte des Charakters macht die grauen Haare preiswürdig. Keiner ist zu alt, um etwas Gutes zu lernen, und man braucht sich nicht zu schämen, wenn man zum Bessern sich wendet (nullus pudor est, ad meliora transire).

Wenn ihr Heiden so hohen Werth auf alte Religionsgebräuche setzt, wie kommt es denn, daß selbst in Rom von einem Jahr zum andern immer neue eingeführt werden? Woher kommen eure phrygischen Priester? Woher die häßlichen Götter Carthagos, dieser Feindinn des römischen Staates? Woher die Gottheiten der Afrikaner und der Mythras der Perser? Seyd froh, daß euer christlicher Kaiser nur den Altar Christi zu ehren gelernt hat, und zwingt ihn nicht, seine heiligen Hände an eure unreinen Opfer zu legen."

§. 83.

Aber, wendeten die Heiden jener Tage ein, die Christen sind ein Gemisch des schlechtesten Gesindels, das ein armseliges Leben auf der Erde führt. So legt z. B. Minutius Felix dem Heiden Cäcilius die Worte in den Mund: „Die Christen sind eine elende gesetzwidrige Parthie, Leute, die gegen die Götter toben, die den Abschaum des Pöbels und leichtglaubige Weiber um sich her sammeln, und zusammen in einen Bund des Lasters treten; Leute die in ihren nächtlichen Versammlungen Menschenfleisch essen, und schändliche Unzucht mit einander treiben; die in den Winkeln umherschleichen

und das Licht scheuen; in der Gesellschaft stumm sind, und ausnehmend schwatzhaft in ihrem Umgang mit einander." (Octav. p. 19.)

Ebenso läßt sich Celsus vernehmen (Orig. contra Celsum L. 3. p. 137.): „Unter den Christen werden keine gebildete Leute in ihre Religionsmysterien aufgenommen, dieß ist ihnen nicht gestattet, denn nur verstandlose Thoren, Sklaven, Weiber und kleine Kinder schicken sich zu Schülern für den Gott, den sie verehren." An einer andern Stelle desselben Buches sagt er (L. 3. p. 141.): „Seht nur, wie diese marktschreierischen Betrüger sich großer Dinge vor dem gemeinen Pöbel rühmen; aber ja nicht in Gegenwart kluger Leute, denn so etwas wagen sie nicht; sondern beim Zusammenlauf von Knaben, Sklaven und schwachsinniger Menschen lassen sie ihre Prahlereien hören." — (p. 144.) „Seht nur diese Weber und Schneider und Walker, sie sind ganz bäurische Leute in ihrem häuslichen Kreise, und stumm wie die Fische, wenn sie mit klugen Leuten reden sollen; aber können sie ein paar Knaben und einfältige Weiber in einen Winkel zusammenbringen, so ist kein Mensch so klug, so schwatzhaft und so lehrmeisterlich wie sie."

Hierauf antwortet Origenes (contra Celsum L. 3. p. 145.): „Es ist Verläumdung, uns mit betrügerischen Landstreichern zu vergleichen. So oft wir das Wort Gottes vorlesen und erklären, ermahnen wir das Volk zur Gottesfurcht und zu allen guten Dingen, die aus ihr herfließen, und bemühen uns, sie von thierischen und ungeordneten Leidenschaften loszumachen. Die Christen sind so ferne davon, irgend jemand vorschnell in ihre Gemeinschaft aufzunehmen, daß dieß nur nach lang vorhergegangener Prüfung geschieht, wenn ihre Aeltesten die Ueberzeugung gewonnen haben, daß sie entschlossen sind, ein frommes und rechtschaffenes Leben zu führen. Auch wenden wir uns nicht blos an Weiber und Kinder, um Winkelgesellschaften zu halten; vielmehr ist uns alles

daran gelegen, mit wahrhaft weisen Menschen die göttlich gelehret sind, unsere Kreise zu füllen. Allerdings richten wir uns beim Vortrag des Wortes Gottes auch nach der Fassungskraft der Schwächern, welche Milch bedürfen und nicht starke Speise. Das weibliche Geschlecht suchen wir von Unbescheidenheit, Ungezogenheit und wilder Ausschweifung auf dem Theater, von allem Aberglauben zurückzuhalten. Den Jünglingen sagen wir, was für ein Greuel es um die Sünde ist, und wie groß die ewige Gefahr, in ihren Stricken gefangen zu liegen. Nicht in Winkeln, sondern öffentlich verkündigen wir ewige Seligkeit denen, die nach den Vorschriften des göttlichen Gesetzes leben, Gott überall vor Augen haben, und bei allem was sie thun nach seinem Wohlgefallen trachten."

§. 84.

Daß der größere Theil der Christen arme, den niedern Ständen angehörige, Leute waren, und daß auch die Vermöglichern unter ihnen häufig in Verfolgungszeiten ihr Eigenthum einbüßten, sagt uns die damalige Zeitgeschichte. Hierüber bemerkt Minutius Felix (Octav. p. 82.): „Daß wir meist arme Leute sind, kann uns nicht zur Schande, sondern muß uns zum Lob gereichen; denn das Gemüth wird durch Luxus gemeiniglich verderbt, aber durch Mäßigkeit stark gemacht. Indeß wie kann ein Mann arm heißen, der nichts bedarf, nach Anderer Gut nicht verlangt, und reich ist in seinem Gott. Der Mensch ist vielmehr arm, der, wenn er viel hat noch nach größerem strebt. So arm ist doch keiner, wie Er in die Welt geboren wurde. Die Vögel unter dem Himmel leben für ihr väterliches Erbgut, die Thiere finden jeden Tag ihre Nahrung, und sind zu unserm Gebrauche da. Der wandert froher dem Himmel zu, der nicht mit unnöthigen Reichthümern belastet ist. Wären irdische Güter für uns so nöthig, so würden wir Gott darum bitten, welcher der Herr aller Dinge

ist, und uns gerne gibt, was wir nöthig haben. Wir ziehen es vor, den Ueberfluß missen zu können, als ihn zu besitzen; und erwählen lieber Unschuld und Geduld. Fromm seyn gilt uns mehr, als reich seyn; der Muth wird stark in der Schwachheit, und oft ist Trübsal die Schule der Tugend."

§. 85.

Nicht minder werden von ihren heidnischen Widersachern unsere christlichen Brüder in jenen Tagen oftmals Leute genannt, die man zu nichts brauchen könne, die für das Beste des Vaterlandes nichts leisten; ja schädliche Glieder der menschlichen Gesellschaft seyen, und die Urheber des mannigfaltigen Jammers, der damals die Völker drückte. Daß die Christen eben kein so unnützes Geschlecht seyen, zeigt Tertullian in folgender Stelle seiner Schutzschrift (c. 42.): „Wie kann dieß seyn, da wir doch unter euch leben, dasselbe Gewerb und dieselbe Lebensweise mit euch führen. Wir sind ja keine Brahminen, und keine indische Gymnosophisten, die in Wäldern leben, und sich aus aller menschlichen Gesellschaft verbannen. Uns ist nicht unbewußt, was wir unserm Schöpfer zu verdanken haben; und darum verachten wir keines seiner Geschöpfe, obgleich wir sie nur mäßiglich zu gebrauchen uns angelegen seyn lassen. Wir handthieren auf euren Marktplätzen, auf euren Fleischbänken, in euren Bädern und Buden, und in allem eurem Verkehr. Wir gehen mit euch aufs Meer, bauen den Boden, treiben unsere Gewerbe unter euch, und setzen wie ihr unsere Waaren zum Kaufe aus. Wie könnt ihr sagen, daß wir dem Lande nichts nützen, in welchem wir mit euch leben?" (c. 43.) — Allerdings hat irgend Jemand Ursache, Klage über uns zu führen, daß wir ihm keinen Vortheil einbringen, so sind es die Hurenhäuser, die Kuppler, die schlechten Wirthe, die Giftmischer, die Zauberer, die Wahrsager, die Spieler, die Astrologen und andere solche Leute mehr. Diesen

in den Weg zu stehen, ist wahrlich der größte Gewinn. Sollte eurem zeitlichen Treiben irgend ein Verlust durch unsere Sekte entstehen; so wird dieser mehr als vergütet dadurch, daß wir Teufel in eurer Mitte austreiben, für diejenigen beten, die im Unglauben verharren, und daß ihr von keinem unter uns etwas zu fürchten habt."

Auch Origenes (contra Celsum L. 1. p. 9.) findet in diesem Vorwurf der Heiden eine Ehre für das Christenthum: „Ein guter Mensch, sagt er, weiß die Kunst des Arztes, der körperliche Krankheiten heilt, als eine Wohlthat Gottes hoch zu schätzen; wie viel besser handelt der, welcher ihr Seelenheil besorgt, und sie vom Verderben der Sünde zurückbringt; der sie lehrt auf Gott sich zu verlassen, ihr Thun nach seinem Willen einzurichten, und Alles sorgfältig zu meiden, was ihm mißfällig ist." (p. 21.) — „Fragt nach der Lebensweise Vieler unter uns, vergleicht unsern jetzigen Wandel mit dem, was wir vorher getrieben haben, und ihr werdet finden, aus welchem Schmutz der Lasterhaftigkeit uns das Christenthum herausgerissen hat, und wie Knechte des Lasters jetzt rechtschaffene, ernste, mäßige und im Guten beharrliche Menschen geworden sind. Ja Manche sind so entzündet von der Liebe zur Heiligung, daß sie selbst erlaubte Freuden gerne dafür missen. Die Kirche ist voll von solchen Leuten an jedem Orte der Welt."

§. 86.

Aber am schmerzhaftesten mußte den Christen der verläumderische Vorwurf seyn, der von den Heiden immer wiederholt, und von den Christen immer aufs Neue wiederlegt wurde, daß sie ein lasterhaftes Leben führen. Man klagte sie, wie aus Minutius Felix (p. 20.) und Athenagoras (Legatio pro Christianis p. 4.) erhellt, als empörungssüchtige, verrätherische und wollüstige Menschen an, die einander morden, und das Fleisch

ihrer Kinder essen. Gegen diesen schmählichen Vorwurf haben sich die Christen zu jeder Zeit aufs siegreichste verantwortet. „Wer hat je unter euch gewohnt, schreibt Clemens von Rom im Anfang des zweiten Jahrhunderts an die korinthische Gemeinde, (Seite 5) ohne euern lebendigen und unerschütterlichen Glauben wahrzunehmen? Wer muß sich nicht wundern über eure nüchterne und erleuchtete Gottesfurcht in Christo, und sich eurer unermüdeten Gastfreundlichkeit freuen? Wer muß nicht mit Augen sehen, daß eure gründliche Erkenntniß euch zu glücklichen Menschen gemacht hat? Ihr handelt überall ohne Ansehen der Person, wandelt in Gottes Geboten, seyd unterthan denen, die euch vorstehen in dem Herrn, und ehret eure Aeltesten. Ihr gebietet den Jünglingen, ein nüchternes und rechtschaffenes Leben zu führen, und den Frauen, unanstößig sich zu betragen, keusch und heilig zu leben, ihr Gewissen rein zu erhalten von der Schuld, ihre Männer zu lieben, und ihrer Haushaltung mit aller Treue vorzustehen. Ihr seyd demüthig einander in Liebe unterthan, zufrieden mit dem täglichen Brod, das Gott euch gibt, hört fleißig sein Wort, übt Werke der Barmherzigkeit, und gedenket der Leiden Christi. Auf diese Weise genießt ihr einen tiefen Frieden, seyd fruchtbar in allen Dingen, und Gottes Geist ist ausgegossen über euch."

Athenagoras fügt hinzu, ihre Religion bestehe nicht darin, schön zu reden, sondern recht zu handeln. „Unter uns, sagt er, (ibid. p. 12.) weiß zwar der arme Taglöhner und die alte Frau die Vorzüge ihres Glaubensbekenntnisses nicht gelehrt aus einander zu setzen, aber sie beweisen dieselbe durch ihr ganzes Leben. — Sie wägen zwar ihre Worte nicht kritisch ab, und können keine schönen Reden halten; aber sie offenbaren ihren Glauben durch ihre guten Werke. Schlägt man sie, so schlagen sie nicht wieder, plündert man sie aus, so fordern sie nicht vor Gericht; sie geben reichlich dem, der sie bittet, und lieben ihren Nächsten wie sich selbst.

Dieß thun wir, weil wir wissen, daß Gott unser Leben und die ganze Welt regiert, und daß wir Ihm einst Rechenschaft geben müssen für Alles, was wir in dieser Zeit gethan haben. Darum zanken wir uns nicht um ein bischen Eigenthum in dieser Welt, die ja doch für alle genügt. Wir Alle halten dafür, daß kein Uebel in der Welt, und selbst nicht der Verlust unseres Lebens in irgend eine Vergleichung kommt, mit dem herrlichen Lohne, den der große Weltenrichter denen verheißen hat, welche in Demuth und in Liebe ihr Leben hienieden geführt haben."

Origenes erklärt sich über diesen Vorwurf in vielen Stellen seiner Schriften mit einer Zuversicht, die schon in ihrem Ausdruck das Bewußtseyn der Unschuld und das Gefühl der Freude über das höhere sittliche Leben der Christen deutlich zu erkennen gibt. „Die Gemeinden Gottes, sagt er, (contra Celsum L. 3. p. 123 u. 129.) welche die Lehre Christi angenommen haben, sind in Vergleichung mit den gewöhnlichen Gesellschaften der Menschen, wie Lichter in der Welt; denn wer muß nicht zugeben, daß selbst der schlechteste Theil unserer Gemeinden besser ist, als eure Volksversammlungen? Die Gemeinde Gottes zu Athen führt ein stilles eingezogenes Leben, und Gottes Wohlgefallen ruht auf ihr; während die Volksversammlung zu Athen voll Tumult und Empörung ist. Dasselbe gilt von den Gemeinden Gottes zu Corinth, Alexandria und an andern Orten.

§. 87.

Doch wir müssen uns von diesen herrlichen Zeugnissen unserer ersten christlichen Brüder trennen, welche leicht mit noch vielen Andern vermehrt werden könnten. Zu allen Zeiten ist sich die im Argen liegende Welt in ihrem Kampfe gegen die Kirche Christi gleich geblieben; überall derselbe Widerstreit, dieselbe Widrigkeit, dieselben Vorwürfe und Lästerungen, die in der Hand der ewigen Weisheit das Läuterungsfeuer seyn müssen, um

im Leben der Christen das Gold ihres Glaubens von den Schlacken zu reinigen, die ihm noch ankleben, und die Gemeinde des Herrn für sein heiliges Reich immer tauglicher zu machen. Dieser Kampf zieht sich durch alle Jahrhunderte der Kirche Christi hindurch; er beginnt aller Orten mit ihren ersten Pflanzungen; er begleitet das Werk des Herrn auf jedem seiner Schritte, und wird sich dereinst herrlich endigen, wenn alle seine Widersacher zum Schemel seiner Füße liegen.

Sechster Abschnitt.

Allgemeine Zeugnisse für die weite Verbreitung des Christenthums in den Heidenländern innerhalb dieses Zeitraumes.

§. 88.

Wir haben in unsern bisherigen Betrachtungen den stillen Entwicklungsgang wahrgenommen, in welchem auf den ersten Schauplätzen der apostolischen Wirksamkeit im Laufe von drei Jahrhunderten eine Kirche Christi aufgerichtet wurde. Das ganze römische Asien, Griechenland und Italien mit seinen Inseln, alle Länder von den Bergen Judäas an bis an den Fuß der hohen Alpen fingen im heißen Kampfe an, dieser Kirche Christi unterthan zu werden, und ihre ungestörte Wirksamkeit sowohl, als ihre Einrichtungen wurden nach und nach von der obersten Staatsgewalt anerkannt, gesichert und weitert gefördert. Wie zahlreich auch noch in diesen Provinzen des römischen Reichs die Anhänger des alten Heidenthumes sein mochten, so hatte doch sichtbarlich die letzte Sterbestunde ihres zertrümmerten Götterglaubens geschlagen, und mit der Herrschaft des Christenthums eine neue Zeit und der Faden einer neuen Geschichte für den römischen Staat begonnen.

Aber nicht blos diese südlichen und östlichen Provinzen haben innerhalb dieses Zeitraumes diese mächtige Umgestaltung durch das Christenthum erfahren; auch in die entferntern Gliedmaßen des großen Körpers ist der Funke eines neuen geistigen Lebens eingedrungen; und die Umkreise seiner unsichtbaren Bewegungen dehnen sich immer weiter aus, je mehr im Herzen des großen Staates die Gemeinde des Herrn sich angewurzelt hat. Schon die zahlreichen Christenzerstreuungen, welche die aufeinanderfolgenden Zeiten der Verfolgung gewaltsam erzeugten, ließen es zum Voraus erwarten, daß der elektrische Schlag, der das Herz des römischen Staates erschütterte, auch in den äußersten Theilen des großen Körpers nachempfunden werden mußte. Und dieß war auch wirklich der Fall in den weiten Ländergebieten der barbarischen Völker, so weit nur immer die römische Herrschaft in jenen Tagen dieselbe erreicht hatte.

Freilich läßt uns die Zeitgeschichte meist im Dunkeln über die besondere Art und Weise, wie, so wie über die Werkzeuge Gottes, durch welche der heilige Same seines Wortes auf die großen Brachfelder der barbarischen Welt hinausgetragen wurde Es sind meist allgemeine und abgerissene Zeugnisse, welche sie uns hierüber aufbewahrt hat. Aber schon diese lassen uns auf eine erfreuliche Weise die weiten Umkreise erblicken, in denen der Same des Wortes ausgestreuet wurde, und weisen uns die stillen Spuren nach, die wir an dem Faden der Geschichte zu verfolgen haben, um in den Wildnissen einer bisher fast ungekannten finstern Welt die ersten Pflanzstätten einer Gemeinde Jesu anzutreffen, aus denen sich nach und nach eine allgemeine christliche Kirche entwickelte, wie wir dieselbe später in den Morgen- und Abendländern antreffen.

§. 89.

Allgemeine Zeugnisse dieser wachsenden Verbreitung des Christenthums in der Welt, nennt uns schon die

Geschichte des zweiten Jahrhunderts. Eusebius erzählt uns in seiner Kirchengeschichte von den Zeiten des Kaisers Hadrian: (K.G. B. 4. K. 7.) „Damals haben die Gemeinden Christi wie die hellsten Lampen geglänzt, und der Glaube an unsern Herrn und Heiland Jesum Christum habe unter dem ganzen menschlichen Geschlechte geblüht." Ausdrücke dieser Art lauten freilich zu unbestimmt und zu allgemein, als daß bestimmte Folgerungen daraus abgeleitet werden könnten; allein sie zeugen doch in jedem Falle von dem raschen und blühenden Wachsthum, das in jenen Tagen bei dem Werke Christi trotz alles Drucks von Außen Statt fand. Ausführlicher noch redet Justin, der Märtyrer, von der Blüthe der Kirche Christi in ihrer weitern Verbreitung in jenen Tagen, wenn er in seinem Gespräche mit Tryphon (S. 341 vgl. S. 351) behauptet: „Es gibt im Allgemeinen kein Geschlecht der Menschen, sey es unter den barbarischen Völkerstämmen, oder unter den Griechischredenden (zivilisirten und unzivilisirten Völkern) wie sie immer heißen mögen, die in Städten zusammen wohnen, oder noch gar keine Häuser haben, oder als nomadisirende Viehhirten unter Zelten wohnen, und es gibt kein Geschlecht, unter dem nicht von Einzelnen im Namen des gekreuzigten Jesus Gebete und Loblieder dem Vater und Schöpfer aller Dinge dargebracht würden." Sey immer der rednerische Ausdruck eben nicht wörtlich genau zu nehmen, so bemerkt doch schon der selige Mosheim (Comment. de rebus Christianorum p. 203. 204.) richtig über diese Stelle, daß schon dieser rednerische Schwung nicht hätte Statt finden können, wenn nicht unter den verschiedensten heidnischen Völkerstämmen jener Zeit die Erkenntniß Christi weithin verbreitet gewesen wäre. Zudem spricht Justin nicht von ganzen Völkern, die zum Christenthum bekehrt worden seyen, sondern von Einzelnen unter denselben, die an den verschiedensten Orten Christum in den Wildnissen des rohen Heidenthumes verehren.

In der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts schrieb Irenäus, Bischoff von Lyon, seine Schrift gegen die Irrgläubigen, und behauptet gegen die damals überhandnehmende Sekte der Valentinianer (advers. Hæreses c. 10. p. 48.) „daß die Kirche Christi über den ganzen Erdkreis bis an die äußersten Enden der Erde ausgebreitet sey.“ Und nun hebt er einzelne Völker namentlich heraus, in deren Mitte sich dieselbe bereits angesiedelt habe, und unter welchen einzelne Gemeinden sich zu dem wahren Glauben an Christum bekennen. „Es haben auch, sagt er, die in den germanischen Ländern umher zerstreuten Gemeinden keinen andern Glauben, und keine andere Lehre empfangen, als die Christengemeinden in Iberien (Spanien), und unter den Celten (Gallien); und eben so die Gemeinden im Orient, in Egypten, in Lybien, und die im Mittelpunkt der Welt wohnen.“

Der Bischoff von Lyon konnte leicht erfahren, wie es sich mit der Ausbreitung des Christenthums damals in Helvetien und den Rheinländern verhielt, denn diese nur und nicht die deutschen Länder auf dem rechten Rheinufer sind hier unter den beiden Germanien zu verstehen; und nach seinem Zeugniß gab es solche Christengemeinden in diesen deutschen Gegenden bereits in seinen Tagen; eben so wie in Spanien, Gallien, Egypten und dem afrikanischen Libyen. Unter den Christen, welche in dem Mittelpunkt der Welt wohnen, werden häufig die palästinensischen Gemeinden verstanden; aber natürlicher ist damit Italien gemeint, das ja doch der hervorragende Mittelpunkt der damaligen Welt, das heißt, des römischen Reiches war.

§. 90.

Noch lauter und vielseitiger sprechen für die weite Verbreitung der Erkenntniß Christi die geschichtlichen Zeugnisse des dritten Jahrhunderts. Freilich werden auch sie meist nur im Vorübergehen mitgetheilt,

und den Anklagen feindlicher Parthien entgegengestellt; aber sie sind dabei doch immer eine geschichtliche Thatsache, die sich im Munde und aus der Feder der ausgezeichnetsten Christenlehrer dieser Zeit und ihren Widersachern gegenüber allein unter der Voraussetzung erklären läßt, daß die ersten kräftigen Anfänge des Werkes Christi wirklich selbst in den entferntern westlichen und östlichen Provinzen des römischen Reiches damals bereits ihre Wurzeln geschlagen hatten.

Schon im ersten Anfang dieses Jahrhunderts nennt Tertullian (in seiner Schrift adversus Judæos L. 7. p. 212) eine ganze Reihe von Völkern des Morgen- und Abendlandes, unter denen zu seiner Zeit die Sache Christi einen offenen Zutritt gefunden habe. „An wen, sagt er, im Strome der Begeisterung, an wen sind bisher alle Völker gläubig geworden? an wen anders als an den Messias, der bereits erschienen ist. An wen glauben die Parther, die Meder, die Elamiter, die Bewohner von Mesopotamien, Armenien, Phrygien, Capadozien, und die da wohnen im Pontus, Asien und Pamphylien; die in Aegypten oder in den afrikanischen Ländern jenseits Cyrene sich aufhalten? An wen glauben die Römer, und selbst die in Jerusalem wohnenden Juden und andere Völker, so wie der Getuler zahlreiche Stämme und die Mauren in den entfernten Grenzen? Sind nicht alle Grenzbewohner Spaniens, und die verschiedenen Völkerstämme der Gallier, ja selbst die Gegenden der Britten, die bisher den Römern unzugänglich geblieben sind, Christo unterthan geworden; so wie die Länder der Sarmaten, der Dazier, der Germanen und Scythen, und viele andere Provinzen und Inseln, die uns bisher unbekannt gewesen waren? Herrscht nicht an allen diesen Orten der Name des Messias, der erschienen ist; vor welchem alle Thore der Städte sich aufthun, und Niemand kann sie zuschließen; vor dem eiserne Riegel sich brechen, und eherne Thore gesprengt werden?"

Mögen wir immerhin von dieser ausführlichen Stelle einen guten Theil rednerischer Ueberladung abziehen, die wir nicht selten in Tertullians Ausdrucksweise antreffen, so wie auch in sprachlicher Beziehung diese Stelle ihre Lücken hat, welche der kritischen Berichtigung bedürfen, so bleibt uns dennoch in allen drei Welttheilen eine ansehnliche Völkercharte übrig, unter denen, wenigstens dem Anfang nach, das Werk Christi seine ersten Ansiedlungsplätze schon damals gefunden haben mußte, wenn nicht der ehrwürdige Kirchenvater seinen Gegnern ins Angesicht hinein leere Worte gesprochen haben soll.

Wirklich findet auch die Sache in den damaligen Zeitumständen ihre natürliche Deutung. Schon in der Verfolgung des Kaisers Marc Aurel, noch mehr aber unter den schweren Drangsalen, welche gerade in der Zeit, als Tertullian dieses schrieb, in allen Provinzen des römischen Reiches unter den Verfolgungsedikten des Severus die Christen niederdrückten, müssen Tausende derselben in allen Richtungen nach fernen Gegenden ausgewandert seyn, und sich überall in den Wildnissen der barbarischen Welt schaarenweise angesiedelt haben. Diese christlichen Flüchtlinge blieben da, wo sie sich einmal häuslich niederließen, keineswegs unthätig; vielmehr glaubten sie eine segensreiche Entschädigung für den Verlust ihrer Heimath gerade darin zu finden, daß sie, was ihr frommer Eifer sowohl, als das Bedürfniß des Umgangs erforderten, die heidnischen Einwohner umher mit dem Herrn bekannt machten, den ihre Seele liebte, und dessen segensreiche Nähe auch ihr Leben in der Wildniß auf die mannigfaltigste Weise versüßte. Wohl hatten sie mehr innere Zufriedenheit und Ruhe mit sich in diese Wildnisse ihrer Verbannung hineingetragen, und durch diesen Frieden Gottes sich und Andern ihren einsamen Aufenthalt in den Hütten der Barbaren nützlicher und erträglicher gemacht, als der landesverwiesene Dichter Ovid, der von seinem Verbannungsorte Tomi aus, den Kaiser August mit seinen Klagen bestürmte,

und an den wilden Ufern des schwarzen Meeres den horchenden Barbaren seine Trauerlieder vorsang.

§. 91.

Origenes, welcher selbst als Bote des Evangeliums in Arabien an der Ausbreitung des Reichs Christi gearbeitet hat, schreibt wenige Jahre hernach in seiner Schrift gegen den Celsus: „Durch Christum haben Leute aus allen Völkern an Gott geglaubt, und die Heiden haben nach dem Ausspruch des Jesajas angefangen, auf seinen Namen zu hoffen."

Dieß bestätigt um dieselbe Zeit der Kirchenvater Cyprian, der in einem seiner Briefe die liebliche Bemerkung macht: „Siehe, von den Zeiten des Herrn, unsers Erlösers, sind ungefähr 140 Jahre verflossen; und schon haben sich die Reben dieses Weinstocks weiter ausgebreitet, als das römische Reich sich erstreckt."

Gegen das Ende des dritten Jahrhunderts schrieb Arnobius sein berühmtes Werk contra gentes, in welchem er von der Ausbreitung der Erkenntniß Christi in seinen Tagen folgende Bemerkung macht: „Wir könnten eine herrliche Geschichte zusammenstellen von allem dem, was das Christenthum unter den Indiern, den Persern, den Seren, (ein Volk der großen Tartarei) und den Medern ausgerichtet hat; und eben so die Siege des Evangeliums in Arabien, Egypten, Asien (Kleinasien), Syrien, Galatien, Capadocien, unter den Parthern und Phrygiern, in den Provinzen und Inseln im fernen Morgen- und Abendlande erzählen. Hat doch Rom selbst, diese Königinn der Erde, Numa's Künste und alten Aberglauben aufgegeben, und mit herzlicher Freude die Wahrheit der christlichen Religion aufgenommen (contra gentes L. 2. p. 61.)."

Wir schließen diese lieblichen Zeugnisse der frühesten Kirchengeschichte mit einer ausführlichen Bemerkung, die uns Eusebius in seiner Kirchengeschichte (L. 3. c 37.) über die Art und Weise hinterlassen hat, wie alsobald

nach dem Hingang der Apostel von den zahlreichen Schülern derselben das christliche Bekehrungswerk nah und ferne unter den heidnischen Völkern betrieben wurde. Was er in dieser Stelle von den Missionsarbeiten in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts uns erzählt, das darf mit Recht als Maaßstab betrachtet werden, wie bis auf seine Zeit herab von den Lehrern der christlichen Gemeinden die Missionssache jener Tage behandelt wurde.

„Außer Justinus und Quadratus, schreibt Eusebius in dieser Stelle, haben um diese Zeit (in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts) noch viele Andere sich bekannt gemacht, welche unter den Nachfolgern der Apostel eine vorzügliche Stelle verdienen. Diese haben als würdige Schüler der großen Apostel auf die Grundlagen der Kirche, welche jene zuvor gelegt haben, ein herrliches Gebäude aufgerichtet, die Verkündigung des Evangeliums immer weiter verbreitet, und den heilbringenden Samen des Himmelreiches auf dem ganzen Erdboden umher ausgestreut. Die Meisten dieser apostolischen Schüler, in deren Herzen das Wort Gottes eine brennende Liebe zur Weisheit entzündete, erfüllten zuvor das heilsame Gebot des Erlösers, theilten ihre ganze Habe den Armen aus, und jetzt verließen sie ihr Vaterland, zogen in ferne Länder hin, und fingen an als Boten Christi unter Völkern, welche das Wort des Glaubens nie zuvor gehört hatten, Christum mit allem Eifer zu verkündigen, und die Bücher der heiligen Evangelien allenthalben auszubreiten. Hatten sie in fremden Ländern den Grundstein des Glaubens gelegt, und Hirten der kleinen Heerde eingesetzt, so überließen sie diesen die Pflege der neuen Pflanzung, und eilten unter dem Gnadenbeistande Gottes zu andern Ländern und Völkern hin. Durch die Kraft des göttlichen Geistes, der mit ihnen war, wurden auch viele Wunderthaten von denselben verrichtet, so daß schon bei der ersten Predigt des Wortes ganze Schaaren alsobald freiwillig der Verehrung des wahren Gottes huldigten."

§. 92.

Dieses heilige Feuer wahrer Gottes- und Menschenliebe tritt innerhalb dieses Zeitraumes vorzugsweise in den griechischen, kleinasiatischen und nordafrikanischen Christengemeinden hervor, während die Christengemeinde zu Rom mit ihrem Bischofe und die italienischen Gemeinden überhaupt sichtbarlich in diesem heiligen Wettstreite christlicher Thätigkeit zurückblieben. Ein großes geistiges Uebergewicht hatte in jenen Tagen die südliche und orientalische Welt vor der occidentalischen gewonnen, so wie sie auch die aufeinanderfolgenden Christenverfolgungen viel härter getroffen zu haben schienen, als die Christen in Rom und Italien. Zwar wurden auch einzelne römische Bischöffe ehrwürdige Schlachtopfer ihrer standhaften Beharrlichkeit bei dem Werke Christi, aber wir finden in diesem frühesten Zeitalter keinen, der sich durch eifrige Verwendung für die Sache der Christen, durch hervorstechende Thätigkeit oder durch Schriften unter denselben ausgezeichnet hätte. Kleinasiatische und afrikanische Christen waren in der Regel die gesegneten Werkzeuge, durch welche der Herr seine heilige Gemeinde in den Wildnissen der barbarischen Völker gepflanzet hat. Es waren Griechen und Afrikaner, welche durch freimüthige Schutzschriften die gedrückte Sache der Christen selbst vor dem kaiserlichen Throne vertheidigten, und sich um die Auslegung der heiligen Schriften mit einer Fülle von Geistesgaben verdient machten, die in unsern Tagen noch dem wahrheitsuchenden Forscher eine fruchtbare Quelle tieferer christlicher Erkenntniß darbietet. Von der Hand dieser apostolischen Knechte Christi wollte jede Christengemeinde ihre erste Pflanzung empfangen haben, und sie wetteiferten mit einander um den Vorzug, das Wort der Wahrheit zuerst aus dem Munde dieser ehrwürdigen Zeugen vernommen zu haben; und durch ihre Vermittlung der allgemeinen Kirche des Herrn einverleibt worden zu seyn.

Bei diesem frommen Missionseifer kleinasiatischer Christen blieben allerdings die Bischöfe zu Rom keineswegs unthätig; vielmehr wußten sie die Umstände und Vorurtheile der Zeit klüglich schon damals zu benützen, um die schnellen Erweiterungen der Gemeinde Jesu unter den Heiden zugleich als Eroberungen geltend zu machen, die für den bischöflichen Sprengel zu Rom gemacht wurden. Unter allen der römischen Herrschaft unterworfenen Völkern war man von Anfang an gewohnt, alle bürgerlichen Gesetze und Verordnungen von Rom ausgehen zu sehen, und an dieser mächtigen Weltgebieterinn hing seit Jahrhunderten der Gehorsam der Nationen.

Ja noch mehr; die Völker des Abendlandes waren seit mehreren Jahrhunderten gewohnt, selbst ihre neuen Götter von Rom in Empfang zu nehmen, ihre väterliche Religionsweise dort bestätigen zu lassen, und in dem Regenten des Staats zugleich den obersten Priester des Cultus zu ehren.

Diese Gewohnheit der Völker war zu einladend, als daß sie nicht — eben nicht zum Vortheil der Kirche Christi — von den Bischöfen zu Rom zur Vergrößerung ihrer hierarchischen Macht frühe schon benützt worden wäre. Bald wurde von Rom aus der Glaube verbreitet, daß ausschließend die dortigen Bischöfe, als die eigentlichen Nachfolger des Apostels Petrus, die Vollmacht vom Herrn empfangen hätten, in seiner Kirche auf Erden zu binden und zu lösen, und daß sie eben darum als die einzig gültigen Stellvertreter des unsichtbaren Oberhauptes und als die Gebieter der Kirche zu betrachten seyen.

Daran knüpfte sich nun von selbst der Wahn, den wir bereits da und dort in diesem Zeitraume verbreitet finden, daß nur den Bischöfen zu Rom das Recht zustehe, die kirchliche Berechtigung zu Missionsversuchen in der Heidenwelt den ausgehenden Missionarien zu ertheilen; daß diese ihre Instruktionen von Rom empfangen müssen, wenn ihre

Arbeit als rechtmäßig anerkannt werden solle, und daß jeder neue Zuwachs der Kirche Christi in den Ländern der Heiden als Theil der allgemeinen Kirche Roms anzusehen sey.

Um diesem vermeintlichen Rechte der Bischöfe zu Rom auch einen äußerlichen Reiz zu verschaffen, wurden bei den Missionen in den Abendländern frühe schon die einzelnen Missionarien von Rom aus zu Bischöfen der neuen Gemeinden ernannt, die sie gesammelt hatten, und zum Zeichen dieser Würde ihnen der bischöfliche Mantel (pallium) von dorther zugesendet. So wurde auch auf dem Missionsboden gar bald das Unkraut unter den guten Waizen ausgestreut, und das, was der einzelne Bote Christi freiwillig im Geiste begonnen hatte, in das Fleisch hineingezogen; und der Herr ließ es geschehen, weil er auch auf diesem Wege seinen heiligen Rathschluß unter den Völkern auszuführen wußte.

§. 93.

So sind es freilich meist nur dunkle und verblichene Spuren, mit welchen die Geschichte innerhalb dieses Zeitraumes den stillen Verbreitungsgang des Evangeliums in den entferntern Provinzen des römischen Reiches und außerhalb der Grenzen derselben bezeichnet hat; und häufig hat eine fabelhafte Legende späterer Zeiten das Geschäft übernommen, die vielfachen Lücken derselben zur Nothdurft auszufüllen. Dürften wir uns immer sicher diesen Sagensammlungen der alten Zeit und den zahlreichen Martyrologien derselben anvertrauen (cf. Fabricii lux Evangelii p. 207. sq.), so würde sich aus denselben eine reiche Mannigfaltigkeit interessanter Züge aus der innern Leidens- und Thätigkeitsgeschichte der Christen jener Tage zusammenfügen lassen. Allein eine große Zahl derselben trägt zu sehr das Gepräge geschichtlicher Unzuverläßigkeit an sich, als daß der be-

scheidene Forscher der Wahrheit es wagen dürfte, ohne große Vorsicht ihren Spuren nachzufolgen.

Im Allgemeinen scheint der Wahlspruch eines Justins und Athenagoras: „nicht im Reden, sondern im Handeln suchen wir das Wesen unserer Gottseligkeit" (non loquimur magna sed vivimus. Athenagoras; οὐ γὰρ ἐν λόγοις ἀλλ' ἐν ἔργοις τα τῆς ἡμετέρας θεοσεβείας πράγματα Cohort ad Græcos c. 36.) der vorherrschende Grundsatz der Christen jener Tage gewesen zu seyn, und darum mangelt es uns an ausführlichen Berichterstattungen über das, was sie im Namen Christi Herrliches im weiten Heidengebiete ausgerichtet haben. Indeß gebricht es uns doch nicht ganz an stillen Wegweisungen einer sichern Geschichte, und diese reichen zu, um die allgemeinern Züge der Missionsgeschichte dieses Zeitraumes aufzuhellen. Wir werden Gelegenheit finden, dieselbe in den entfernten römischen Grenz-Provinzen dreier Welttheile aufzusuchen *).

---

*) Herrliche Goldkörner für die Missionsgeschichte dieses und der folgenden Zeiträume, welche noch immer aus dem großen Schutthaufen kirchlicher Sagen herausgehoben und für die Geschichte benützt zu werden verdienen, finden sich jedoch noch immer in den zahlreichen römischen Martyrologien, so wie besonders in den geschichtlichen Sagensammlungen eines Surius, Mabillon, Ruinart, Assemani, und vorzüglich eines A. Butler (The lives of the Fathers, Martyrs and other principal Saints XII. Tom.), welche eine reiche Ausbeute für eine künftige Missionsgeschichte dem besonnenen Forscher derselben versprechen.

Siebenter Abschnitt.

Die Ausbreitung der christlichen Kirche im nördlichen Afrika.

§. 94.

Die wahrscheinlichen Anfänge des Werkes Christi in Aegypten, und besonders der Hauptstadt des Landes, Alexandria, sind bereits in der Geschichte des apostolischen Zeitalters kürzlich berührt worden. (Man sehe den ersten Band der Missionsgeschichte S. 376 f.) Das ausgestreute Waizenkorn verhüllt sich nun in tiefe Dunkelheit, und die Geschichte erzählt uns von seiner verborgenen Entfaltung nur gar Weniges, bis am späten Ende des zweiten Jahrhunderts auf einmal eine nicht blos über Aegypten, sondern über alle römische Provinzen des nördlichen Afrikas, über ihre Städte und Dörfer weithin verbreitete Christengemeinde mit einem der beredtesten Kirchenlehrer der frühern Jahrhunderte, Tertullian, aus dem Dunkel der Geschichte hervortritt, und uns eine festgegründete Kirche Christi in diesen volkreichen Ländern zu unserm Erstaunen erblicken läßt, an welcher die heftigste Brandung einer grausamen Verfolgung zu Schanden werden mußte. Von ihr konnte dieser muthvolle Vertheidiger des Werkes Christi dem verfolgenden römischen Prokonsul Scapula furchtlos sagen: „Wenn er fortfahre, die Christen in Afrika zu verfolgen, was er dann mit den vielen Tausenden beiderlei Geschlechts, jeden Ranges und Alters anfangen wolle, die sich ihm als Christen freiwillig stellen werden; und ob er wohl Feuer und Schwerdter genug haben werde, diese alle aus dem Leben zu schaffen? Carthago selbst, fügt Tertullian hinzu, muß auf dem Schlachtbank gezehndet werden, und unter den Schlachtopfern wirst du deine eigenen Verwandten und Freunde, du wirst die vornehmsten Männer und Matronen der Hauptstadt unter ihrer Zahl antreffen. Willst du unserer nicht

schonen, so schone deiner selbst, schone Carthagos, habe Mitleiden mit der Provinz, deren Regierung dir anvertraut ist." (Tertul. ad Scapulam. c. 15.)

§. 95.

Diese Erscheinung ist in hohem Grade merkwürdig, und ein lautes Zeugniß für die rege Thätigkeit des Christenlebens, welche die Geschichte des zweiten Jahrhunderts nicht sowohl in Erzählung als in überraschenden Thatsachen auszeichnet. Die Uferländer Afrikas, aus der frühesten Vorzeit durch Cultur und Handel berühmt, und durch blühende phönizische und griechische Colonien Jahrhunderte lang zum großen Stappelplatz des Welthandels erhoben, waren nach Carthagos Fall bereits seit 350 Jahren in römische Provinzen verwandelt, und durch römische Prokonsuln regiert. Seit langer Zeit waren ihre Hauptstädte der Sitz der Wissenschaften gewesen, und besonders hatte sich Alexandria als die eigentliche Hochschule orientalischer Gelehrsamkeit, Philosophie und Kunst unter denselben ausgezeichnet. Eine zahlreiche jüdische Bevölkerung, welche sich seit der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft in den ägyptischen Seehäfen angesiedelt hatte, um an dem großen Welthandel derselben Theil zu nehmen, war für die Verbreitung einer richtigen Gotteserkenntniß das segensreiche Vorbereitungsmittel in der Hand der göttlichen Vorsehung gewesen, um unter den gemischten Schaaren von Einwohnern der höhern Gotteserkenntniß des Evangeliums die stillen Wege anzubahnen. Während die lateinische Sprache nicht blos die ursprüngliche Landessprache der Einwohner, sondern auch die griechische zurückdrängte, hatte der religiöse Mysticismus der orientalischen Philosophie die bisherige Herrschaft der griechischen und römischen Götterlehre in den Hauptstädten des Landes, so wie unter dem Volke selbst untergraben und zum Theil besiegt. Alle diese Umstände kamen der schnellen Verbreitung des Evangeliums

auf den weiten Ufern des nördlichen Afrikas zu gut, und so vermochte, unter der kräftigen Mitwirkung der göttlichen Gnade, ein einziges Jahrhundert in Afrika Eroberungen der Missionsgeschichte hervorzubringen, wie wir dieselbe in keinem andern Theile der Welt antreffen.

§. 96.

Die nur wenige Jahrhunderte umfassende Geschichte der afrikanischen Kirche hatte das Glück, eine Reihe fleißiger und gelehrter Bearbeiter zu finden, welche auch für die früheste Missionsgeschichte dieser Länder, so weit die sparsamen Ueberbleibsel der Geschichte reichen, schätzbare Beiträge gesammelt haben. Unter den ältern Werken dieser Art zeichnet sich die Schrift des E. Schelstraten durch fleißige Forschung aus, welche unter dem Titel: Ecclesia Africana sub Primatu Carthaginensi zu Paris 1679. 4°. erschienen ist. Nicht lange hernach (1690) gab M. Leydecker seine Historia ecclesiæ Africanæ illustrata heraus, die noch jetzt einen bleibenden Werth für das Studium der afrikanischen Kirchengeschichte besitzt.

Aber gehaltreicher und umfassender ist das gelehrte Werk des Jesuiten Stephan Anton Morcellus, das unter dem Titel Africa Christiana zu Brixen 1780 in 3 Quartbänden erschien. Neue und wichtige Beleuchtungen einzelner Theile dieser Geschichte finden sich in einer neuern Schrift des gelehrten Bischofs zu Lincoln, J. Kaye, welche unter dem Titel: Kirchengeschichte des zweiten und dritten Jahrhunderts, aus Tertullians Schriften beleuchtet, zu Cambridge 1816 in englischer Sprache herausgegeben wurde; besonders aber in der trefflichen Monographie des Herrn Professors Neander: Antignostikus, Geist des Tertullians, Berlin 1825, welche das tiefere Eindringen in den eigenthümlichen Charakter dieser Geschichte auf mannigfaltige Weise erleichtert.

In der neuesten Zeit hat sich Herr Bischof Münter zu Copenhagen durch eine neue gelehrte Bearbeitung

der frühesten afrikanischen Kirchengeschichte, welche kürzlich unter dem Titel: Primordia ecclesiæ Africanæ zu Copenhagen 1829. 4°. im Druck erschien, ein neues Verdienst um die ältere Kirchengeschichte erworben, und in derselben da und dort über die dunkeln Stellen der frühesten Missionsgeschichte Afrikas ein willkommenes Licht verbreitet. Die beiden letztern Schriften sind bei dieser kurzen Uebersicht der ersten Anpflanzungsgeschichte des Christenthums in Afrika vorzugsweise benutzt worden.

§. 97.

Nicht sowohl das ägyptische Alexandrien, als vielmehr Carthago, die Hauptstadt des prokonsularischen Afrikas, scheint nach den zerstreuten Spuren der frühesten Geschichte die eigentliche Pflanzschule des Christenthums für die römischen Provinzen dieses Welttheiles gewesen zu seyn. Während Alexandria frühe schon in vielfache Lehr-Spekulationen sich verwickelte, und der wissenschaftlichen Bearbeitung des Christenthums ihre Kräfte widmete, oder für die Anregungen des thätigen Missionsgeistes in dem Oriente und besonders in den arabischen Ländern die angemessenen Wirkungskreise aufsuchte, schienen die Christen zu Carthago vorzugsweise auf die Anpflanzung und Begründung der Kirche Christi in ihrem eigenen Vaterlande ihre ganze Aufmerksamkeit hingerichtet zu haben. Hiezu war auch wirklich die volkreiche Hauptstadt des Landes die geeignetste Stelle, so wie der weite Umfang des römischen Gebietes in Afrika ihnen zugleich die ausgedehntesten Wirkungskreise darbot.

Carthago war nach seiner Zerstörung ein halbes Jahrhundert vor Christus von Julius Cäsar als römische Kolonie wieder aufgebaut worden, und erhob sich bald in den Uferländern des Mittelmeeres nach Rom zu der zweiten Hauptstadt der Welt, wozu ihm auch seine geographische Lage, so wie die Staatsklugheit der römischen Regierung die Mittel darbot. In ihr hatte

der römische Prokonsul seinen Wohnsitz aufgeschlagen, um von hier aus das ganze Land zu beherrschen. Auf diese Weise waren auch die abgelegenen Landesgegenden mit der Hauptstadt in enge Verbindung gebracht, welche noch überdieß durch die Regsamkeit ihres alten, und in alle Länder der damals bekannten Welt geführten, Handelsverkehres, und ihrer blühenden Schiffahrt den umherliegenden Provinzen die Mittel ihrer Unterhaltung und ihres zeitlichen Wohlstandes lieferte. Wirklich war die Bevölkerung dieser Hauptstadt in kurzer Zeit so hoch gestiegen, daß sie nach Rom für die bedeutendste Stadt der Welt gehalten, und ihre Herrlichkeit von den Dichtern besungen wurde. Auf ihren Straßen trafen aus den verschiedensten Völkern dreier Welttheile große Haufen zusammen, und eilten wieder in allen Richtungen in die Welt hinaus.

Von der Wüste Barka bis an die Ufer des atlantischen Meeres, und in die Hochgebirge des Atlas hinein, dehnte sich das den Römern unterworfene Land auf mehr als 300 geographische Meilen in die Länge aus, und war mit zahlreichen Städten und Dörfern angefüllt. Römische Kolonisten, die Nachkommen der alten phönizischen Ansiedler, so wie afrikanische Nomadenhorden hatten sich in mächtigen Schaaren in seinen Grenzen angesiedelt, oder durchstreiften mit ihren Heerden die fruchtbaren Ebenen desselben; und so weit gegen die Wildnisse der unbesiegten Gätuler hin die römischen Waffen gedrungen waren, so weit waren auch den Boten Christi die Wege geöffnet, um gefahrlos die Botschaft des Heiles in die alten Finsternisse dieser Länder hineinzutragen.

§. 98.

Es lag in der Natur der Sache, daß in diesen weiten Gebieten des nördlichen Afrikas, welche in die Provinzen des eigentlichen prokonsularischen Afrikas, Numidiens und Mauretaniens abgetheilt wurden, unter dem großen Gemisch von Landeseinwohnern auch verschiedene Sprachen und verschiedene

Religionsweisen angetroffen wurden, welche auf den stillen Entwicklungsgang der Kirche Christi daselbst mannigfaltig einwirkten.

Seit der Eroberung des Landes durch die Römer hatten sich ihre Colonisten schaarenweise in demselben niedergelassen. Nicht blos die Hauptstadt Carthago wimmelte von römischen Ansiedlern, welche Gewinnsucht und die Leichtigkeit des Lebensunterhaltes hieher gelockt hatte, auch die Municipien und Dörfer faßten eine große Anzahl derselben in sich. Unter ihren Händen blühte eine ansehnliche Stadt um die andere auf, unter denen sich besonders Utika, Adrumet, Hippo und andere auszeichneten. So wurde bald die römische Sprache die vorherrschende Umgangssprache in den afrikanischen Provinzen, wodurch die weite Verbreitung des Christenthums unter ihren Bewohnern vielfach erleichtert und gefördert wurde.

Ein anderer, wohl nicht unbeträchtlicher Theil der Bevölkerung bestand aus den Nachkömmlingen der alten phönizischen Colonisten, dem punischen Volksstamme, unter welchem die phönizische, mit der hebräischen nahe verwandte, Sprache gebräuchlich war. Die Meisten derselben waren aus den Städten auf das Land verdrängt, wo sie den Ackerbau trieben. Ihre eigenthümliche Sprache machte den Zutritt des Christenthums zu denselben bereits schwieriger, und der Kirchenvater Augustin beklagt sich an mehreren Stellen seiner Briefe, (epist. 209. 84. 66. etc.) wie schwer noch zu seiner Zeit der christliche Religionsunterricht dieser ansehnlichen Volksklasse gewesen sey, da sich unter den christlichen Lehrern nur wenige fanden, welche die phönizische Sprache redeten. Daß übrigens auch unter diesen das Christenthum nach und nach eine beträchtliche Ernte gefunden habe, erhellt aus der großen Anzahl phönizischer Namen von Bischöffen, welche wir in Cyprians Schriften antreffen, und welche ihre Arbeitskreise unter ihren Landsleuten sich gebildet hatten.

Eine dritte Klasse des Volkes bestand aus ursprünglichen Afrikanern, Numidiern und Mauren, welche im Laufe der Jahrhunderte größtentheils mit den phönizischen Ansiedlern in einen Volksstamm zusammengeschmolzen waren, aber dennoch ihre eigene Sprache redeten, die von der phönizischen so wie von der römischen weit verschieden war. Diese führten meist, wie ihre Nachkömmlinge, die Berbern unserer Tage, ein herumziehendes Nomadenleben, durchstreiften mit ihren zahlreichen Viehheerden die Gebirgsgegenden des Atlas, bis in das Innere des heutigen Marokkanischen Reiches hinein, und waren wohl, um ihrer Sprache so wie um ihrer Lebensweise willen, für das christliche Bekehrungswerk am unzugänglichsten. Doch drang in den spätern Tagen der Schall des Evangeliums auch bis zu ihnen durch, denn der Kirchenvater Augustin erzählt uns in seinem 80sten Briefe: „Bei uns (in Afrika, wo er Bischof war) gibt es noch unzählige barbarische Völkerschaften, unter denen die Lehre Christi bis jetzt noch nicht verkündigt worden war; was sich täglich aus den zahlreichen Gefangenen erkennen läßt, welche den römischen Kolonisten als Sklaven zugeführt werden. Indeß haben sich seit wenigen Jahren einige dieser Volksstämme, die an den Grenzen wohnen, und keine eigene Könige haben, unter den Schutz der römischen Regierung begeben, und sie werden jetzt von christlichen Vorgesetzten regiert." Auch erzählt uns Arnobius (advers. gentes l. 1. c. 10.) „daß zu seiner Zeit viele gätulische und mauretanische Nomaden den Glauben an Christum angenommen haben; was wahrscheinlich nur von solchen zu verstehen ist, welche im römischen Afrika lebten; indem uns die Geschichte dieser und der spätern Jahrhunderte keine sichere Spur dafür hinterlassen hat, daß die Erkenntniß Christi auch bis in die Wüste Sahara und in das Innere Afrikas jemals eingedrungen ist.

§. 99.

Der alte phönizische Sternendienst, vielfach umgestaltet und verbrähmt durch die Wortbezeichnungen und Bilder der römischen Götterlehre, war auch in diesen afrikanischen Provinzen, wie unter den meisten Völkern des Morgen- und Abendlandes, der religiöse Grund und Boden, auf welchem die ersten Verkündiger des Evangeliums den guten Samen der Wahrheit streuen mußten. Auch in Afrika treffen wir den phönizischen Baal (Sonnen-Gott) an, welcher unter dem römischen Namen des Saturns, von den römischen Einwohnern sowohl, als von den alten Carthaginesern verehrt wurde. Noch im dritten Jahrhundert finden wir mannigfache Spuren, (Tertul. Apolog. c. 9. Porphyrius de abstinentia l. II, c. 27.) daß ihm von den Einwohnern Menschenopfer dargebracht wurden. Neben ihm spielte die Himmels-Göttin Astarte eine große Rolle, welche von den Carthagern, Tolatha (תלד die Gebärerin) genannt wurde; welche der Erdmutter Hertha der alten Deutschen entspricht. Sie hatte zu Carthago einen glänzenden, durch Orakelsprüche berühmten Tempel, welcher erst am Ende des vierten Jahrhunderts von den Christen daselbst zerstört wurde. Eben so finden wir im römischen Afrika Götzentempel aller Art, welche dem Esmun, dem Aesculap der Römer, dem Apollo, der Ceres und Proserpina geweiht waren, und deutlich beweisen, daß auch hier die alte heidnische Symbolik zur gemeinen Vielgötterei die Völker hinabführte. Nicht blos in den Städten des Landes, auch überall auf den Dörfern war dieser Götterglaube, den blutige Menschenopfer befleckten, allgemein ausgebreitet, und widerstrebte dem göttlichen Lichte, das die ersten Boten Christi in Afrika in diese alten Finsternisse hineintrugen. Wie allgemein sich auch am Schlusse des vierten Jahrhunderts das Christenthum im Lande ausgebreitet hatte, so traf

doch Augustin, der ehrwürdige Bischof von Utica noch zu seiner Zeit an vielen Orten heilige Hayne, geweihte Bäume, Tempel, Priester und götzendienstliche Feste an, welche zu Ehren der Götter gefeiert wurden. (Sermo de tempore p. 241.)

Die römische Regierung hatte, wie überall, so auch in diesen Provinzen, deren Besitz eine hohe Wichtigkeit für sie hatte, ein eigenthümliches Interesse, den Volksglauben so lange nicht zu stören, als die Landeseinwohner den Gesetzen des Staates willigen Gehorsam leisteten. Und da sie selbst, so wie die Bewohner Afrika's, in den gleichen Kampf gegen die Macht der evangelischen Wahrheit verwickelt war, so war natürlich zu erwarten, daß die leiseste Aufreitzung des Volkes gegen die heranwachsenden Christenparthien auch ihr Veranlassung genug darbot, hemmend der weitern Verbreitung derselben um so mehr in den Weg zu treten, da ihr an der Sicherstellung der afrikanischen Provinzen alles gelegen seyn mußte.

§. 100.

Nach sichern Spuren der Geschichte, welche uns Eusebius berichtet, (vgl. K. G. B. II. K. 16.) ist die Erkenntniß Christi zuerst nach Egypten, und zwar schon im apostolischen Zeitalter von Rom und Kleinasien aus, gebracht worden. Eine natürliche Verbindung der Dinge ließe nun mit Recht erwarten daß, von diesem ersten Stappelplatze aus, die göttliche Wahrheit auch in die übrigen römischen Provinzen Afrikas ihren stillen Weg gefunden haben werde. Allein hievon sagt uns die Geschichte nichts; vielmehr weist der Umstand, daß am Ende des zweiten Jahrhunderts in dem prokonsularischen Afrika bereits eine mächtige Christenbevölkerung sich findet, indeß in der, zwischen ihm und Aegypten in der Mitte liegenden, Provinz Tripolitana nur erst wenige Christengemeinden angetroffen werden, mit viel Wahrscheinlichkeit darauf hin, daß die ersten Strahlen des

evangelischen Lichtes von einer andern Seite her in die westlichen Provinzen des römischen Afrikas eingedrungen seyn müssen. Und diese Vermuthung wird auch wirklich durch vielfache Zeugnisse der Geschichte bestätigt; aus denen erhellt, daß zuerst von dem benachbarten, und mit dem prokonsularischen Afrika in dem vielfachsten Verkehr sich befindlichen Italien, die Sonne des Heils auch über diese Provinzen aufgegangen ist.

Wie die meisten morgen- und abendländischen Kirchen, so wollte auch die Afrikanische die Ehre haben, unmittelbar von einem Apostel des Herrn gestiftet worden zu seyn. Eine alte Sage, (Metaphr. ad 29. Jun.) welche selbst ein Baronius nicht wahrscheinlich findet, (Anales ad annum 44. §. 39.) läßt den Apostel Petrus von Rom nach Carthago hinüberziehen, und dort den Grund zu der ersten Christengemeinde legen. Auf keinem sicherern Grunde ruht die, obgleich noch ältere Nachricht eines gewissen Pseudo-Dorotheus, welcher Bischof zu Tyrus im Anfang des vierten Jahrhunderts gewesen seyn soll, nach welcher in der schon früher berührten Ländertheilung unter die Apostel, Simon dem Eiferer, Afrika durch das Loos zugefallen seyn soll; eine Sage, welche vermuthlich blos daher im frühen Alterthume Glauben fand, weil dieser Simon, Cleophas Sohn, mit jenem andern Simon von Cyrene (Matth. 27, 32.) verwechselt wurde, welcher Jesu das Kreuz nachzutragen genöthigt ward. Allein von diesem Allem weiß der sorgfältigste Forscher des Alterthums, Eusebius, nichts, der uns (Hist. ecol. l. III. c. 1.) von den Reisen des Apostels Simon so viel erzählt, als er in den Ueberlieferungen der drei vorhergehenden Jahrhunderte Glaubwürdiges finden konnte. Hätte überdieß Tertullian, jener ausgezeichnete Presbyter Carthagos, dem an der Ehre der afrikanischen Kirche so viel gelegen war, irgend eine sichere Spur ihres unmittelbar apostolischen Ursprunges am Ende des zweiten Jahrhunderts, wo es noch so leicht möglich war, vorgefunden, so würde dieser

geistvolle Lobredner seiner Kirche diesen Umstand sicherlich nicht verschwiegen haben. Allein aus mehreren Stellen geht gerade das Gegentheil hervor, in denen er der afrikanischen Kirche nur um der Gleichheit der Lehre willen dieselbe Würde zuschreibt, wie den von den Aposteln selbst gestifteten Gemeinden; (de præscript. c. 21. und 32.) und daher stillschweigend ihren nicht apostolischen Ursprung zugibt; auch an einer andern Stelle (de virginibus velandis c. 2.) geradezu die afrikanische Kirche den apostolischen Gemeinden gegenüber stellt. Auch Cyprian, und der noch spätere Augustin, obgleich Bischöfe der afrikanischen Kirche, und in oftmaligen Kampf mit der römischen verwickelt, haben es doch nie gewagt, derselben einen apostolischen Ursprung zuzuschreiben, vielmehr rechnet sie Augustin ausdrücklich zu den letzten, zu welcher das Evangelium erst später gekommen sey.

§. 101.

Immerhin mag schon frühe im apostolischen Zeitalter der Same evangelischer Erkenntniß da und dort im carthaginensischen Afrika ausgestreut worden seyn, ohne daß darum schon eine bereits errichtete Christengemeinde und aufgestellte Lehrer derselben, in dieser Zeit daselbst angetroffen wurden. Die leichte und vielfache Verbindung, in welcher Carthago mit Rom stand, macht es in hohem Grade wahrscheinlich, daß schon in der Neronischen Verfolgung manche römische Christen ihre Zuflucht nach dem prokonsularischen Afrika nahmen, da sie so leicht dorthin gelangen, und sich daselbst gegen die Nachstellungen des Kaisers verbergen konnten. Dieß mag wohl den ersten Grund zu der engen Verbrüderung gelegt haben, in welcher nicht lange hernach die carthaginensische Gemeinde mit der römischen erscheint, wobei erstere bereitwillig die letztere als ihre Mutterkirche anerkennt. Schon Tertullian sagt in jener merkwürdigen Stelle (de præscript. hæretic. c. 36.) von der römi-

schen Gemeinde, daß von ihr her der afrikanischen die Lehre Christi zugeflossen sey, (unde nobis quoque auctoritas præsto est); und daß sie mit den afrikanischen Gemeinden in engem Zusammenhang gestanden habe (quod cum Africanis quoque ecclesiis contesserarit).

So gewiß dieß ist, so wenig nennt uns die Geschichte der beiden ersten Jahrhunderte den Namen irgend eines römischen Christen, welcher als der eigentliche Stifter der afrikanischen Kirche betrachtet werden könnte. Erst am Ende des zweiten Jahrhunderts tritt, wie schon oben bemerkt wurde, eine weithin verbreitete Kirche Christi aus der Dunkelheit hervor; und sie ist bei ihrem ersten Hervortreten bereits so erstarkt, daß auch die heftigste Verfolgung auf der einen, und ein fast allgemeiner Christenabfall auf der andern Seite sie in ihren Grundfesten nicht zu erschüttern vermochte. Tertullian beruft sich um diese Zeit in seiner Vertheidigungsschrift (ad Scapulam c. 5.) auf viele Tausende jedes Geschlechts und Standes, die dem Christenthum gehuldigt haben. Er behauptet, daß wenigstens der zehnte Theil der Bevölkerung von Carthago der Kirche Christi angehöre, und daß ausgezeichnete Staatsmänner und Matronen und selbst nahe Verwandte des Prokonsuls unter denselben zu finden seyen. Daß wirklich auch viele reiche und vornehme Familien sich in jenen Tagen nicht scheuten, sich zum Christenthum zu bekennen, erhellt aus den lauten Klagen über die unter den Christen überhandnehmende Ueppigkeit und Kleiderpracht, welche wir in den Schriften Tertullians, und noch mehr etwa 50 Jahre später eines Cyprians antreffen. Der Glaube an Christum hatte sich in jenen Tagen in Afrika so schnell und so allgemein unter allen Volksständen verbreitet, daß Tertullian in seiner Schutzschrift an die Regierung schreiben konnte: „überall hört man unsere Widersacher rufen: Die ganze Stadt ist von Christen belagert; und man trifft sie überall auf den Dörfern, in den Castellen, auf den Inseln an." (Apologet. c. 1.)

„Wir bemannen mit euch eure Fahrzeuge, sagt er an einer andern Stelle, (Kap. 42.) wir ziehen mit euch ins Feld; wir bauen mit euch den Boden." — Natürlich war in verschiedenen Provinzen des Landes auch die Zahl der Christen verschieden. Die Meisten derselben wohnten unstreitig in dem prokonsularischen Afrika, und namentlich in der Hauptstadt der Provinz, Carthago; in Numidien und Mauretanien war ihre Anzahl weit geringer; die wenigsten derselben wurden, wahrscheinlich wegen der Unfruchtbarkeit des Bodens, in der tripolitanischen Provinz angetroffen, in welcher in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts nur erst fünf bisthümliche Sprengel errichtet waren, während das prokonsularische Afrika in derselben Zeit siebenzig, und etwa hundert Jahre später nicht weniger als 446 derselben zählte. (Cf. Binghami Origines Eccles. III. p. 416.)

Es dürfte sich wohl der Mühe lohnen, einige der ausgezeichnetsten Werkzeuge genauer kennen zu lernen, deren sich besonders im Laufe des dritten Jahrhunderts die Vorsehung Gottes bediente, um der Erkenntniß Christi ein so weites und herrliches Erntefeld in Afrika zu bereiten.

§. 102.

Tertullian, der älteste Schriftsteller der abendländischen Kirche, dessen Schriften wir besitzen, war zu Carthago in Afrika geboren, wo sein Vater als Centurio in römischen Diensten lebte. Da sein Vater ein Heide war, so wurde auch der Sohn im Heidenthum erzogen, wobei er jedoch eine gute wissenschaftliche Erziehung empfing. Er selbst sagt von seinen frühern Jugendjahren, er habe unter diejenigen Menschen gehört, welche einst blind ohne das Licht des Herrn waren. (De poenit. c. 1.) In seiner Vaterstadt Charthago war das Sittenverderben groß. Auch Tertullian blieb von demselben nicht unangesteckt, und als er zum Herrn bekehrt wurde, konnte er nur mit Abscheu an das heidnische Leben und

seine Lüste zurückdenken. Mächtig war der Kampf, in welchen sich ein Mann von so ausgezeichneten Geistesgaben und so lebhaftem Gefühl, wie Tertullian war, sich verwickelt sah, als die Gnade Gottes ihn auf seinen Irrwegen ergriff, und er jetzt ganz für den Glauben an Christus gewonnen wurde. Aber eben diese mächtige Gewalt, mit welcher er sich bei seinem feurigen Temperamente von den weltlichen Lüsten der väterlichen Weise losreißen mußte, erzeugte auch in seinem Gemüthe jenen schroffen Gegensatz, in welchem seine Ueberzeugung und sein Leben gegen das Heidenthum seiner Zeit sich ausbildeten, und die nächste Veranlassung war, daß er in seinen spätern Jahren an eine schwärmerische, und in strenger Büßung nach einer vermeintlich höhern Vollkommenheit strebenden Christensekte sich anschloß, die ein gewißer Montanus gestiftet hat, dessen Anhänger eben darum die Montanisten genannt werden.

§. 103.

Tertullian, obgleich ein Presbyter der Kirche, hat dem Werke Christi in seinen Tagen mehr durch seine zahlreichen Schriften, als durch mündliche Verkündigung des Evangeliums genützt. Unter diesen Schriften sind besonders diejenigen für uns bemerkenswerth, welche sich auf das Heidenthum und das Verhältniß des Christenthums zu demselben beziehen. Einige Stellen aus denselben mögen die Art und Weise bezeichnen, wie er in dem harten Kampfe seiner Zeit das Schwert des Geistes zu führen pflegte.

Unter der Regierung des Kaisers Septimius Severus waren auch in Afrika blutige Verfolgungen gegen die Christen ausgebrochen. Tertullian tröstete seine Brüder, die im Gefängnisse schmachteten, in einer besonders an sie gerichteten Schrift, worin er ihnen unter anderm schreibt: „Wenn wir bedenken, daß vielmehr die Welt selbst ein Kerker ist, so müssen wir es so ansehen, daß ihr vielmehr aus dem Kerker ausgetreten, als in einen

Kerker eingetreten seyd. Die Welt trägt größere Finsterniß, in welcher die Herzen der Menschen erblinden. Schwerere Fesseln legt sie an, Fesseln, welche die Seelen der Menschen selbst gefangen halten. Zwar Finsterniß ist in den Kerkern, aber ihr habt das Licht. Fesseln sind in dem Kerker; aber ihr seyd frei vor Gott. Möge sich dort betrüben, wer nach dem Genusse der Welt seufzt. Der Christ hat auch außerhalb des Kerkers der Welt entsagt; und in dem Kerker auch dem Kerker selbst. Gleichviel wo in der Welt ihr seyn möget, ihr seyd außer der Welt. Laßt uns doch vergleichen das Leben in der Welt und das Leben des Kerkers, ob nicht der Geist mehr gewinnt in dem Kerker, als das Fleisch verliert! Sogar verliert im Gefängnisse auch das Fleisch nicht immer; was ihm gebührt, durch die Sorgfalt der Kirche, und die Liebe der Brüder, und noch dazu erlangt der Geist, was immer für den Glauben nützlich ist. Du siehst keine fremden Götter, du triffst nicht auf ihre Bildnisse, du bist nicht durch den Verkehr des Lebens selbst genöthigt, an den Festen der Heiden Theil zu nehmen. Du wirst nicht von dem schmutzigen Dampf der Opfer berührt, du wirst nicht von dem Geschrei deren getroffen, die an den grausamen und unanständigen Schauspielen sich belustigen, deine Augen stoßen nicht auf die Orte, die der Wollust geweiht sind. — Zum Streite im Dienste des lebendigen Gottes wurden wir schon durch unsern christlichen Soldateneid (das Taufgelübde) berufen. Kein Soldat zieht mit Gemächlichkeit in den Krieg. Nicht aus der Stube, sondern aus dem aufgeschlagenen Lager, wo er Mühseligkeiten und Abhärtungen findet, geht er in die Schlacht."

§. 104.

Am fruchtbarsten für die Missionsgeschichte ist wohl seine Vertheidigungsschrift, welche Tertullian unter derselben Verfolgung an die afrikanischen Statthalter rich-

tete, welche mit grausamer Mordlust gegen die Christen wütheten. (Apologeticus adversus Gentes.)

Gleich im Eingang dieser Schrift bemerkt Tertullian: „Möge es der Wahrheit erlaubt seyn, wenigstens auf dem verborgenen Wege durch die schweigende Schrift zu euren Ohren zu gelangen. Sie will keine Entschuldigungen für sich vorbringen, denn sie wundert sich auch nicht über ihr Loos. Sie weiß, daß sie als Fremdling auf Erden lebt, daß sie unter den Fremden leicht Feinde findet, daß sie übrigens ihr Geschlecht, ihre Wohnung, ihre Hoffnung, ihre Seligkeit, ihre Herrlichkeit im Himmel hat. Sie will für jetzt nur dieß, daß sie nicht ungekannt verdammt werde. Sie verlangt nur, daß man sich die Mühe gebe, zu untersuchen, was Christenthum sey." Das Zeugniß der Unkenntniß der Sache ist es — sagt Tertullian, welches die Ungerechtigkeit als solche verdammt, wenn es zu deren Entschuldigung dienen will, da Alle, welche frühe das Christenthum haßten, aufhören es zu haßen, sobald sie aufhören unbekannt mit demselben zu seyn. Aus Solchen werden Christen, wie die Erfahrung zeigt, sie fangen an zu hassen, was sie früher liebten, um sich zu dem zu bekennen, was sie früher haßten, und ihre Zahl ist so groß, wie man die Zahl von uns Christen angibt. Man schreit, die Stadt sey mit Christen besetzt, Land, Schlösser, Inseln, seyen voll Christen, man klagt darüber als einen Schaden, daß Menschen jedes Geschlechtes, jedes Alters, jedes Standes, ja sogar schon von allen Würden, zu dieser Religion übertreten, und doch lassen sie sich dadurch nicht zur Ahnung eines verborgenen Gutes erwecken."

Damals schon äußerte sich die blinde Befangenheit über das Wesen des Christencharakters auf dieselbe Weise, wie sie sich heute noch hierüber auszusprechen pflegt. „Viele, so sagt Tertullian in dieser Schrift, geben sich so sehr mit verschlossenen Augen dem Haße gegen den christlichen Namen hin, daß sie, wenn sie

Jemand auch ein gutes Zeugniß geben müssen, doch zugleich seinen guten Namen schmähen. Sejus ist ein guter Mann, schade nur, daß er ein Christ ist. Es wundert mich, daß ein so verständiger Mann, wie Lucius, so plötzlich ein Christ geworden ist. Keiner erwägt, ob nicht beide durch das Christenthum geworden sind, was sie sind; oder ob sie nicht eben dadurch, daß sie bessere Leute waren, veranlaßt wurden, Christen zu werden. Andere gebrauchen zum Tadel derjenigen, welche sie vor dem Uebertritt zum Christenthum als leichtsinnige und unredliche Menschen kannten, gerade dasjenige, was zu ihrem Lobe dient. Ihre Besserung wird dem Christennamen zur Last gelegt. Die keusch gewordene Frau verstößt der Mann aus seinem Hause. Der immer geduldige Vater enterbt den durch das Christenthum gehorsam gewordenen Sohn. Wie jemand durch das Christenthum gebessert wird, nimmt man Anstoß an ihm." — So ist sich die Welt in ihrem Urtheil über das Werk Christi in den Herzen der Menschen zu jeder Zeit gleich geblieben.

Wie tief die wahre Gotteserkenntniß in jenen Tagen bis in die niedrigsten Volksklassen eindrang, zeigt eine lehrreiche Stelle dieser Schrift: „Jeder christliche Handwerker, sagt Tertullian, hat Gott gefunden, und zeigt ihn dir, und zeigt dir zugleich auch in der That, was du bei Gott suchst; obgleich der Philosoph Plato sagt, daß der Schöpfer des Weltalls nicht leicht gefunden werden könne, und daß es, wenn man ihn gefunden habe, unmöglich sey, ihn Allen bekannt zu machen."

Tertullian schließt dieses kraftvolle Zeugniß mit den würdigen Schlußworten: „Aber fahrt nur fort, ihr guten Statthalter, die ihr dem Volke um so lieber seyd, je mehr ihr ihm Christen opfert. Martert und mordet uns; euer Unrecht beweist nur unsere Unschuld. Alle eure ausgesuchte Grausamkeit richtet doch nichts aus. Viele unter euch ermahnen zur Ertragung des Schmerzens und des Todes, und ihre Worte finden doch nicht

so viele Schüler als die Werke der Christen. Jene Hartnäckigkeit selbst, die ihr uns zum Vorwurf macht, sie wirkt als Lehrerin. Denn wer wird durch die Betrachtung derselben nicht angetrieben, nachzuforschen, was an der Sache sey. Wer tritt nicht selbst herzu, wenn er nachgeforscht hat? Wer sehnt sich nicht, wenn er herzugetreten, für die Sache zu leiden? Wie das, was Menschen thun, mit dem was Gott thut, im Widerstreit ist, so werden wir, wenn wir von euch verurtheilt werden, von Gott freigesprochen."

§. 105.

Diese Verfolgung unter der Regierung des Severus hatte sich, wie aus einer Stelle des Eusebius erhellt, (Kirchengesch. 6. B. 1. K.) bis nach Ober-Aegypten verbreitet, und beweist, daß in der letzten Hälfte des 2ten Jahrhunderts auch dort schon das Christenthum weithin seine Wurzeln geschlagen hatte. Aus ganz Aegypten, sagt er daselbst, und auch aus Thebais (Ober-Aegypten) wurden tapfere Streiter Christi nach Alexandria, diesem großen Kampfplatz Gottes gebracht, wo sie mit unbesiegbarem Muth Qualen aller Art, und den Märtyrertod erduldeten, und eine unsterbliche Krone von Gott empfingen. Unter ihnen befand sich auch Leonides, der Vater des Origenes, der enthauptet wurde und diesen Jüngling der Kirche Christi hinterließ. Dieses rasche Wachsthum des Christenthums in den volkreichen Provinzen Nordafrikas machte frühzeitig die Errichtung einer christlichen Bildungsanstalt nothwendig, die gerade in Aegypten um so mehr an ihrer rechten Stelle war, da der rege Forschungsgeist der höhern Stände auf der einen, und ein gewisser Grad allgemein verbreiteter Volksbildung auf der andern Seite, das dringende Bedürfniß zu Tage legen mußte, für dieses große Erndtefeld taugliche Arbeiter zu gewinnen, welche die erforderlichen Eigenschaften besaßen, die fragenden Gemüther, denen die bisherige Götterlehre und die Weisheit der

Zeit nicht genügen mochte, auf den rechten Weg der Wahrheit hinzuweisen. So entstand im Laufe des dritten Jahrhunderts die bekannte Catechetenschule zu Alexandria, welche mit Recht die erste Pflanzschule evangelischer Missionarien genannt zu werden verdient; und die eine geraume Zeit hindurch einen entschiedenen Einfluß auf den Entwicklungsgang des Christenthums ausgeübt hat. Alexandria war unstreitig der passendste Ort für die Errichtung einer solchen Erziehungsanstalt für Diener der Kirche Christi. Längst schon war diese Stadt der Wohnsitz der Gelehrsamkeit, und der Sammelplätz der ausgezeichnetsten Forscher des Orientes gewesen, und von hier aus waren früher schon die vorbereitenden Strahlen einer bessern Erkenntniß weithin über die Heiden- und Judenwelt verbreitet worden. Selbst eine Pflanzschule heiliger Wissenschaft hatte nach dem Zeugnisse des Eusebius (K. G. B. 6. K. 10.) seit langer Zeit dort bestanden, die ohne Zweifel durch Anregung alttestamentlicher Schriftforschung für die erste Pflanzung des Christenthums in den Hauptstädten Afrikas nützliche Dienste leistete. Aber das Bedürfniß für die wachsenden Christengemeinden wohl unterrichtete Lehrer zu gewinnen, und die Erkenntniß des Herrn immer weiter in die Heidenwelt hinauszutragen, war jetzt größer und allgemeiner geworden, und legte den Grund zu dem raschen Aufblühen der alexandrinischen Catechetenschule, aus welcher, innerhalb kurzer Zeit, eine beträchtliche Anzahl ausgezeichneter Knechte Christi hervorging.

§. 106.

Die Gründer dieser Schule scheinen bei derselben die Absicht gehabt zu haben, die vielseitigen Bestrebungen des denkenden und wahrheitsuchenden Zeitgeistes mit den Wahrheiten des Christenthums auszugleichen, und den tiefern, von einem blinden Götzenglauben losgefesselten Gemüthern auf wissenschaftlichem Wege eine Brücke zu bauen, auf welcher sie desto leichter zum Glauben

an das verachtete Evangelium gelangen konnten. Es war darum zu thun, den Glauben, den das Christenthum fordert, mit dem Wissen zu vereinigen, und eine christliche Philosophie auszubilden, in welcher zwar der Glaube an die biblischen Offenbarungen Gottes als einzige Erkenntnißquelle der Wahrheit zu Grunde gelegt, aber die im Glauben anerkannte und aufgenommene Wahrheit in ein Ganzes einer christlich-wissenschaftlichen Erkenntniß (Gnosis) verarbeitet werden sollte.

Eben darum nennt Eusebius diese alexandrinische Catechetenschule, eine Pflanzschule der heiligen Wissenschaft (K. G. B. 6. K. 26.), in welcher talentvolle und christliche Jünglinge auf eine, den Bedürfnissen ihres Zeitalters angemessene Weise, zum christlichen Lehramte vorbereitet werden sollten.

Eine solche Bildungsanstalt lag wirklich in den Forderungen, welche das Bedürfniß der Zeit an die Kirche Christi machte. So lange die Verbreitung des christlichen Glaubens zunächst noch auf die niedern Volksklassen beschränkt war, so wurde von Seiten der ehrwürdigen Boten Christi, welche ihr Leben diesem Geschäfte widmeten, eben keine wissenschaftliche Ausbildung erfordert, die ihnen im Umgang mit dem unwissenden Volke in manchen Stücken eher hinderlich als förderlich gewesen wäre. Eine klare und lebendige Erkenntniß der göttlichen Wahrheit, eine innige Liebe zu Christus und zu ihren Brüdern in dieser Welt, jene Salbung des heiligen Geistes, die sich durch Wort und Leben als ein freies Geschenk der Gnade Gottes kund that, und die freudige Bereitwilligkeit, in der Nachfolge Christi sich selbst zu verläugnen, das Kreuz auf sich zu nehmen, und Ihm nachzufolgen: dieß waren die hauptsächlichsten Erfordernisse eines Boten Christi in den ersten 150 Jahren der Verbreitung des Evangeliums.

Aber nach und nach drang diese Erkenntniß Christi zu den gebildeten und höhern Volksklassen durch; es waren selbst angesehene und scharfsinnige Philosophen,

welche ihre forschende Aufmerksamkeit diesem neuen, mit der stillen Sehnsucht ihres Herzens so nahe verwandten Glauben zuwendeten. Das Werk Christi bekam es je länger je mehr mit den nach Weisheit fragenden Griechen zu thun, welche dasselbe bisher als einen blinden, vernunftscheuen Glauben verachtet hatten, und in dieser Verachtung von manchem, ihre Fragen schroff abstoßenden, Christen bestärkt worden waren. Es waren jene in Alexandria zahlreich angesiedelte Schulen der sogenannten gnostischen Philosophen, welche durch schimmernden Weisheitsdünkel, und durch Verheißung höherer und geheimer Religionserkenntniß die tiefern Gemüther an sich zu locken versuchten. Selbst viele christliche Lehrer bedurften einer gründlichen Belehrung über das angemessene und wahre Verhältniß, in welcher die menschliche Wissenschaft zum Glauben an Christus sich befindet; indem Manchen derselben, besonders den Eiferern unter ihnen, durch den absprechenden Hochmuth der Gnostiker jedes Streben nach wissenschaftlicher Ausbildung verdächtig geworden war, und sie stets, und wohl nicht ganz mit Unrecht, die Vermischung fremdartiger philosophischer Elemente mit dem Christenthum fürchteten (S. Neanders Kirchengesch. B. 1. 3te Abthlg. S. 904.). Diesem geistigen Bedürfnisse der Zeit sollte die alexandrinische Catechetenschule hülfreich entgegenkommen, und einer Anzahl frommer Zöglinge (denn nach Eusebius war sie eine Schule der Glaubigen) eine christlich theologische Bildung mittheilen, die sie in Stand setzen sollte, auch den philosophisch gebildeten Volksklassen die Lehre des Evangeliums auf eine klare und annehmliche Weise darzustellen.

§. 107.

Einer der ersten und ausgezeichnetsten Lehrer dieser Catechetenschule war **Pantänus**, ein Mann, welcher früher emsig die stoische Philosophie studirt hatte, und auf dem Wege seiner stillen Forschungen am Ende den

fand, von welchem Moses im Gesetz und die Propheten geschrieben haben, Jesum den Sohn Gottes, dessen Erkenntniß seine Seele mit einem heiligen Eifer erfüllte. Gleich vielen andern seiner christlichen Brüder, welche sich um die Ausbreitung des Christenthums in der Heidenwelt verdient machten, soll ihn sein Bekehrungseifer bis nach Indien getrieben, und er dort bei einigen Christen das Evangelium Matthäi gefunden haben, das der Apostel Bartholomäus, der den Indiern das Wort des Heils zuerst verkündigte, in hebräischer Sprache zurückgelassen haben soll. Nach seiner Rückkehr von seinen fernen Missionswanderungen war er geübter Lehrer der Catechetenschule zu Alexandria, und der Herr ließ es ihm gelingen, in kurzer Zeit diese Missionsschule zu einer der wichtigsten Verbreitungsanstalten evangelischer Erkenntniß zu erheben. Ihm folgte Clemens von Alexandrien als Lehrer der Catechetenschule nach, der mit ausgezeichneter Tüchtigkeit und frommem Eifer an der Bildung seiner theologischen Zöglinge arbeitete, bis ihn im Jahr 202 die Verfolgung nöthigte, nach Palästina zu fliehen, wo er in Aelia Capitolina die Christengemeinde erweiterte und befestigte. Einer seiner würdigsten und geistreichsten Schüler war Origenes, welcher dieser Schule seine Bildung verdankte.

Origenes war im Jahr 185 in einer Stadt Agyptens von christlichen Aeltern geboren. Sein Vater Leonides, ein gelehrter und frommer Mann, unterrichtete ihn zuerst selbst in der Religion und den ersten Anfangsgründen der Wissenschaften. Er fand bei seinem Sohne die trefflichsten Anlagen, und eine so ungemeine Lebhaftigkeit des Geistes, daß der Jüngling sich nicht begnügte, die Stellen der heiligen Schrift auswendig zu lernen, sondern auf seine eigene Weise sich den tiefern Sinn derselben zu deuten versuchte. Sein Vater verwieß ihm zwar diese unzeitige Begierde, wünschte sich aber ins Geheim Glück zu einem solchen Sohne. Nach diesem ersten Unterricht wurde der fromme Jüngling in die

theologische Pflanzschule nach Alexandria, unter die Leitung des ausgezeichneten Lehrers derselben, Clemens, versetzt. Indeß brach die Christenverfolgung unter dem Kaiser Severus im Jahr 202 aus, welche ihm seinen trefflichen Vater entriß. Noch nicht 17 Jahre alt brannte der Jüngling vor Begierde, mit seinem Vater für die Religion zu sterben; und er würde auch wirklich zu ihm geeilt seyn, wenn ihn nicht die Mutter mit Gewalt zurückgehalten hätte. Schriftlich ermahnte er seinen Vater jetzt zu unerschrockener Standhaftigkeit und schrieb ihm ins Gefängniß: „Hüte dich, daß du unsertwegen deine Gesinnung nicht änderst."

Nach des Vaters Tode befand sich nun Origenes mit seiner Mutter und sechs unerzogenen Brüdern in den dürftigsten Umständen, weil die Regierung das Vermögen des Vaters eingezogen hatte. Er fing daher an, durch Unterricht seine sparsamen Lebensbedürfnisse zu erwerben. Bald nahm er als Lehrer der Sprachwissenschaft an der Catechetenschule daselbst, eine Reihe von Jahren hindurch, den thätigsten Antheil; und daneben ersuchten ihn viele heidnischen Einwohner der Stadt, sie im Christenthum zu unterrichten; während er zugleich unter den augenscheinlichsten Lebensgefahren seine gefangenen Brüder im Kerker besuchte, und einen um den andern an den Ort ihrer Hinrichtung begleitete. Wenn er sie nun im letzten Todesaugenblick ohne Scheu umarmte, war er nicht selten in Gefahr von den Heiden todt gesteinigt zu werden. Dieß hielt ihn nicht ab, mit unerschrockenem Muth den Gekreuzigten in Alexandria zu verkündigen, und der Herr ließ es ihm gelingen, eine große Anzahl Heiden, unter denen manche gelehrte Männer waren, für den Glauben an Christum zu gewinnen. Bei Tag lehrte er, und den größten Theil der Nacht verwandte er gewöhnlich auf die Erforschung der heiligen Schrift. Viele wollten ihr Vermögen mit ihm theilen, dennoch zog er eine freiwillige Armuth vor, und führte das strengste Leben, um seinen Leib zu

beräuben, und seine ganze Kraft dem Dienste Christi zu widmen.

Der Ruf dieses ausgezeichneten Dieners Christi, verbreitete sich weit in der römischen Welt, und gab Veranlassung zu den vielen Reisen, die er als Verkündiger des Evangeliums machte. Er brachte einige Zeit in Arabien zu, wohin ihn ein römischer Statthalter gerufen hatte, und war das gesegnete Werkzeug, die Erkenntniß des Heils unter den Bewohnern dieses Landes zu fördern. Selbst die Mutter des Kaisers Alexander Severus, Mammäa, berief ihn im Jahr 218 nach Rom, und Origenes benützte diese Gelegenheit, den Glauben an Christum ihrem Herzen nahe zu bringen. Eine Reise nach Palästina und ein zweiter Besuch in Arabien, den er auf die Bitte der Bischöfe in diesem Lande machte, bereiteten ihm neue Gelegenheiten, seinen frommen Eifer für die Ausbreitung der Erkenntniß Christi an den Tag zu legen. Endlich rückte auch für ihn das Ziel seiner segensreichen Wallfahrt herbei. In der Verfolgung des Kaisers Decius, die seit dem Jahr 250 über die Christen erging, ward auch er ins Gefängniß geworfen, und geraume Zeit auf die grausamste Weise gemartert. Standhaft erduldete er diese Leiden um Christi willen, und sah mit Freudigkeit dem Märtyrertode entgegen. Aber der Tod des Kaisers befreite ihn aus dem Gefängnisse, und er eilte nun zu seinen christlichen Brüdern nach Palästina zurück, wo er zu Tyrus im Jahr 254 seine Laufbahn beschloß.

Origenes gehört unstreitig zu den ausgezeichnetsten Knechten Christi in der Geschichte der frühern Jahrhunderte. Die Catechetenschule zu Alexandria, so wie überhaupt die wissenschaftliche Auffassung des christlichen Lehrbegriffes, und die Erklärung der heiligen Schriften hatten seinen frommen Bemühungen eine vielfache Förderung zu verdanken; und obgleich nicht geläugnet werden kann, daß er nicht selten durch Einmischung menschlicher Meinung in die einfältige Lauterkeit des evange-

lischen Glaubens, so wie durch manche willkührliche Deutungen der heiligen Schrift, den Grund zu den vielfachen Verirrungen legen half, welche später die Kirche Christi verwirrten, so wird dennoch, so oft sein Name in der Geschichte genannt wird, auch das gesagt werden müssen, was er im Dienste Christi, mit seltener Aufopferung und mit einem Herzen voll heiliger Liebe zum Herrn und seiner Sache, im Leben gethan hat.

§. 108.

So wichtig nämlich die Vortheile waren, welche für die Begründung und das Wachsthum der Kirche Christi aus der alexandrinischen Schule hervorgingen, eben so wenig läßt sich auf der andern Seite läugnen, daß sie die fruchtbare Mutter vielfacher Ausartungen wurde, die ein neues Zeugniß dafür in sich enthält, daß in den Händen der Menschen nichts sobald und so leicht befleckt wird, als die Lauterkeit der himmlischen Wahrheit. Einer der bedeutendsten Nachtheile, der sich aus der wissenschaftlichen Bildungsweise dieser Schule unvermerkt entwickelte, bestand darinn, daß das Christenthum durch zwar gut gemeinte, aber nicht immer bescheiden und weise angewendete, Bestrebungen der Lehrer derselben nach und nach seine eigenthümliche Gestalt einzubüßen in Gefahr war, und nicht selten einseitig in einen christlichen Paganismus hinüber gezogen wurde, durch welchen seine ursprüngliche Lauterkeit, Einfalt und himmlische Art in fremdartigen Zusätzen verdunkelt ward. Frühe schon glaubten nämlich die berühmten Lehrer dieser Schule, welche vor ihrem Uebertritt zum Christenthum meist gelehrte Philosophen gewesen waren, der Sache des Christenthums einen bedeutenden Vortheil dadurch zu gewinnen, wenn sie den Versuch machten, die heidnischen Philosophien des Alterthumes mit den Lehren des Evangeliums in Uebereinstimmung zu bringen, und auf diese Weise, zwischen beiden einander widerstrebenden Elementen, eine versöhnende Ausgleichung zu bewirken,

bei welcher die heidnische Philosophie etwas von ihrer Albernheit, und die Lehre Jesu etwas von ihrer schneidenden Eigenthümlichkeit abgeben mußte. Aus dieser seltsamen Mischung von wechselseitiger Anbequemung ging nach und nach eine sogenannte christliche Erkenntnißlehre hervor, die weder Heidenthum noch Christenthum war; und während aus guter Meinung es darauf abgesehen war, den großen Geistern der Zeit auf diesem Wege eine Lockspeise hinzugeben, wurde auf der andern Seite eine weite Pforte zu den vielfachen geistigen Verirrungen geöffnet, welche wir in der spätern Zeit über die Kirche Christi verbreitet finden.

§. 109.

Diese nur allzufreundliche Begierde, das philosophische Heidenthum für die Sache des Christenthums zu gewinnen, führte noch auf einen andern Abweg, welcher der einfältigen Lauterkeit des Christenglaubens vielfachen Schaden bereitete. Um nämlich der herrschenden Philosophie des damaligen Heidenthums um einige Schritte näher zu treten, und diese mit der Einfalt in Christo zu befreunden, mußte ein Mittel aufgefunden werden, welches vollkommen geeignet schien, auf beliebige Weise die schroffen Gegensätze zu mildern, die trennend zwischen dem Christenthum und Heidenthum mitten inne lagen. Dieses gefällige Versöhnungsmittel bestand in der allegorischen Erklärungsweise der heiligen Schrift, welche in ihrer Anwendung auf die neutestamentliche Lehre zuerst in der alexandrinischen Schule ausgeboren wurde *). Da nämlich die Lehrer dieser Schule bald wahrnahmen, daß sie mit dem einfachen und schlichten Wortsinne des Bibelbuches, so wie die geschichtlich-sprachliche Den-

*) Sie heißt allegorisch, weil sie neben dem einfachen Wortsinne einer jeden Stelle auch noch eine sinnbildliche Bedeutung derselben annimmt, und letztere den tiefern Schriftsinn zu nennen pflegt.

tung denselben gab, mit den Systemen der heidnischen Philosophie nicht zurechtkommen konnten, so machten sie den Versuch, neben dem einfachen Wortsinne der Bibel noch einen zweiten und wohl auch dritten Sinn, nach Belieben, aufzusuchen, so wie sie es in jedem einzelnen Falle für nützlich fanden, und in diesen untergelegten tiefern Schriftsinn die Begriffe hineinzudeuten, welche die gesuchte Vereinigung zwischen den Lehrsätzen ihrer eigenthümlichen Philosophie und dem Christenthum vermitteln sollten.

Es ist nicht zu läugnen, daß auf diesem Wege viele denkende Köpfe der gebildeten Welt für das Christenthum gewonnen wurden, und daß letzteres unter den höhern Ständen der afrikanischen Provinzen sowohl als unter dem Volk sich unaufhaltsam ausbreitete. Eine Christengemeinde um die andere, und ein bischöflicher Sprengel um den andern wurde im Laufe des dritten Jahrhunders gestiftet; und von den Ufern des Nils und des rothen Meeres bis an die Ufer des atlantischen Oceans und bis in die Gebirge von Abessinien hinein, drang der Schall des Evangeliums; und Hunderte von Christentempeln wurden auf den Trümmern des alten Aberglaubens siegreich aufgerichtet. Mit dem Anfang des vierten Jahrhunderts hatte sich in den afrikanischen Provinzen das Christenthum bereits so allgemein ausgebreitet, daß in der Diocletianischen Verfolgung (Jahr Chr. 303), welche Aegypten am härtesten traf, nach dem Zeugniß des Eusebius, in dieser Provinz allein nicht weniger als 140,000 Christen unter dem Schlachtbeil ihr Leben eingebüßt haben, und andere 700,000 derselben in den Gefängnissen, unter der Sklavenarbeit, zu der sie verurtheilt wurden, oder in der Verbannung umgekommen seyn sollen. Und dennoch sind bald darauf unter Constantins Regierung die afrikanischen Provinzen mit blühenden Christengemeinden angefüllt, und die schönste Zeit ihres Flores brachten die Tage des vierten Jahrhunderts mit sich, in denen ein Augustin zu Hippo

und ein Chrysostomus zu Carthago der afrikanischen Kirche vorleuchteten, bis sie später eine Beute der wilden Vandalen und nicht lange hernach das Schlachtopfer der Sarazenen wurde.

§. 110.

Es konnte nicht fehlen, daß nicht bei diesem raschen Entwicklungsgange der Gemeinde Jesu in dem nördlichen Afrika, und den vielfachen fremdartigen Elementen, welche seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts auf denselben einwirkten, in kurzer Zeit im Schooße derselben ein wuchernder Unkrautssaame ausgestreut werden mußte, der mächtiglich emporsproßte, und seine bittern Früchte trug. Wir haben schon oben (S. 66) die furchtbaren Verwüstungen kürzlich angedeutet, die unter der schweren Verfolgung des Kaisers Decius (250) besonders in den Gemeinden des nördlichen Afrikas durch den leichtsinnigen Abfall Tausender von Namenchristen angerichtet wurden, und die wehmüthigen Klagen vernommen, in welchen einer ihrer ausgezeichnetsten Lehrer, Cyprian, seine trauernde Seele gegen die Glaubigen ergoß. Einige Züge aus dem Leben dieses ehrwürdigen Knechtes Christi, dem in jenen ersten Läuterungstagen das Hirtenamt über die afrikanische Kirche anvertraut war, sind gleichfalls bereits oben (S. 72 f.) herausgehoben worden. Der Herr hatte diesen eifrigen Diener seiner Gnade als Werkzeug erkohren, durch den hohen und heiligen Ernst, mit welchem er ermahnend und strafend dem allgemeinen Verderbnisse sich entgegenstellte, die Kirche Christi in Afrika vor dem gänzlichen Untergang zu bewahren, in welchen sie schon damals die unselige Vermischung mit dem leichtsinnigen Weltgeiste hinabzustürzen drohte. Wohl mag von diesem ausgezeichneten Diener des Herrn, der mit unerschütterlichem Heldenmuthe und bisweilen auch mit ungezügelter Heftigkeit dem Strome des Verderbens hemmend entgegentrat, mit Recht gesagt werden, daß der Eifer um das Haus

Gottes seine Lebenskraft verzehrte. In einen ununterbrochenen Kampf von allen Seiten verwickelt, der bald den äußern Widersachern der Gemeinde Christi, bald ihren innern Feinden, bald der Bewahrung der zerrissenen Gemeinden und der Wiederaufrichtung ihrer gefallenen Glieder galt, endete dieser edle Knecht Christi im Jahr 258 seine segensreiche Laufbahn mit einem Tode, der seines Lebens im Glauben an den Sohn Gottes würdig war.

Von seinen christlichen Brüdern zu Rom war ihm bei Zeiten der Wink ertheilt worden, daß der Kaiser Valerian seine Hinrichtung befohlen habe. Wirklich wurde er auch von dem Prokonsul Afrikas, Aspasius Paternus, gefänglich eingezogen und verhört. „Ich bin ein Christ und ein Bischof, war die erste freimüthige Antwort, welche Cyprian dem Prokonsul gab. Ich kenne keine anderen Götter, als den einigen wahren Gott, der den Himmel und die Erde gemacht hat. Diesem Gott dienen wir Christen; um seine Gnade flehen wir Tag und Nacht für uns, für alle unsere Mitmenschen und für die Wohlfahrt der Kaiser." Auf die Frage: ob er bei seinem Entschluß beharre, antwortete er unerschrocken: „Ein Wille, der sich einmal Gott geheiligt hat, kann nicht verändert werden." Nun ward der ehrwürdige Bekenner nach Curubis in die Verbannung geschickt, wo er den kurzen Rest seiner Lebenstage dazu verwendete, für die Bewahrung der ihm anvertrauten Heerden zu beten und zu arbeiten, und einige gehaltreiche Schriften auszufertigen, die er als Denkmal seines ernsten Christensinnes und seines treuen Eifers für das Wohl der Kirche Christi den Glaubigen zurückließ.

Es dauerte nicht lange, so wurde er nach Carthago zurückgebracht, um seinem eigenen Wunsche gemäß in der Mitte seiner Heerde den Blutzeugentod zu sterben. In einer großen Volksversammlung ward das Todesurtheil gefällt, daß er enthauptet werden soll. „Gelobt sey Gott dafür," rief der edle Streiter Christi aus, als

er dieses Urtheil vernahm. „Wir Alle wollen mit ihm sterben,“ dieß war der allgemeine Ruf, der von allen Seiten aus dem Munde der Christen erschallte. Nun kniete er nieder, betete noch einmal mit heiliger Inbrunst zu Gott, und bot freudig sein Haupt dem Beile dar, nachdem er sich selbst die Augen zugebunden hatte. Mit seinem Tode begann eine neue schöne Zeit für Afrika, und dieser Acker Gottes ward herrlicher noch als zuvor mit seinem Blute befruchtet.

§. 111.

Zu diesem blühenden Wachsthum der Kirche Christi in Afrika, im Laufe des zweiten und dritten Jahrhunderts, wirkte der Umstand vorzugsweise mit, daß wohl damals in keinem Lande das Wort Gottes alten und neuen Testamentes so reichlich ausgebreitet, und das Verständniß desselben den höhern und niedern Volksklassen so allgemein erleichtert war, als wir dieß in diesem Zeitraume daselbst finden. In den frühern Jahrhunderten hatte, seit Alexander dem Großen, die griechische Sprache die Herrschaft in Aegypten errungen, und ein ägyptischer König, Ptolomäus Philadelphus hatte etwa 285 Jahre vor Christus die alttestamentlichen Schriften in diese Sprache zuerst übersetzen lassen, und von Alexandrien aus verbreitet. Als nach Carthagos Fall (146 J. vor Chr.) die Römer sich der afrikanischen Provinzen bemächtigten, und ihrer Herrschaft einverleibten, drängte sich die lateinische Sprache neben der griechischen ein, und beide wurden das Eigenthum der gebildeten Stände Afrikas. Aber eben damit war den vielfachen lateinischen Uebersetzungen der neutestamentlichen Schriften der offene Weg zu Tausenden der Einwohner bereitet. Auch die ursprüngliche Landessprache, die Koptische, welche viele Einwohner, besonders unter den niedern Volksklassen, beibehielten, ward frühe schon als Mittel benutzt, die Erkenntniß des Evangeliums den Völkern Afrikas nahe zu

bringen. Die koptische Sprache theilte sich in die Sahidische, die in Oberägypten, und in die Memphitische oder eigentlich Koptische, die in Niederägypten gesprochen wurde. Wohl schon am Ende des zweiten Jahrhunderts wurde eine Uebersetzung neutestamentlicher Schriften in den sahidischen Dialekt veranstaltet, dem im dritten Jahrhundert die koptische oder memphitische Uebersetzung folgte. Auf diese Weise war frühe schon dafür gesorgt, daß das Wort des Herrn Jeglichem in seiner Muttersprache in Afrika gegeben werden konnte, und dieß trug mächtiglich zu dem allgemeinen Siege bei, womit das Christenthum daselbst gekrönt wurde.

§. 112.

Die Gemeinde Jesu in Afrika, wie rasch auch ihre Entwicklung und wie schnell vorüberziehend der Lauf ihrer Geschichte war, hat dennoch einen merkwürdigen Einfluß auf den Gang des Reiches Christi auf Erden ausgeübt. Begünstigt durch ihre geographische Lage, welche diese Provinzen zum natürlichen Mittelpunkte dreier Welttheile machte, und ihnen den leichten Zutritt zu allen Ländern der Erde öffnete; unterstützt durch die zahlreichen Erkenntnisse und Bildungsmittel, die vorzugsweise den afrikanischen Christen zu Gebote standen; emporgehoben durch die ausgezeichnetsten Knechte Christi, die in ihrer Mitte arbeiteten, so wie durch den umfassenden Einfluß, den hier das Werk Christi unter den gebildeten Ständen fand, trug sie die hohe Bestimmung in sich, eine Pflanzschule des Christenthums für alle Völker der Erde zu werden. Aber wie hoch wir es auch heute noch zu schätzen haben, daß wir der afrikanischen Christengemeinde der damaligen Zeit eine Anzahl der gehaltreichsten Schriften zu verdanken haben, welche sie als Denkmale ihrer christlichen Bestrebungen der Nachwelt hinterließ, so sind es doch meist nur wehmütige Erinnerungen, welche uns auf dem Gebiete ihrer flüchtigen Geschichte begegnen, und den vielfach schäd-

lichen Einfluß bezeichnen, den sie auf den großen Entwicklungsgang der Kirche Christi übte.

In ihrem Schoose tritt schon in der Mitte des dritten Jahrhunderts die fleischliche Ausartung, so wie der rasche Rückfall ins heidnische Wesen hervor, den, wie wir oben gesehen haben, in der schweren Trübsalsstunde einer ihrer würdigsten Bischöfe, Cyprian, tief beklagte, und der als ansteckendes Beispiel auf die orientalischen und occidentalischen Christengemeinden nachtheilig zurückwirkte. Der überhandnehmende Leichtsinn der Einzelnen, der eine leichte Oberflächlichkeit im ganzen Charakter der afrikanischen Gemeinde begünstigte, machte von Seiten ihrer Bischöfe einen strengern Ernst und eine durchgreifendere Kirchenzucht erforderlich, wie dieß in Cyprians Geschichte besonders hervortritt; und dieß legte den Grund zu dem allmähligen Verluste der evangelischen Freiheit der Gemeinde des Herrn, so wie zu den herrschsüchtigen Anmaßungen der Bischöfe und dem ganzen Gebäude einer weltlichen Hierarchie, welche wir in der spätern Zeit auf dem Boden der Kirche aufgerichtet finden.

Der vielfache Anstoß, den die ernstern Gemüther in dem tadelhaften Wandel so mancher ihrer christlichen Brüder fanden, so wie die tiefen Verwundungen, welche die Verfolgungen der Widersacher in der Gemeinde zurückließen, die, statt den Ernst Aller aufzuwecken, und das Ganze mit dem Band eines heiligen Friedens zu umschlingen, nur neue Zerwürfnisse in ihrem Schooße hervorbrachten, veranlaßten Tausende derselben, in gänzlicher Abgeschiedenheit von der Welt, ihre übrigen Tage in den Wildnissen Afrikas zuzubringen; so entstand das Einsiedler- und Mönchswesen, das in den spätern Jahrhunderten so mächtig auf den Gang der Kirche Christi einwirkte.

Wie angemessen und für die Wohlfahrt der Kirche Christi heilsam auch im Allgemeinen die Bestrebungen der afrikanischen Lehrer waren, die menschliche Wissen-

schaft und Kunst mit dem Werke Christi zu befreunden, und sie in ein segensreiches Förderungsmittel desselben zu verwandeln, so gingen doch frühe schon, aus dem Misbrauche des menschlichen Wissens und den Umtrieben einer fälschlich gerühmten Kunst, alle die unseligen Streitigkeiten hervor, welche zuerst auf dem afrikanischen Boden, in den Verirrungen der gnostischen Sekten und ihrer Gegner, der Donatisten, Novatianer und Anderer, besonders aber in den Irrthümern der Arianer und Pelagianer sich gleich dem Unkraut entwickelten, und nach und nach die ganze Kirche Christi in Verwirrung setzten. Wir werden in dem nächsten Zeitraume Veranlassung finden, noch einmal zu der afrikanischen Kirche zurückzukehren, um die traurigen Zeugen des Untergangs zu seyn, der ihr kurzes Daseyn dem Todesschlummer der folgenden Jahrhunderte überlieferte.

Achter Abschnitt.

Fortpflanzung des Werkes Christi in den asiatischen Grenzländern des römischen Reiches.

§. 113.

Der schnelle Ablauf von drei Jahrhunderten hatte den südwestlichen Ländern Asiens eine ganz neue Gestalt gegeben, wie sie die Völkergeschichte nie zuvor gesehen hatte. Die gebildetsten und volkreichsten Provinzen des römischen Reiches, deren Bewohner seit Jahrhunderten die Lehrer der Wissenschaft und Kunst für die übrigen Völker des Erdkreises gewesen waren, und die durch den regsamsten Lebensverkehr die orientalische und occidentalische Welt zu neuer Geistesthätigkeit erweckten, haben ihrem alten Götterglauben entsagt, und sich unter die neue Glaubensherrschaft des gekreuzigten

Christus gebeugt, den in anspruchloser Dürftigkeit die kleine Schaar seiner ungelehrten Boten der Welt zuerst verkündigt haben.

Wie allgemein verbreitet das Christenthum in diesen Ländern bis an die äußersten Gränzen der römischen Herrschaft in Asien, am Ende dieses Zeitraums, gewesen sey, beweißt schon der Umstand zu Genüge, daß auf der Kirchenversammlung zu Nicäa, einer ansehnlichen Stadt Bithyniens, im Jahr 325, nicht weniger als 318 christliche Bischöffe (Athanas. ep. ad Africanos. p. 718.) versammelt waren, von denen bei weitem die größre Mehrzahl aus Vorstehern asiatischer Kirchensprengel bestand, indem der weiten Entfernung halben nur sehr wenige Bischöfe des Abendlandes sich daselbst eingefunden hatten. Noch befand sich der Hauptsitz ihrer kirchlichen Verbindung in dem syrischen Antiochia, der alten Muttergemeinde der asiatischen Heidenchristen, deren Bischof als Metropolitan auf dieser allgemeinen Versammlung gewöhnlich den Vorsitz führte.

Wie viel blutige Stürme auch der Verfolgungsgeist der römischen Regierung über dieses Hauptlager des Christenglaubens, in den jüngst verflossenen Jahrhunderten, herbeigeführt hatte, indem in dieser Stadt nicht selten die Kaiser persönlich die Christenverfolgung mit der ganzen Macht ihres Ansehens leiteten, so hatte sie dennoch die hohe, vom Herrn ihr anvertraute Bestimmung in diesen Tagen der Trübsal nicht vergessen, das Panier des Kreuzes ihren asiatischen Brüdern voranzutragen, und der Ausbreitung des Glaubens, auch in den entferntern Gegenden dieses großen Welttheils, mit Freudigkeit zu dienen.

Was Rom für die europäische Welt zu werden begann, und Alexandrien und Carthago für die afrikanische seit zweihundert Jahren waren, das war Antiochia, von den apostolischen Zeiten her, für die asiatischen Länder gewesen, und die Gnade des Herrn hatte es also gefügt, daß auf den ersten Bischof dieser Heidengemeinde,

den Apostel Petrus, eine Reihe würdiger und ausgezeichneter Knechte Gottes im Werke des Amtes folgten, welche sich eifrig angelegen seyn ließen, dem heitern Reiche Christi in den Ländern Asiens immer neue Siege zu gewinnen.

§. 114.

In allen diesen Ländergebieten werden noch keine, besonders hiezu eingerichtete, Anstalten angetroffen, um die Erkenntniß des Heiles in Christo unter die Völker der Erde hinauszutragen. Die Wahrheit bahnte sich hiezu ihre eigenen verborgenen Wege; es war der innere Drang der Liebe zu Christo in den Herzen einzelner Christen, welcher sie zu den armen Heiden hinzog, denen die Sonne der Wahrheit in ihren Finsternissen noch nicht aufgegangen war. Oft auch war es das Gebot äußerlicher Umstände, und die Verfolgungswuth ihrer Widersacher, welche sie über die Grenze ihres Vaterlandes hinausführte, um im fernen Auslande eine Stätte der Verborgenheit zu finden, und für die Sache ihres göttlichen Meisters thätig zu seyn.

Auch zu Antiochia, wie in Alexandria, war eine Predigerbildungsschule im Laufe des dritten Jahrhunderts errichtet worden, zu welcher wahrscheinlich Origenes auf seiner Reise nach Syrien, und während seines langen Aufenthaltes zu Cäsarea einen kräftigen Antrieb gegeben hatte. Dort lebte sein frommer Freund Pamphylus, dem das Reich Christi nahe am Herzen lag, und der durch seine Schriften sowohl, als durch Bildung junger Christen zum Werke des Amtes, sich auszeichnete. Während nun viele dieser frommen Zöglinge dem bedürfnißreichen Dienste im Vaterlande sich widmeten, fanden Andere derselben ihren willkommenen Lebensberuf darin, als Evangelisten hin und her zu reisen, und der Erkenntniß Christi in der Nähe und Ferne neue Bahnen aufzusuchen. Wirklich bemerkt auch Eusebius, ein Schüler dieses Pamphylus, von dieser Zeit in seiner Kirchen-

geschichte: (lib. V. c. 10.): „Es lebten damals viele Evangelisten des göttlichen Wortes, die von einem göttlichen Wetteifer angetrieben, nach dem Beispiel der Apostel es sich emsig angelegen seyn ließen, zur Aufbauung des Glaubens und zum Wachsthum der göttlichen Erkenntniß aus allen Kräften thätig zu seyn."

Die schweren Verfolgungen, welche innerhalb dieses Zeitraumes die Kirche Christi in Kleinasien und Syrien erschütterten, trugen gleichfalls das ihrige dazu bei, dem verstossenen Christenglauben da und dort eine Wohnstätte im heidnischen Auslande aufzusuchen. In solchen Trübsalszeiten der Flucht scheinen freilich die kleinasiatischen Christen mehr nach den westlichen Ländern Europas, und in die obern Donaugegenden hin, als nach den östlichen Landesgrenzen den Weg genommen zu haben, indem die anhaltenden Kriege der Römer mit dem parthischen, und später mit dem neupersischen Reiche, und besonders die bittere Eifersucht, mit welcher sich gerade damals die persischen Ormuzdverehrer und die parthischen Götzendiener einander bekriegten, es jedem wehrlosen Fremdling schwerer, als in den Ländern der Celten und Germanen, machen mußten, für seinen Glauben Freunde unter denselben zu gewinnen. Aber dennoch half die Hand des Herrn seiner Kirche auch in jenen Gegenden mächtig durch, und segnete da und dort im Stillen die Gelegenheiten, durch welche oft auf ganz spurlosem Wege sein Wort in die fernen Länder des Ostens hinausgetragen wurde.

§. 115.

Nach den benachbarten arabischen Steppen herüber konnte das Christenthum leicht von Aegypten aus gelangen. Auf dem rothen Meere wurde ein lebhafter Handelsverkehr zwischen beiden Grenzländern getrieben; auch boten die, zahlreich in Arabien umher zerstreut wohnenden, Juden, die des Handels wegen das Land durchzogen, dem Christenthum natürliche Anschließungspunkte

dar, welche die ersten Verkündiger desselben benutzen konnten. Von einem mehrjährigen Aufenthalte des Apostels Paulus in Arabien, kurze Zeit nach seiner Bekehrung, erzählt er uns selbst in einem seiner Briefe (Gal. 1, 17. 18.). Was er unter den Einwohnern des Landes ausgerichtet habe, wird uns nicht gesagt; aber nirgends war der Aufenthalt dieses großen Apostels fruchtlos für die Sache des Evangeliums gewesen; und es läßt sich zum voraus erwarten, daß er während seiner apostolischen Laufbahn diesen Theil des großen Weinberges, der zur Bearbeitung vor seinem Geiste lag, nicht ganz werde aus den Augen gelassen haben. In jedem Falle mochte sein erster Missionsversuch daselbst seine frommen Schüler reitzen, in die Fußstapfen ihres großen Lehrers einzutreten, und die Spuren desselben in Arabien aufzusuchen.

In der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts machte sich der gelehrte alexandrinische Catechet, Pantänus, auf den Weg, und wurde Lehrer des Christenthums unter einem arabischen Volksstamme. Eusebius erzählt von ihm in seiner Kirchengeschichte (l. V. c. 10.): „seine Liebe zum Worte Gottes sey so groß gewesen, daß er sich entschlossen habe, Verkündiger des Evangeliums Christi unter den Völkern des Orientes zu werden, und bis nach Indien zu reisen. Bekanntlich bezeichnet die alte Erdbeschreibung alle Länder Asiens, von dem rothen Meere an bis zum Ganges hin, mit dem gemeinschaftlichen Namen Indiens, in welchem selbst noch das ostafrikanische Aethiopien mit eingeschlossen war; und so lange keine nähere Bezeichnung dieses allgemeinen Ausdrucks gegeben wird, ist es schwer, das Land im Oriente zu bestimmen, in welchem sich Pantänus mit dem Evangelio niederließ.

Daß es das eigentliche Arabien gewesen seyn möge, macht der Umstand wahrscheinlich, daß einige Zeit hernach, und zwar in den ersten Jahren des dritten Jahrhunderts, aus derselben Schule zu Alexandria, der

berühmte Origenes als Christenlehrer nach Arabien berufen wurde.

Eusebius erzählt uns nämlich in seiner Kirchengeschichte (l. VI. c. 19.) die Sache also: „Es kam ein Soldat, und brachte an den Bischof Demetrius von Alexandria und an den damaligen Präfekten von Aegypten, Briefe von dem Anführer von Arabien, in welchen er darum bat, daß Origenes eiligst, zu einer Unterredung mit ihm, abgesendet werde. Nicht lange hernach kehrte Origenes nach Alexandria zurück, nach dem er seine Geschäfte in Arabien ausgerichtet hatte." — Diese Stelle läßt es unentschieden, ob es irgend ein mächtiger arabischer Emir, oder ob es, was wahrscheinlicher ist, ein römischer Statthalter war, der den der römischen Herrschaft unterworfenen Landesantheil regierte, welcher so angelegentlich den berühmten Christenlehrer zu sich nach Arabien berief. In jedem Fall hing dieser Ruf mit der Ausbreitung der evangelischen Erkenntniß in Arabien zusammen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieser eifrige Knecht Christi, welchem Gelegenheiten dieser Art willkommen waren, eine Anzahl seiner frommen Schüler mit sich nach Arabien nahm, um sie dort als Lehrer der bereits gesammelten Christenhäuflein und als Boten Christi unter den Heiden, in die große Ernte einzuführen. Wir werden in dem nächsten Zeitraum noch einmal Veranlassung finden, nach Arabien zurückzukehren, um dort die Früchte aufzusuchen, welche diese verborgene Glaubenssaat getragen hat.

§. 116.

Es sind meist nur unbestimmte Sagen, welche uns aus diesen Jahrhunderten über die Verbreitung des Christenthums in dem eigentlichen Indien aufbewahrt worden sind. Bekanntlich wird der Apostel Thomas als der erste genannt, welcher auf der Küste von Malabar das Evangelium verkündigt und die syrisch-persische Christengemeinden daselbst gestiftet haben soll. Es stand

nun mehrere Jahrhunderte an, bis wir wieder eine Spur von diesen indischen Küstenländern antreffen. Merkwürdig ist nämlich in dieser Hinsicht das, was von dem Missionar Theophilus, welcher den Beinamen des Indiers führt, der Geschichtschreiber Philostorgius (L. III. c. 14.) erzählt. Dieser Theophilus war von seinen Landsleuten, den Bewohnern der Insel Diu, unter der Regierung des Kaisers Constantins, als Geißel nach Constantinopel geschickt worden. Dort wurde derselbe im Christenthum unterrichtet, und zum Geistlichen gebildet, und späterhin zum Bischofe geweiht, um seinen Landsleuten und den Arabern das Evangelium zu verkündigen. Der Name Diu erinnert nun natürlich an das eigentliche Ostindien, und besonders an den Ort dieses Namens, der am Eingange des persischen Meerbusens liegt; und so hätte sich Theophilus von Arabien nach seinem Vaterlande Diu, und von dort nach den übrigen indischen Ländern begeben. Er solle hier bereits früher gegründete Christengemeinden vorgefunden haben. Alle diese Spuren sind zu unbestimmt und dunkel, als daß ein geschichtliches Ergebniß auf sie gegründet werden könnte. Dabei bleibt es immerhin sehr wahrscheinlich, daß von Arabien aus die Erkenntniß Christi schon innerhalb dieses Zeitraumes nach dem persischen Meerbusen und der südwestlichen Küste Asiens hinabgedrungen ist, indem zwischen Kleinasien und Aegypten, und diesen entfernten Ländern der Handelsverkehr sehr groß war, und wohl manche Christen, die in ihrem Vaterlande keine Ruhestätte finden konnten, es ihren Umständen angemessener finden mochten, das tropische Klima dem kalten Norden und der Wildniß der Barbaren zum Aufenthalt vorzuziehen.

§. 117.

Daß auch in dem neupersischen Reiche bereits innerhalb dieses Zeitraumes die Zahl der Verehrer Christi sich bedeutend vermehrt haben müsse, erhellt

schon aus dem Umstand, den Eusebius uns erzählt, (K. G. IV. c. 9.) daß der Kaiser Constantin dem persischen Kaiser Schapur II., auf Veranlassung einer Gesandtschaft welche dieser Fürst an ihn schickte, die Christen seines Landes ihm angelegentlich empfohlen habe. Aber lange vor Constantin, und wahrscheinlich schon am Ende des zweiten Jahrhunderts, muß das Christenthum einen Zutritt in Persien gefunden haben. Dieß geht aus den, für die Kirche Christi so verderblich gewordenen, Verirrungen hervor, zu denen in dem Laufe des dritten Jahrhunderts ein persischer Philosoph, Manes, das Christenthum mißbrauchte, und für welche derselbe eine große Anzahl von Anhängern zu finden wußte, die bald unter dem Namen der Manichäer in der Kirche bekannt wurden. Es kann nicht in unserm Plane liegen, die albernen Meinungen auseinander zu setzen, in welchen dieser ehrgeizige Schwärmer die Religion und Philosophie der persischen Magier mit dem Christenthum zu vermengen suchte, und nach welchem er sich für den im Evangelio verheißenen Tröster ausgab, der die Bestimmung von Gott empfangen habe, das Christenthum von seinen vorgeblichen Verfälschungen zu reinigen, und Stifter einer neuen vollkommenern Religion zu werden. Aber die Wirksamkeit dieses Mannes, und der vielfache Widerspruch, den derselbe von den Christen des Landes erfuhr, zeigt deutlich, daß in der Mitte des dritten Jahrhunderts das Christenthum in Persien bereits eine Anzahl von Freunden zählte, die sich zu demselben bekannten, und sich die Bewahrung seiner Lauterkeit angelegen seyn ließen. Aber die Geschichte verläßt uns, sobald wir fragen, auf welche Weise das Christenthum zuerst nach Persien gebracht worden sey. Der unbeabsichtigten Veranlassungen hiezu waren unendlich viele, die eben darum, weil sie ganz zufällig waren, von der Geschichte nicht genannt werden.

Die anhaltenden parthischen und persischen Kriege, welche die römischen Kaiser innerhalb dieses Zeitraumes

führen mußten, brachten Tausende von christlichen Soldaten in diese fernen Grenzländer hinein, und diese Soldaten benutzten die Gelegenheit, welche die Quartiere ihnen darboten, um die abgöttischen Einwohner mit dem wahren und lebendigen Gott bekannt zu machen. Wohl wurden da und dort auch christliche Soldaten zu Gefangenen gemacht, und tiefer ins feindliche Land hineingebracht, und so schloß sich ihnen eine willkommene Thüre auf, dem Glauben an ihren unsichtbaren Herrn Freunde unter den Abgöttern zu gewinnen. Der Geschichtsschreiber Sozomenus macht in seiner Kirchengeschichte (l. II. c. 6.) eine Bemerkung dieser Art, welche wohl allgemein von allen diesen Grenzländern des römischen Reichs gelten mag. „Da die barbarischen Nationen, sagt er, häufige Einfälle in Thracien machten, so geriethen auch manche christliche Priester in die Gefangenschaft, und diese verurtheilten durch das heilige Leben, das sie führten, die Laster der Barbaren; auch heilten sie ihre Kranken, indem sie den Namen Christi anriefen. Dieß hatte zur Folge, daß die Barbaren die Vortrefflichkeit ihrer Religion nach und nach kennen lernten, und sich nach derselbigen erkundigten. Die Gefangenen verwendeten nun alle Zeit darauf, an ihrer Bekehrung zu arbeiten; und durch diese Mittel wurden die Einwohner am Rhein, die Celten, manche Einwohner in entfernten Theilen Galliens, so wie die Bewohner des Donaustromes dahin gebracht, das Evangelium in ihre Mitte aufzunehmen."

§. 118.

Ein merkwürdiges Beispiel dieser Art erzählt uns die Geschichte, wie um diese Zeit unter dem nördlichen Grenzvolke der Iberier (in dem heutigen Georgien und Grusinien) die Kirche Christi ihren ersten unscheinbaren Anfang genommen hat. Unter der Regierung des Kaisers Constantin nämlich war eine Christinn von den Iberiern als Gefangene fortgeschleppt worden,

und mußte bei einem der Eingebornen als Sklavinn dienen. Hier machte sie durch ihr andachtvolles, gottseliges Leben die Menschen auf sich aufmerksam, und sie erwarb sich Vertrauen und Ansehen. Es fügte sich nun, daß ein Kind, welches krank geworden, nach der Sitte des Volkes von einem Hause zum andern getragen wurde, damit jeder, der ein Heilmittel gegen die Krankheit wüßte, es angeben sollte. Als das Kind, dem Keiner zu helfen wußte, zur Christinn gebracht wurde, sagte sie, sie wisse kein Mittel, aber ihr Gott Christus könne auch da helfen, wo keine menschliche Hülfe zu finden sey. Sie betete für das Kind, und es wurde gesund. Man schrieb es ihrem Gebete zu; dieß machte großen Eindruck, und die Sache kam auch zu dem Ohr der Königinn. Als diese nachher in eine schwere Krankheit verfiel, ließ sie die Christinn zu sich rufen. Diese, die sich für keine Wunderthäterinn ausgeben wollte, lehnte den Ruf ab. Darauf ließ sich die Königinn selbst zu ihr hintragen — und auch sie verdankte dem Gebet der Christinn ihre Heilung. Der König, der davon hörte, wollte ihr nun reiche Geschenke schicken, aber seine Gattinn sagte ihm, daß die Christinn alle irdischen Güter verschmähe, und daß sie nur das als ihren Lohn betrachten würde, wenn man mit ihr ihren Gott verehre. Dieß machte damals weiter keinen Eindruck auf ihn. Da ihn aber nachher auf einer Jagd ein finsteres Nebelwetter überraschte, so daß er von seinem Gefolge getrennt wurde, und er keinen Ausweg finden konnte, erinnerte er sich an das, was ihm von der Allmacht des Gottes der Christinn war erzählt worden, und er rief ihn an, indem er ihm gelobte, sich ganz seiner Verehrung zu weihen, wenn er ihn den rechten Ausweg finden lassen wolle. Das Wetter klärte sich nachher auf, und der König kam glücklich zurück. Nun war sein Gemüth für die Predigt der Christinn empfänglich. Er unterrichtete darauf die Männer, und die Königinn die Frauen des Volkes. Später ließen sie Lehrer des

Evangeliums und Geistliche aus dem römischen Reiche kommen, und dieß war (zwischen den Jahren 320—330) der Anfang des Christenthums unter einem Volke, wo es sich, wenn gleich mit viel Aberglauben vermischt, bis auf diesen Augenblick erhalten hat.

Diese Geschichte erzählt uns Rufinus, ein Schriftsteller im Anfang des fünften Jahrhunderts in seiner Kirchengeschichte K. 10. Sie trägt das Gepräge der Wahrheit an sich, und zeigt deutlich, wie in diesen Tagen da und dort das Christenthum unter barbarischen Völkern auf eine ganz zufällig scheinende Weise verbreitet wurde, und sich bleibend in den Herzen der Eingebornen eingewurzelt hat.

§. 119.

Es ist eine Bemerkung, welche die Kirchengeschichte dieses Zeitraums kräftig unterstützt, daß die Missionsthätigkeit der damaligen Christen sich ungleich stärker nach den Abendländern, als nach den Morgenländern hinzog, und daß im verborgenen Gang der großen Weltregierung Gottes die tausendfachen Mittelursachen dazu mitwirken mußten, um nach seinem geheimnißvollen Rathschlusse den Völkern des verfinsterten Europas zuerst die Sonne der Gerechtigkeit in dem Evangelio seines Sohnes aufgehen zu lassen, um nach einem fünfzehnhundertjährigen Kreislaufe unter denselben sie als seine Werkzeuge zu gebrauchen, in den entfernten Osten das Licht wieder zurückzutragen, das unserem Abendlande von dorther zuerst erschienen ist.

Neunter Abschnitt.

Die Celtischen Völker.

§. 120.

Ueber die mächtigen Länderstrecken Europas, in welche uns von nun an unsere Missionsgeschichte einführt, finden wir von ihrer westlichen Begrenzung an, bis zu ihrem hohen Norden und tiefen Osten, drei große Völkerfamilien hingelagert, welche in der frühesten Vorzeit, von den Hochländern Asiens her, in diese ferne Gegenden ausgewandert sind. Die ersten asiatischen Colonisten, welche eine Heimath in Europa suchten, scheinen die Celten gewesen zu seyn, welche im frühen Alterthum, das uns die Geschichte nicht nennt, vom Osten und Norden her sich immer tiefer nach dem mildern Westen Europas hingezogen haben, und die wir beim ersten Anbruch der europäischen Völkergeschichte an der Donau, in Ober-Italien, auf der pyrenäischen Halbinsel, (Spanien und Portugall) in Gallien und längs dem Rheine hinab, bis nach Belgien, und auf den brittischen Inseln, in hundert kleinen Völkerstämmen, angesiedelt finden. Sie selbst nannten sich Gäl oder Galen, woraus der Name der Gallier hervorgegangen ist.

Eine zweite zahlreiche Völkerfamilie, die von Asien her den Celten auf dem Fuße nachfolgte, und diese vor sich her drängte, bestand in den gothischen Völkerschaften, welche später den gemeinschaftlichen Namen der Germanen, in der Geschichte erhalten haben, und sich, von dem Rheine und der Donau an durch das ganze nunmehrige Deutschland hin, bis an die Nordsee und die Grenzländer des europäischen Nordens in zahlreichen Völkerstämmen und Völkernamen niedergelassen haben.

Die dritte mächtige Völkerfamilie Europas, welche aus Asien kam, bestand in den Sarmatischen oder

Slavischen Völkerstämmen, welche nach und nach, von den Ufern der Elbe an bis zum Uralgebirge hin, und von dem schwarzen Meere bis zu der Ostsee hinauf, sich in zahlreichen Völkerstämmen ansiedelten.

Diese drei großen Völkerfamilien waren in Sprache und Sitte volksthümlich von einander verschieden, während sie ursprünglich zu derselben heidnischen Religionsweise sich bekannten, die bei jedem einzelnen Völkerstamme späterhin durch seinen Verkehr mit Völkern anderer Religionsweisen ihre eigenthümlichen Beimischungen erhielt.

Durch diese drei europäischen Völkerverzweigungen zieht sich von nun an die Missionsgeschichte, in einem Zeitraume von mehr als tausend Jahren, langsam hindurch, und theilt sich sichtbarlich in drei verschiedene Perioden ab, in welchen sie von dem zweiten bis zum Anfang des sechsten Jahrhunderts zuerst die Celtischen, sodann von dem sechsten bis zum neunten Jahrhundert die Germanischen, und endlich vom neunten bis dreizehnten Jahrhundert die Slavischen Völkerschaften langsam durchwandert, bis sie unter ihnen einen Tempel Christi aufgebaut hat.

Unser erster Eintritt unter den celtischen Völkern Europas macht es, zur nähern Beleuchtung ihrer Missionsgeschichte, nothwendig, uns zuerst nach ihren äußerlichen Umständen, ihrer Verfassung, ihren Sitten und Gewohnheiten, so wie nach der unter ihnen herrschenden heidnischen Religionsweise kürzlich umzusehen, um ein schwaches Bild von dem Land und den Völkern aufzufassen, in welches die ersten Boten des Heils von den zweiten Jahrhunderten an in Gallien und Spanien eingetreten sind.

§. 121.

Einst war die Zeit, da sowohl Gallien als Germanien noch eine mit wüsten Sümpfen, mit ungeheuren Wäldern und Haiden bedeckte Wildniß war. (Man ver-

gleiche die sehr lehrreiche Schrift: Celtische Alterthümer. Bern. 1783.) Germanien insbesondere flößte durch seine wilde Gestalt, den gebildeten Einwohnern des milden Italiens Grauen und Entsetzen ein. Diese wilde Beschaffenheit des Landes war bei der müßigen Lebensart der Eingebornen natürlich. Diese befanden sich gleich den Wilden im rohen Zustande der Natur, welcher sie Alles überließen; und lebten lange Zeit, ohne Erkenntnißmittel und ohne die Fertigkeiten der bürgerlichen Civilisation, in roher Wildheit dahin. Stroh und Gras auf dem Boden, dienten ihnen in der ältesten Zeit statt eines Bettes. Ihre Wohnungen waren schlechte Hütten mit Pfählen aufgerichtet, von Baumruthen geflochten und mit Schilf oder Stroh zugedeckt. Ordentliche, mit Mauern umgebene, Städte waren in diesen wilden Gegenden lange Zeit unbekannt, und diesen rohen Völkern bei ihrem natürlichen Hang zu einem freien Leben, ein Abscheu.

Die höhern bergigten Länder waren das ganze Jahr hindurch mit Schnee und Eis, die flachen und niedern Länderstrecken hingegen größtentheils mit finstern Waldungen bedeckt, die so alt waren, als der Boden, auf welchem sie stunden. Selbst noch im vierten Jahrhundert war z. B. der Bodensee mit so dichten Waldungen umschlossen, daß er völlig unzugänglich war, außer an den Stellen, wo die Römer für ihre Legionen mit Mühe einen Weg durchhauen hatten. (Ammian. Marcel. l. XV.) In diesen finstern Wäldern suchte der Aberglaube den Wohnsitz der Götter, verrichtete daselbst seine Andacht, und schützte diese geheiligten Haine vor den Verheerungen der Axt.

In diesen meist unangebauten, gewöhnlich tief beschneiten Gegenden war der Winter lang und strenge. Die größten Ströme und Seen froren jährlich so fest zu, daß ganze Armeen mit ihren Lastwagen über das Eis fahren konnten. In ihnen hausten, neben dem Menschen, der sich meist von der Jagd ernährte, die mannigfaltig-

sten Thierarten, von denen manche uns jetzt völlig unbekannt geworden sind. Die früheste Geschichte nennt uns unter denselben das Einhorn, einen Ochsen in Hirschgestalt, auf dessen Stirne ein mächtiges Horn emporwuchs, das sich oben in 2 Aeste spaltete; den Elch, welcher einer Ziege ähnlich war, aber keine Gelencke an den Beinen hatte, und sich darum nicht niederlegen konnte, um auszuruhen, sondern gelehnt an einem Baume schlief. Sie beschreibt uns in diesen finstern Wäldern ganz ungewöhnliche Vögelgattungen, deren Gefieder so glänzend war, daß sie durch die Dunkelheit schimmerten, und in finsterer Nacht gleich einem Feuerbusche leuchteten. (Plin. hist. natur. l. X. c. 47.) Besonders aber war es der Ur, eine Art von Auerochs, welcher die Aufmerksamkeit der Römer durch seine Geschwindigkeit, durch seine elephantenmäßige Größe und Stärke, so wie durch seine unbezähmbare Wildheit auf sich zog. Dieses Ungeheuer, das auch jung durch kein Mittel gezähmt werden konnte, schonte kein lebendiges Geschöpf, das ihm nahe kam. Die Einwohner pflegten dasselbe in Gruben zu fangen, und in dieser gefährlichen Jagd mußten sich vorzüglich kühne Jünglinge abhärten. Neben diesen Bewohnern des Waldes wimmelte das Land in seinen zahlreichen Sümpfen von Schlangen aller Art, deren tödtliches Gift den Einwohnern Entsetzen einflößte. Plinius erzählt uns in einer Stelle seiner Naturgeschichte, (l. 11. 29. c. 3.) daß Gallien voll von diesen Schlangen gewesen sey, und daß die Druiden mit vorgeblichen Schlangeneiern Zauberei getrieben haben. Noch sind die alten Landeschroniken voll abendtheuerlicher Erzählungen von ungeheuern Schlangen, von Drachen und Lindwürmern, mit welchen die wilde Tapferkeit der Eingebornen zu kämpfen hatte.

§. 122.

In den ausgeholzten Thälern und auf großen Triften wurden in Gallien zahlreiche Vieh- und Schafheerden

gehalten, auch hatte sich überhaupt die Cultur des Volks bereits bis zu einem gewissen Grade aus der rohen Wildheit erhoben, als Julius Cäsar (55 Jahre vor Christus) mit seinen Legionen innerhalb weniger Jahre das Land eroberte, und in römische Provinzen verwandelte. Mit dieser Zeit beginnt eine ganz neue Epoche für die gallischen Völker, und durch den fortgesetzten Verkehr, in welchen sie von nun an mit dem zivilisirten Italien versetzt wurden, wurde in das todte Meer ihres wilden Lebens ein kräftiger Gährungsstoff hineingebracht, und durch die Verbreitung einer bürgerlichen Civilisation nach und nach der Weg vorbereitet, auf dem das Evangelium desto leichter in ihren Gauen einziehen konnte. Seit der Eroberung des Landes durch die Römer, fingen die Gallier an, Wein und Oelgärten anzulegen und zahme Fruchtbäume zu pflanzen; da und dort wurden kleine Städte und befestigte Wohnplätze angelegt, die sich nach und nach ansehnlich vergrößerten, so daß das Christenthum im zweiten Jahrhundert in den südlichen Provinzen des Landes bereits ansehnliche Städte antraf.

Die Priester der gallischen Völkerschaften hießen Druiden, in denen das Volk ihre Lehrer, Priester, Aerzte, und Führer verehrte. Ihnen war die Erziehung des Adels überlassen; sie allein hielten die Schulen, und lehrten die Wissenschaften; bei ihnen allein wurden die Gedichte aufbewahrt, welche die Lehren der Religion und die Geschichte ihrer Helden enthielten. Die Sänger des Volkes (Barden) und die Wahrsager wurden von ihnen gebildet. Ueberdieß verwalteten sie die Rechtspflege, und hielten ordentliche Gerichte. Sie besorgten den öffentlichen Gottesdienst, und verrichteten die Opfer und Gebräuche der Religion. Ihr Orden war geheiligt, auch wurden nur Personen aus den edelsten Familien in denselben aufgenommen; und ihr Ansehen unter dem Volke war so groß, daß sie als Vertraute und Vermittler der Götter verehrt wurden. Die

Druiden wohnten, abgesondert von jedem Umgang mit der Welt, in waldigten Hainen und Höhlen. Hier hielten sie ihre Schulen, wohin die edelsten Jünglinge zum Unterricht geschickt wurden; dem Volk zeigten sie sich nur bei öffentlichen Feierlichkeiten, und hüllten ihre Religion in tiefes Geheimniß ein. Sie gingen mit bloßen Füßen. Ihre Kleidung war ein weißer Rock, und über ihre Schultern hing ein weißer Mantel. Bei Verrichtung des Gottesdienstes wurde ihr Haupt mit einem Kranz von Eichenlaub umwunden. Unter dem Vorwande, den Willen der Götter zu verstehen, und die Ueberbringer ihrer Befehle zu seyn, übten sie eine beinahe unumschränkte Gewalt über das Volk. Im Namen der Götter sprachen sie das Strafurtheil über die Verbrecher, und erkannten dem Verdienste seine Belohnungen zu. Wer ihren Befehlen nicht gehorchte, wurde als Gotteslästerer vom Altare ausgeschlossen, von der Gesellschaft verabscheut, aller Ehren beraubt, und für einen Rechtlosen erklärt, welcher der Rache der Götter Preiß gegeben war.

§. 123.

Die Lehren der Druiden waren meist in räthselhafte Bilder und Fabeln eingekleidet, welche ihrem Vorgeben nach nur den vertrautern Schülern gedeutet wurden. Es war als todeswürdiges Verbrechen verboten, diese Geheimlehren niederzuschreiben, und dem Volk bekannt zu machen; indem für dieses die äußerlichen Ceremonien mit ihren geheimnißvollen Wahrsagungen genügen sollten.

Diese Geheimlehren der Druiden betrafen den Ursprung der Welt, den Lauf der Gestirne, die Größe der Erde, die Natur, die Eigenschaften der Götter, das Ende der Welt, und die Regeln der Sitten.

Die Druiden, so wie die ältesten Völker der Welt, stellten die Nacht, das Chaos, und die Finsterniß als den ursprünglichen Zustand der Natur, und den Anfang aller Dinge vor, aus welchem sich alle Wesen entwickelten.

Ein merkwürdiger Umstand, der auf die früheste Verbreitung der biblischen Schöpfungsgeschichte sichtbar hindeutet. Eben darum bildete unter den celtischen Völkern die Nacht, nach welcher sie ihre Tage zählten, und das Mondlicht mit seinen Veränderungen, den Grundbegriff ihrer Zeitabtheilung. Jeder Neumond war ihnen erfreulich, und wurde mit Tänzen um ein heiliges Feuer bewillkommt. Der Vollmond ward durch die ganze Nacht gefeiert, indeß die Zeit seiner Abnahme für Unglück bringend gehalten wurde, während welcher keine Geschäfte von Wichtigkeit unternommen werden durften.

Das höchste Wesen bezeichnet die celtische Mythologie mit dem Worte As, der da ist, der Seyende, (gleich dem Griechischen τὸ ὄν) ein Ausdruck, der sichtbarlich einen Nachhall des alttestamentlichen Jah oder Jehovah in sich enthält. Daher hießen die frühesten asiatischen Colonisten, die in Europa einwanderten, die Asen, und ihr Gottesdienst hieß die Religion der Asen, und nicht unwahrscheinlich ist es, daß auch der Name Asia seine Grundbedeutung aus dieser Quelle empfangen hat. Unter dem Namen As verstanden die Druiden das thätige Grundwesen, das die Materie durchdringt und fruchtbar macht; dieselbe pantheistische Vorstellung, die wir heute noch in den asiatischen Religionen antreffen.

Die Erde, aus welcher der Mensch, und Alles was ihn umgibt, gebildet und ernähret wird, war die Hertha (Aertha, Erthum, Earth), die große Weltmutter, die alles erzeugt, während das höchste Grundwesen als allgemeiner Weltvater gedacht wurde, durch welchen alles erzeugt wird. Tacitus bemerkt in seiner Germania von den Deutschen (cap. 9.), daß sie die Gottheit als ein unsichtbares Wesen nur in Gedanken sehen, und es für die göttliche Majestät unanständig halten, sie durch Bildnisse, der menschlichen Figur ähnlich, vorzustellen, oder in Wände und Mauren einzuschließen.

So war der älteste Grundbegriff der celtischen Religionsweise beschaffen, der an das früheste Heidenthum der ältesten Vorzeit erinnert; aber an ihn knüpfte sich frühe schon eine Menge abergläubischer Vorstellungen an, aus welchen in der allgemeinen Volksreligion eine Schaar von Götternamen hervorging, denen die Römer, als sie diese Länder eroberten, die Namen ihrer römischen Götter beilegten, und das Volk glauben zu machen, sie beten mit ihnen die gleichen Götter an, und so den celtischen Volksglauben mit dem römischen zu vermischen. Wirklich stellten sich die Druiden in der Luft, am Firmamente des Himmels, in den Gewässern und in der Erde eine Menge von Geistern vor, welche die Veränderungen in denselben bewirkten, und die Welt regierten; und an diese Vorstellung knüpften sich alle ihre Wahrsagerkünste aus den Elementen, durch welche sie die abergläubischen Gemüther des Volks beherrschten.

§. 124.

Die Unsterblichkeit der Seele, und ihre Wanderung in eine zukünftige Welt, in welcher kriegerische Tapferkeit vorzugsweise belohnt würde, war ein wesentlicher Grundsatz der celtischen Religionslehre. Die Druiden benützten ihn in den verschiedensten Gestalten, um das Volk zu lehren, den Tod zu verachten, und allen Gefahren des Krieges muthvoll entgegen zu gehen. Durch des Feindes Hand das Leben einzubüßen, ward für den sichersten Weg geachtet, zur Seligkeit zu gelangen; während es ein Unglück war, oder eine Wirkung des Zaubers, an einer Krankheit ruhig auf dem Todtenbette zu sterben. Aus dieser Vorstellung von Unsterblichkeit entwickelte sich der Glaube an die Seelenwanderung, wie wir denselben in der ältesten Welt bereits antreffen, und der als Mittel dienen sollte, die für die fleischliche Natur des Menschen so schwer zu erfaßende Vorstellung von Ewigkeit und ewigem Leben nach dem Tode, so wie der Belohnungen und Strafen der zukünftigen Welt zu

versinnlichen. Die Celten liehen mit voller Zuversicht Geld unter der Bedingung aus, daß es nach dem Tode in dem andern Leben wieder zurückgegeben werden sollte. Sie schrieben Briefe an ihre Verwandte und Freunde in der andern Welt, die sie dem Verstorbenen in das Grab mitgaben, oder auf dem Scheiterhaufen verbrannten. Die wertheſten Sachen des Verstorbenen wurden mit seinem Leichnam ins Grab verscharrt, damit er sie in einem andern Leben wieder besitzen möchte. Sogar Freunde stürzten sich oft in das Feuer, welches die Leiche ihres Freundes verzehrte (Pomponius Mela lib. III. Jul. Cäsar l. VI, cap. 19).

§. 125.

Wie sehr sich auch die Religionsbegriffe der Druiden von der albernen Fabelhaftigkeit anderer heidnischer Religionsweisen vortheilhaft unterschieden, so war doch der äußerliche Cultus, den sie dem Volke auferlegten, ungemein grausam und unmenschlich, und durch blutige Ceremonien und häufige Menschenopfer, wurde das Volk in einer beständigen Furcht gehalten. Es war herrschender Grundsatz unter ihnen, der bei jeder Gelegenheit geltend gemacht wurde, daß für die Erhaltung eines Lebens ein anderes Leben geopfert werden müße, um die Götter zu besänftigen. Nach dem Zeugniß des Julius Cäsars und des Strabo wurden in schweren Krankheiten, in Kriegsgefahr und andern öffentlichen Unfällen Menschenopfer dargebracht (Jul. Cæsar de bello Gal. l. VI. C. 4. Strabo l. IV, pag. 303.) Diesen unglücklichen Schlachtopfern wurde, vor dem Altar, der Rücken mit einem Schwert geöffnet, und von den Priestern aus dem Rinnen des Blutes geweissagt. Zu solch unmenschlichem Götterdienst hatte man an vielen Orten ungeheuer große, aus Weiden und Stroh geflochtene Bilder, welche inwendig mit Menschen angefüllt, hierauf angezündet und verbrannt wurden. (Cæsar loc. cit.).

Solche Menschenopfer wurden nicht nur für das ganze Land gebracht, sondern auch für die Erhaltung ihrer Häuptlinge, wenn ihr Leben in Gefahr war. Diebe und Gefangene wurden zunächst hiezu ausersehen; fehlten diese, so wurden auch unschuldige Menschen dazu erwählt, die der Priester als Schlachtopfer ausersehen hatte. Mit dem Blut der Geschlachteten wurde das umstehende Volk und der Hain besprengt, in welchem das Opfer verrichtet wurde. Dem mildern Sinne der Römer hatten die Celten es zu danken daß diese Haine nach und nach ausgerottet, und selbst der ganze Orden der Druiden von dem Kaiser Claudius aufgehoben wurde. Sueton in vita (Claudii cap. 25.).

§. 126.

Diese Haine befanden sich im wilden Dickicht tiefer Eichwälder, und wurden vom Volke für die angenehmsten Wohnsitze der Götter gehalten. Nichts durfte darinn niedergehauen werden, und der ganze wilde Wuchs wurde fest und kunstreich von den Priestern zusammengeflochten, um die schauervolle Dunkelheit zu vermehren. Sprudelnde Quellen rauschten in diesen dunkeln Hallen, und colossale Holzblöcke stellten die Bildnisse der Götter vor. Nicht selten befand sich in einem solchen Hain ein großer See, der zu den götzendienstlichen Waschungen gebraucht wurde, auch ward in demselben die gemachte Kriegsbeute von den Priestern bewahrt. Hier fielen die blutigen Menschenopfer vor den Altären der Götter, und die mit den Schlachtopfern behängten Eichen flößten Furcht und Entsetzen ein, ein Gefühl, das die Druiden-Religion für das Heilige erkannte. (Eine schauerliche Beschreibung eines solchen Hains, der bei Maßilien (Marseille) stand, findet sich in Lucans Gedichten (lib. III. v. 399 sq.) Keine götzendienstliche Handlung wurde ohne Eichlaub verrichtet, und die vornehmste Verehrung erzeigten sie dem Mistel, welcher aus den Eichen hervorwächst. Ihm schrieben sie eine allgemeine heilende Kraft zu, und die

Druiden bedienten sich desselben, so wie anderer Pflanzen, namentlich des Mooses, bei ihren Kuren. Der Eichmistel wurde zu bestimmten Jahreszeiten mit großer Feierlichkeit eingesammelt. Das ganze Volk versammelte sich, und zog in festlicher Procession, unter lauten Lobliedern zu Ehren der Götter, an die Stelle, wo der Zweig entdeckt war. Ein großes Opfer ward bereitet, wozu zwei weiße Ochsen, die noch kein Joch getragen hatten, gewählt wurden. Mit rein gewaschenen Füßen stieg der oberste Priester, in weißer Kleidung, auf den Eichbaum, und schnitt mit goldener Sichel den Mistel herunter, der unten von andern Druiden in einem weißen Mantel aufgefaßt wurde. Aus ihm wurde sodann ein Trank bereitet, der allen Menschen und Thieren die Fruchtbarkeit gewähren, und wider alle Gifte ein sicheres Mittel seyn sollte. (Plinius hist. natur. lib. XVI, cap. 44)

Dieß war die heidnische Religionsweise der Iberier, Gallier, Germanen und Britten, als das Christenthum mit seinem heilbringenden Lichte in ihre Wildnisse eintrat. Auch ihnen hatte jetzt nach dem Liebes-Rathe Gottes die Stunde geschlagen, in welcher sie von der Tiranney eines blutigen Aberglaubens erlöset werden sollten. Wohl lohnte sich's der Mühe, daß unsere ersten christlichen Brüder sich keck in ihre finstern Haine hinein wagten, um in ihnen durch das Evangelium Christi ein Licht anzuzünden, vor welchem alle diese Greuel eines alten Aberglaubens, wie die Nacht vor dem ersten Morgenstrahle, verschwinden mußten.

Zehnter Abschnitt.

Anpflanzung der Kirche Christi in Spanien und Gallien.

§. 127.

Spanien, in alter Vorzeit von seinem Hauptstrome Iberus, oder Ebro, Iberien genannt, war lange Zeit der blutige Schauplatz eines verheerenden Unterjochungskrieges gewesen. Mehr als 65 Jahre lang (200–133 Jahr vor Chr.) vertheidigten seine ursprünglichen Einwohner, die Iberier, ihre wilde Unabhängigkeit gegen die Einfälle der Spanischen Legionen, bis endlich einer ihrer festesten Plätze, das durch seine tapfere Vertheidigung berühmt gewordene Numantia (J. 133 vor Ch.) fiel, und der römische Feldherr, Scipio Afrikanus, der Zerstörer Carthagos, seine wilden Gauen in römische Provinzen dißseits und jenseits des Iberus verwandelte.

Wie sehr auch die tapfern Iberier beim Aufpflanzen der römischen Adler in ihren bisher undurchdringlich gewesenen Wildnissen, den Verlust ihrer rohen Freiheit beklagen mochten, so hatte nach dem verborgenen Rathschlusse der göttlichen Weltregierung, mit der Einverleibung ihres Landes mit dem großen römischen Reiche, eine vorbereitende Erlösungsstunde für sie geschlagen, an welche im blutigen Kampfe um die väterliche Freiheit weder die Sieger noch die Besiegten denken konnten. Mit den römischen Legionen zog zugleich römische Bildung und römische Gesetzgebung in ihre unterjochten Länderstrecken ein; der alte Damm, der ihre Bewohner für die Civilisation des Südens und Ostens beinahe unzugänglich gemacht hatte, war für immer durchbrochen; die römischen Soldaten durchstreiften nach und nach jeden Winkel ihrer Wildnisse; der schon früher, durch phönizisch-karthaginensische Colonien, begonnene Handelsverkehr ihrer ergiebigen Fluren mit dem Morgenlande, wurde von nun an immer lebhafter und mannigfaltiger;

und als das Heil der Welt in Christo erschien, waren auch in dem fernen Iberien bereits die Pforten aufgeschlossen, durch welche die Boten Christi gefahrlos in ihre Städte und Dörfer einziehen konnten.

§. 128.

Schon oben (1 Bd. §. 154 S. 326.) ist die nicht unwahrscheinliche Ueberlieferung einer alten Sage bemerkt worden, nach welcher, in der Zwischenzeit zwischen seiner ersten und zweiten Gefangenschaft, der Apostel Paulus sein schon früher geäußertes Vorhaben, nach Spanien zu reisen (Röm. 15, 24) wirklich ausgeführt haben soll. Wenigstens läßt sich die deutliche Behauptung des römischen Bischoffes Clemens, (Ep. 1, v. 5) „daß Paulus bis an die Grenze des Abendlandes gekommen sey", zunächst von keinem andern Lande als von Spanien verstehen, wenn der Vermuthung, daß Paulus sogar die brittischen Inseln besucht habe, zu viele geschichtliche Schwierigkeiten im Wege stehen sollten. Auch berief sich die Kirchengeschichte Spaniens von den ältesten Zeiten hin auf diese Ueberlieferung als eine zuverläßige Thatsache; und die dortige Kirche ließ sich zu keiner Zeit die Ehre rauben, von dem Apostel Paulus selbst gestiftet worden zu seyn. Aber weiter als diese dunkle Spur ist uns auch in der Geschichte nicht aufbewahrt, und wir wissen nicht, wo der Apostel an's Land stieg, wie lang er sich daselbst aufhielt, welche Gemeinden er stiftete, und welche Früchte seine Arbeit später getragen hat.

Ueberhaupt ist die früheste Missionsgeschichte Spaniens mehrere Jahrhunderte lang in gänzliches Dunkel eingehüllt, und wir sehen uns von zuverläßigen Thatsachen völlig verlassen, wenn wir erzählen sollen, wie die Erkenntniß Christi in den Provinzen Spaniens zuerst angepflanzt worden sey. Nicht einmal der Name eines einzigen Boten Christi, der auf diesem Gebiete am Evangelio gearbeitet hat, wird uns bis auf Con-

stantin den Großen mit Zuverläßigkeit genannt, und auf eine ganz zufällige Weise erfahren wir, aus Veranlassung von Kirchenversammlungen, oder in der Geschichte der Christenverfolgung dieses Zeitraumes, oder aus den zahlreichen Märtyrergeschichten jener Tage, daß Christen-Gemeinden um diese Zeit in Spanien sich befanden, und daß auch sie das harte Loos mit ihren christlichen Brüdern im Osten getheilt haben.

§. 129.

Wenn Tertullian am Ende des zweiten Jahrhunderts (advers. Judeos c. 7.) ausdrücklich behauptet, daß die Nachricht von Christo bis an die äußersten Enden Spaniens gedrungen sey, so läßt sich freilich aus der allgemeinen Behauptung keineswegs folgern, daß überall in dem Lande bereits um diese Zeit die Kirche Christi angepflanzt gewesen sey und geblüht habe; aber soviel erhellt doch in jedem Fall aus der Stelle, daß es damals einzelne Christengemeinden in Spanien gab; was man in Carthago um so mehr wissen konnte, da in dieser Zeit der afrikanische Handel mit Spanien immer sehr lebhaft war. Wahrscheinlich sind gerade von Afrika aus, von Zeit zu Zeit christliche Lehrer nach diesem Lande hinübergezogen, da die Seereise dorthin weder lang noch gefährlich war, und in Zeiten der Verfolgungen, welche die afrikanischen Gemeinden gewöhnlich so schwer trafen, auch in den Gebirgen Spaniens leichter ein Bergungsort gefunden werden konnte.

Um die Mitte des dritten Jahrhunderts muß die Kirche Christi in Spanien bereits eine bedeutende Ausbreitung gefunden haben, indem in der Verfolgung des Kaisers Decius eben so wie in Afrika und in andern Gegenden, auch in Spanien, und zwar selbst unter den Bischöfen dieses Landes, Abtrünnige gefunden wurden, welche aus Furcht vor der Todesstrafe dem Christenthum öffentlich entsagten; oder sich erlaubten, Freischeine von der heidnischen Obrigkeit zu erkaufen (Cypriani Epist. 67).

In der Untersuchung, welche deshalb dem Cartaginensischen Bischof Cyprian zufiel, kommen Briefe von den Gemeindevorstehern zu Leon, Asturien, Merida und Saragossa zum Vorschein, in denen diese abtrünnigen Christenlehrer verklagt, und in einer Versammlung von 36 Bischöfen ihres Amtes entsetzt wurden. Nicht lange hernach (J. 257) nennen uns, unter der Verfolgung des Kaisers Valerians, die Martyrologien die ersten Blutzeugen Christi, den Bischof von Tarragona, Fructuosus mit seinen beiden Diakonen, welche im lebendigen Glauben an Christum ihr Leben freudig auf dem Scheiterhaufen vollendet haben.

§ 130.

Diese zerstreuten Spuren lassen uns immerhin mit Recht auf ein stilles und segensreiches Wachsthum des Werkes Christi in Spanien schließen, wie sehr wir auch wünschen möchten, in der frühern Kirchengeschichte deutliche Zeugnisse hiefür anzutreffen. In der Diokletianischen Verfolgung (303) blieb es in den Abendländern ruhiger als im Süden und Osten, weil Constantius Chlorus, der Regent derselben, dem Christenthum nicht abgeneigt war, und dasselbe so gut er vermochte, gegen die Befehle seiner verfolgenden Mitregenten in Schutz nahm. Unter seiner Regierung konnte sich die Kirche in Spanien, so viel inneres Leben in ihr sich regte, anbauen und erweitern, auch ist es keineswegs unwahrscheinlich, daß nicht von Afrika und Klein-Asien her, wo die Verfolgung um diese Zeit am heftigsten tobte, viele Christen durch die Flucht in den nächstgelegenen Abendländern ihr Leben zu retten suchten, was die Staats-Klugheit des Constantius nicht ungern gesehen haben mochte, da sein ganzes Benehmen selbst seinen Mitregenten deutlich zeigte, daß er für sich und seinen hoffnungsvollen Sohn Constantin, durch die immer mächtiger anwachsende Christenparthie, den Weg zur Alleinherrschaft im römischen Reiche zu bahnen suchte. Wirklich finden wir auch,

daß in der Zeit des wildesten Verfolgungssturmes, der im Oriente die Kirche Christi dem Untergang nahe brachte, in Spanien sicher eine ansehnliche Kirchenversammlung zu Elvira zusammenberufen werden konnte, welcher 19 und nach andern 43 spanische Bischöfe beigewohnt haben sollen. (Cf. Harduini Concil. Tom. 1, p. 126).

Constantins Thronbesteigung brachte auch der spanischen Kirche ihre dauerhafte Begründung und ihren letzten schnellen Sieg über das Heidenthum, das noch im Lande übrig war. Aber auch diese Zeit, in welcher bereits die Geschichte ein helleres Licht über den Entwicklungsgang der Kirche Christi zu verbreiten beginnt, läßt uns über Spanien im Dunkeln, und wir treffen zunächst nur den berühmten Hosius, Bischof von Corduba, und vertrauten Rathgeber Constantins, an der Seite des Kaisers, so wie in der Kirchenversammlung zu Nicäa (325) als den einzigen an der, durch seine Gewandtheit und fromme Thätigkeit, die Kirche Spaniens in den mächtigen Bewegungen der damaligen Zeitgeschichte vertritt.

§. 131.

Diese ersten Saatkörner der himmlischen Wahrheit waren indeß auf dem Boden Spaniens nicht umsonst ausgestreut. Bald werden wir unter den kriegerischen Einfällen wilder Barbaren, welche unaufhaltsam vom tiefen Norden und Osten bis zu den westlichen Pyrenäen in zahllosen Schaaren vordrangen, die Gemeinde Christi in Spanien gänzlich wieder verschwinden sehen. Aber sie war dennoch der vorbereitete Sauerteig, den die liebende Hand Gottes im Stillen zugerichtet hatte, um in die rohe Masse dieser heidnischen Barbaren einen geistigen Gährungsstoff hineinzuwerfen, der zwar anfänglich unter ihren Händen völlig erdrückt zu seyn schien, dessen anregende und lebendigmachende Kraft aber sich bald dadurch offenbarte, daß die wilden Sieger, welche Spaniens Bewohner unterjochten, nicht lange hernach ven

der Kraft der Religion Jesu, die sie hier antrafen, besiegt, und durch sie in Mitglieder der Kirche Christi verwandelt wurden.

§. 132.

Gallien hatte, seitdem es von den Römern besiegt, und dem römischen Reiche einverleibt worden war, in bürgerlicher Cultur und äußerlichem Wohlstand die ansehnlichsten Fortschritte gemacht. Nicht nur blühte auf seinem fruchtbaren Boden und unter seinen für Civilisation leicht empfänglichen Einwohnern eine Stadt um die andere auf; auch in das ganze Volk war ein neues regsames Leben hineingedrungen, und die römische Regierung schien aus Vorliebe und Staatsklugheit mit dem Entwurfe sich angelegentlich zu beschäftigen, in dem volkreichen und kräftigen Gallien überall die feinere Bildung des Ostens, und die Ordnung einer wohl eingerichteten und begünstigten Provinz, auszubreiten. Schon der Umstand hatte zur Beförderung der bürgerlichen Cultur Galliens kräftig mitgewirkt, daß nicht selten, der römischen Staatsklugheit gemäß, die Kleinasiatischen Legionen in die zum Theil noch rohen Quartiere Galliens verlegt wurden, welche einen gewißen Grad feinerer Gesittung mit sich ins Abendland herüberbrachten, während gallischen Truppen ihre Stationen in Egypten oder Kleinasien angewiesen wurden. Durch diesen Wechselverkehr wurde innerhalb kurzer Zeit eine mächtige Anregung in Gallien hervorgebracht, und mit der römischen Gesezgebung und Sitte zugleich auch der römische Götterdienst im Lande ausgebreitet. Diese vorbereitenden Veränderungen, welche den Damm einer alten rohen Barbarei von allen Seiten durchbrachen, und überall neue Einrichtungen und neue Gewohnheiten ins Leben riefen, kamen bald darauf dem Christenthum und seiner Verbreitung in Gallien wohl zu Statten, und bildeten überall die Ankerplätze, auf denen später das Schifflein der Kirche Christi ohne besondere Hindernisse sich anlegen konnte.

Julius Cäsar hatte das eroberte Gallien in drei Provinzen abgetheilt. Ein Theil dieses Landes, das Narbonensische Gallien, hatte schon früher zum römischen Reiche gehört, und ward als ein Theil Italiens betrachtet. Die mächtigen Länderstrecken, die im Westen der hohen Alpen lagen, wurden nun von ihm in die Lugdunensische Provinz, deren Hauptstadt Lyon war, in Aquitanien und in Belgien abgetheilt, und später von den verschiedenen Kaisern in kleinere Länderstrecken geordnet. Zu der Lugdunensischen Provinz gehörte auch der größere Theil von Helvetien, so wie die fruchtbaren Länderstrecken am linken Rheinufer bis zu Belgien hinab, die in das obere und untere Germanien abgetheilt waren. Diese mächtige Provinz, welche längst der Alpen hin vom Mittelmeere bis nach Cölln hinab sich ausdehnte, und die den vielfachen Berührungen mit Italien am nächsten lag, hatte die römische Cultur am kräftigsten in sich aufgenommen, und sie war auch vorzugsweise, nach dem weisheitsvollen Rathe der Vorsehung Gottes, als der geeignete Schauplatz ausersehen, auf welchem in den Abendländern die Religion Christi ihre ersten herrlichen Siege feiern sollte. Von den Ufern des Mittelmeeres an, die bereits mit volkreichen Städten besetzt waren, fand in dieser Provinz das Christenthum, von einer Strecke zu der andern, eine bedeutende Anzahl frisch aufblühender Landesstädte, römischer Colonien, Castelle und Quartiere der Legionen, die gegen die verheerenden Einfälle der wilden Germanen, auf den linken Ufern des Rheines, nach und nach von den römischen Soldaten angelegt worden waren, und die jetzt dem Boten Christi eben so viele fruchtbare Missionsstationen darboten, auf denen, unter heidnischen Völkerstämmen aller Art, die Erkenntniß des Heiles in Christo ausgebreitet werden konnte.

§. 133.

Erst um die Mitte des zweiten Jahrhunderts treffen wir auf dem gallischen Boden die ersten Christengemeinden an; und diese sind in dem ersten Augenblicke, in dem uns die Geschichte in ihre Mitte einführt, bereits so zahlreich geworden, und in den Hauptstädten der lugdunensischen Provinz wie z. B. zu Vienne, Lyon, Arles und an andern Orten umher, so weit ausgebreitet, daß sich die argwöhnische römische Provinzial-Regierung dadurch veranlaßt sieht, die heftigsten Verfolgungsbefehle gegen ihre weitere Verbreitung ergehen zu lassen. An ihrer Spitze finden wir einen mehr als achtzigjährigen ehrwürdigen Bischof, Pothinus, der von Klein-Asien her in den Süden Galliens gekommen war, um unter den heidnischen Einwohnern daselbst die Erkenntniß Christi auszubreiten. Jedem Versuche, die frühere Anpflanzungsgeschichte des Christenthums in Gallien aufzuhellen, hat es bis jetzt an glaubwürdigen Geschichtszeugnissen gemangelt, und wir müssen uns begnügen, die Missionsgeschichte der gallikanischen Kirche erst mit der Regierung des Kaisers Marc Aurel zu beginnen. Zwar hat auch sie frühe schon die Ehre apostolischen Ursprungs für sich in Anspruch genommen, und es fehlt nicht an mannigfaltigen Legenden der spätern Jahrhunderte, welche bald den Apostel Paulus, von Spanien her, nach Gallien ziehen lassen, um auch hier den ersten Grundstein der Kirche Christi zu legen, (Apg. 17, 34.) bald den Evangelisten Lukas oder doch den Areopagiten Dionysius als ersten Verkündiger der Lehre Christi nach dem Süden Galliens versezen.

Es ist eine richtige Bemerkung, welche ein gelehrter und frommer Forscher der gallikanischen Kirchengeschichte gemacht hat, (Basnage Histoire de l'Église, Tom. I. lib. V. c. 11. S. 219. f.) daß es der wahren Würde der Kirche Christi mit solchen Erfindungen nicht gedient ist, die bloß in weltlichem Ehrgeize ihren Grund haben, und

die Heerde Christi um ihr wahres Interesse täuschen, das allein in ihrer sittlichen Kraft und in ihrem geistlichen Leben angetroffen wird.

So viel scheint aus den ersten Spuren der Geschichte erweislich hervorzugehen, daß die ersten Boten des Heiles von Kleinasien her nach Gallien gekommen sind. Dieß beweist schon der Umstand, daß die ersten Bischöfe der gallischen Gemeinden, Nicetius, sein Neffe Pothinus und der auf ihn folgende Irenäus, kleinasiatische Bürger sind, welche wahrscheinlich als reisende Missionarien von den Gemeinden Kleinasiens nach Gallien gesendet wurden; wie denn namentlich von Irenäus gesagt wird, daß der fromme Polycarp, Bischof zu Smyrna, ihn nach Lyon geschickt habe. Daher kam es denn auch, daß der erste Bericht, den uns die Geschichte von ihren Arbeiten und Leiden in dem südlichen Gallien aufbewahrt hat, an kleinasiatische Gemeinden gerichtet ist, und daß Polycarps Schriften frühe schon in den gallischen Gemeinden zur Erbauung gelesen wurden. Auch bedarf es eben keineswegs der nothwendigen Voraussetzung, daß in den abendländischen Provinzen des römischen Reiches die ersten Keime christlicher Erkenntniß nur von christlichen Lehrern gepflanzt wurden. Hunderte christlicher Soldaten kamen wohl schon früher in die zerstreuten Quartiere des Landes, und wie willkommen mußte nicht ihrem frommen Eifer die Gelegenheit seyn, in die finstern Hütten dieser heidnischen Einwohner, welche früher schon den römischen Götterglauben bereitwillig mit dem ihrigen vermischt hatten, und die Bildungsmittel der Zeit vom Oriente her zu empfangen gewohnt waren, das heitere Licht des Evangeliums stille hineinzutragen, und sie in vertraulichen Unterhaltungen, mit dem wahren Weg zum ewigen Leben, bekannt zu machen. Auf diese Weise fanden die Boten des Heiles bereits da und dort die ersten Saaten der Wahrheit ausgestreut, und wohl auch zerstreute kleine Häuflein von gläubigen Soldaten

und bekehrten Einwohnern, unter denen sie ihre evangelische Missionsarbeit zuerst beginnen konnten.

§. 134.

Es währte indeß nicht lange, so brach schon im Jahr 177 die erste blutige Verfolgung über die Neubekehrten in dem südlichen Gallien aus, in welcher besonders die Christengemeinden zu Vienne und Lyon, wahrscheinlich die ersten und ansehnlichsten in Gallien, schwere Trübsale zu erdulden hatten. Diese beiden Gemeinden selbst, nebst ihren Vorstehern, haben ihren christlichen Brüdern in Kleinasien und Phrygien ausführlichen Bericht hievon gegeben, aus welchem uns Eusebius in seiner Kirchengeschichte interessante Auszüge aufbewahrt hat. (Hist. eccl. l. V. c. 1. 2. 3.) Zuerst fiel der wahrscheinlich durch Priesterhaß aufgereizte Pöbel einzelne Christen zu Lyon an, verjagte sie an allen öffentlichen Plätzen, beraubte sie ihrer Güter, und lieferte sie unter vielfachen Mißhandlungen dem römischen Magistrate zur Bestrafung aus. Nach und nach wurden mehrere derselben und besonders diejenige gefänglich eingezogen, welche als die Stifter dieser gefährlichen Sekte vor der Obrigkeit angeklagt wurden. Aus diesem Umstande erhellt, was auch der Geschichtschreiber Sulpitius Severus (Hist. Lac. l. II. c. 32.) ausdrücklich versichert, daß die christliche Religion nicht lange zuvor in diesen Gegenden gegründet wurde. Diese ersten ehrwürdigen Boten des Heiles wurden nun auch auf gallischem Boden die ersten Blutzeugen der Wahrheit, welche sie verkündigten.

Es ist rührend, in diesem einfachen Berichte, der zu den interessantesten Dokumenten der frühen Kirchengeschichte gehört, den demüthigen und unerschütterlichen Glaubensmuth wahrzunehmen, mit welchem sich diese ersten Bekenner Christi in Gallien den, mit jedem Tage gesteigerten, Martern ihrer Widersacher freudig unterzogen, und ihrem Bekenntnisse zu Christo bis in den

Tod getreu blieben. Unter ihren Reihen befand sich auch der edle Bischof Pothinus von Lyon, der jetzt über 90 Jahre alt war, und gleich dem alten Simeon freudig, nach mannigfaltiger Mishandlung im harten Gefängnisse, seinen Lauf vollendete. Dort hatte er eine Anzahl seiner leidenden Brüder gefunden, welche, so wie er, um des Bekenntnisses Christi willen, gefänglich eingezogen worden waren, und die, gestärkt durch die hohe Freudigkeit, welche aus dem Gesicht des sterbenden Greisen hervorstrahlte, muthig mit ihm dem grausamen Märtyrertode entgegenzogen. Unter den Verfolgten zeichnete sich besonders eine bekehrte Sklavinn, Blandina, durch die unerschütterliche Beharrlichkeit aus, mit welcher sie die ausgesuchtesten Qualen bei einem zarten und schwächlichen Körper bis zum letzten Todesaugenblick ertrug, und unausgesetzt ihre mit leidenden Brüder und Schwestern zu gleicher Standhaftigkeit im Bekenntnisse zu Christo ermunterte. Sie ermüdete alle diejenigen, erzählt der Bericht der Gemeinde von ihr, welche ihr, einer nach dem andern, vom Morgen bis in die Nacht alle Arten von Martern zufügten. Ihre grausamen Peiniger erklärten sich für überwunden, und wußten nicht mehr, was sie ihr thun sollten. Sie fanden es wundervoll, daß sie noch athmete, da ihr ganzer Körper durchlöchert, und alle ihre Glieder verrenckt und zerbrochen waren. Allein das Bekenntniß: ich glaube an Christum, gab ihrem Herzen immer wieder neue Kraft zum dulden, bis sie am Ende von wilden Thieren zertreten wurde. Eben so standhaft, wie sie, opferte Sanctus, der Diacon der Gemeine zu Vienne, sein Leben um Christi willen auf dem Scheiterhaufen auf, und sprach seinen Brüdern sterbend noch ermunternd zu, seinem Beispiel getrost nachzufolgen. Ermuthigt durch diese Beispiele christlicher Standhaftigkeit traten nun auch diejenigen freiwillig wieder hervor, welche im ersten Anfang der Verfolgung, aus Furcht vor den Mishandlungen, ihren Glauben verläugnet hatten, und jetzt aufs

neue unter dem lauten Bekenntnisse zu Christo dem martervollen Tode sich unterzogen. Sie ermunterte unter ihren Martern, durch seine freundlichen Blicke, ein Arzt aus Phrygien, Alexander, der schon lange in Gallien mit großer Freimüthigkeit und mit apostolischen Gaben das Christenthum ausgebreitet hatte, und der jetzt das gleiche Schicksal muthig mit ihnen theilte, nachdem er auf Befragen furchtlos für einen Christen sich erklärt hatte.

Auf diese Weise wurde auch in Gallien die erste Pflanzung der göttlichen Wahrheit mit dem Blute der Märtyrer getränkt, und dieses Blut war auch hier der Saame, aus welchem der frische Lebensbaum der Kirche Christi hervorwuchs.

§. 135.

Noch dauerte die blutige Verfolgung fort, als an die Stelle des vollendeten Pothinus, im Jahr 177, der fromme Presbyter Irenäus zum Bischof von Lugdunum (Lyon) erwählt wurde. *) Derselbe hatte in seinen frühern Jahren den Unterricht des ehrwürdigen Polycarps in Kleinasien genossen, und war auf Antrieb desselben nach Gallien gezogen, um hier an der Ausbreitung des Werkes Christi zu dienen. Wirklich hatten die Gemeinden des südlichen Galliens das Glück, 25 Jahre lang (J. Chr. 177—202) diesen treuen und muthigen Knecht Christi in ihrer Mitte zu haben, und seines Unterrichtes zu genießen. Irenäus scheint mit ausgezeichnetem Eifer für die Verbreitung der richtigen Erkenntniß Christi in den Abendländern gearbeitet zu haben, und der Herr ließ es ihm gelingen, da und dort eine Frucht seiner frommen Thätigkeit aufkeimen sehen zu dürfen. Der Geschichtschreiber Theodoret stellt ihn als

*) Man vergleiche das Zeugniß, das Eusebius in seiner Kirchengeschichte (B. V. Kap. 20. 26.) über ihn der Nachwelt hinterlassen hat.

das Licht in Gallien dar, das mit der Fackel des Evangeliums dieses Land erleuchtet habe. Nach einer geschichtlichen Sage, die nicht unglaubwürdig ist, soll er im dritten Jahre seines bischöflichen Amtes (J. C. 180) zwei seiner Schüler, den Fereolus und Ferutius, nach Besançon, (Vesontium) die Hauptstadt der Sequaner-Provinz, gesendet haben, um die Sequaner, Helvetier und Roracher (letztere die damaligen Bewohner der Gegend von Basel) in den göttlichen Wahrheiten des Christenthums zu unterrichten. Ein und dreißig Jahre predigten diese beiden Missionarien mit unermüdetem Eifer, und benützten jede Gelegenheit, das Reich Gottes überall in diesen Gegenden auszubreiten; und nachdem sie eine ansehnliche Heerde gesammelt, und die neu gestiftete Gemeinde dieser Gegenden kirchlich geordnet hatten, sollen sie mit ihrem Blute (im Jahr 212) die Wahrheit ihres evangelischen Zeugnisses versiegelt haben. Wirklich treffen wir auch von diesem Zeitpunkte an zu Besançon, im Sequanerlande, ein eingerichtetes Bisthum an, das der Diözese von Lyon untergeordnet war, und von dem aus der erste Same der evangelischen Erkenntniß, besonders im Roracherlande (Bisthum Basel), gepflanzt worden zu seyn scheint. (Vgl. Grandidier histoire d'Alsace. p. 181.)

§. 136.

Auch noch auf weitere Entfernungen hin scheint Irenäus in seinen Tagen segensreich gewirkt zu haben. Es war ihm vor allem darum zu thun, die Einfalt und Lauterkeit der evangelischen Wahrheit gegen die vielfachen Verirrungen zu bewahren, durch welche sie von so manchen, eine selbstgemachte Philosophie mit dem Christenthum vermengenden Irrlehrern gnostischer Sekten befleckt zu werden Gefahr lief, welche selbst in den neuen Missionsgebieten Galliens ihre Irrthümer zu verbreiten suchten. In dieser Absicht schrieb Irenäus in fünf Büchern, eine auch jetzt noch lesenswerthe Schrift,

gegen diese Verführer, welcher er den Titel „Aufdeckung und Widerlegung der fälschlich sogenannten Weisheit" gab, und die man Kürze halben, seine Schrift „wider die Häretiker" zu nennen pflegt. Indem er in derselben mit viel Fleiß die fabelhaften Meinungen zu widerlegen sich bemüht, womit diese gnostischen Irrlehrer die Lehre des Christenthums zu beflecken pflegten, hebt er in derselben zugleich auf eine nachdrückliche Weise das lautere und einfältige Zeugniß von Jesu Christo, dem Sohne Gottes heraus, das die Apostel einstimmig der Welt verkündigt haben, und das als allgemeines Bekenntniß der ältesten Kirche Christi und als wesentliche Grundlage der evangelischen Predigt im Heidengebiete betrachtet werden kann.

Um diesen Lehrbegriff der allgemeinen christlichen Kirche kürzlich darzustellen, sagt Irenäus in dieser Schrift: (contra hæreses. l. II. c. 2.) „Obschon die christliche Kirche durch die ganze Welt, bis an die äußersten Grenzen derselben, verbreitet ist, so hat sie doch durch die h. Apostel und die Lehrjünger derselben allein diesen Glauben empfangen, welcher sich verläßet auf den einigen Gott, den allmächtigen Vater, der den Himmel und die Erde, das Meer und alles was darinnen ist, erschaffen hat; und auf den einigen Herrn Jesum Christum, den eingebornen Sohn Gottes, der wegen unsers Heils ein wahrer Mensch geworden ist; so wie auf den h. Geist, welcher durch die Propheten vorhergesagt hat das Werk unserer Erlösung, nämlich die Zukunft Gottes, unsers lieben Herrn Jesu Christi, dessen Geburt nach dem Fleisch von der Jungfrau Maria, dessen Leiden, Tod und Auferstehung von den Todten, seine Himmelfahrt und seine Wiederkunft aus dem Himmel in der Herrlichkeit des Vaters, auf daß Er das ganze Menschengeschlecht von den Todten auferwecke und Alles wiederbringe; damit sich unserm Herrn und Gott, Heiland und König Jesu Christo, nach dem Wohlgefallen des unsichtbaren Vaters alle Kniee

beugen derer, die im Himmel, auf Erden und unter der Erden sind, auf daß Er über Alle, und Jeden ein gerechtes Gericht halte, die boshaften Geister sammt den gottlosen und ungerechten Menschen in das höllische Feuer werfe, den Gerechten und Heiligen aber, die theils jederzeit seine Gebote gehalten, theils durch Buße wieder zu Ihm gekehrt, und in seiner Liebe verharret sind, das Leben und ein unvergängliches Wesen mittheile."

Und nun fährt Irenäus (Kap. 3) weiter zu sagen fort: „Diese Predigt und diesen Glauben hat die Kirche Christi, so wie sie in der ganzen Welt umher zerstreuet ist, angenommen, und bis jetzt als Eine Familie Gottes, die dasselbe Haus bewohnt, sorgfältig bewahrt; und was sie mit Einem Herzen glaubt, das lehrt sie auch überall mit Einem Munde. Denn obgleich in der Welt die Sprachen der Menschen verschieden sind, so ist doch der Inhalt dieser apostolischen Ueberlieferung allenthalben ein und derselbige. Anders glauben und lehren nicht die Christengemeinden, welche in den beiden Germanien gestiftet worden sind, und eben so wenig anders die Christengemeinden in Spanien, oder unter den Celten (in Gallien), oder im Morgenlande, oder in Egypten und Libyen, oder die mitten in der Welt (mitten im römischen Reiche in Italien) sich befinden. So wie nämlich die Sonne, dieses herrliche Werk Gottes in der ganzen Welt eine und die gleiche ist, eben so leuchtet und erleuchtet, auch die Sonne der göttlichen Predigt alle Menschen, welche zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen wollen."

Ein merkwürdiges Zeugniß der ältesten Missionsgeschichte, das nicht nur die vollkommene Einheit und evangelische Lauterkeit der Predigt des göttlichen Wortes in jenen Tagen klar beurkundet, sondern auch willkommene Spuren uns nachweist, für die geschichtliche Sicherheit der Annahme, daß schon in der letzten Hälfte des zweiten Jahrhunderts die Erkenntniß Christi da

und dort in den beiden Germanien angepflanzt, und einzelne Christenhäuflein gesammelt waren. Dieß konnte wohl damals Niemand besser wissen und gültiger bezeugen, als der Bischof zu Lyon, zu dessen Sprengel diese Länderstrecken gerechnet wurden. Bekanntlich wurde nämlich damals das meist noch wilde Land der Germanen in das diesseits (Germania cisrhenana auf dem linken Rheinufer) und jenseits des Rheins (Germania transrhenana auf dem rechten Rheinufer) gelegene Germanien eingetheilt. Dieses diesseitige Germanien, das zur lugdunensischen Provinz gehörte, und meist von celtischen Völkerstämmen längst des Rheines hinab bewohnet war, theilte man wieder in das obere (Germania prima) und in das untere (Germania secunda) Germanien ab, in welchem auf den römischen Colonien umher in diesen Tagen die Ausbreitung des göttlichen Wortes bereits emsiglich betrieben wurde.

§. 137.

Nur langsam und meist auf spurlosem Wege arbeitete sich im Laufe des dritten Jahrhunderts das Licht der göttlichen Wahrheit durch die finstere Macht des celtischen Druidenthums hindurch. Die Geschichte nennt uns sieben Knechte Christi, welche um die Mitte dieses Jahrhunderts zur Verstärkung der Mission von Italien aus nach Gallien gekommen seyn, und von denen sich nach viel erlittener Mühseligkeit und Lebensgefahr Dionysius zu Lutetia (jetzt Paris), Gratian zu Turonum (jetzt Tours), Trophimus zu Arelata (jetzt Arles), Paulus zu Narbonna (Narbonne), Saturninus zu Tolosa (Toulouse), Martialis zu Lemovicum (Limoges), und Stremonius zu Claramontium (Clermont in Auvergne) als Boten Christi zuerst niedergelassen, und den Grund zu einer Christengemeinde, deren Bischöfe sie wurden, in diesen Städten gelegt haben sollen. (Gregorii Turon. Historia Francorum. l. I. c. 28.) Dieß kann Niemand unwahrscheinlich finden, ob gleich es nur

ein Schriftsteller meldet, welcher 300 Jahre später gelebt hat. Aber Schade ist es, daß uns die Geschichte nicht weiter von ihren Arbeiten in Gallien erzählt, und wir eben darum den ersten Ursprung dieser ansehnlichen Christengemeinden nicht aufzuhellen vermögen. Wahrscheinlich hatte die um die Mitte des dritten Jahrhunderts schon heftig wüthende Verfolgung des Kaisers Decius diese Christen nebst vielen Andern aus Italien vertrieben, und sie hatten in dem entfernten Gallien eine Freistätte aufgesucht, und im Drang der Liebe Christi ihren Aufenthalt dazu benützt, dem Evangelio in den Wildnissen dieses Heidenlandes neue Freunde zu gewinnen. Diese Anfrischung des christlichen Ausbreitungseifers war um so nöthiger, da seit der letzten Verfolgung des Kaisers Severus, in welcher auch Irenäus sein Leben verloren zu haben scheint, die Kirche Christi in Gallien in einem schmachtenden Zustande, und dem gänzlichen Erlöschen nahe war. Vermuthlich hatte die Hitze der Verfolgung die meisten Christen in die pyrenäischen und Alpengebirge hineingejagt, um sich in denselben gegen die Nachstellungen ihrer Widersacher zu verbergen, bis sie sich allmählig wieder in ihrer Heimath sammeln konnten. Eben darum machte auch die Erkenntniß der göttlichen Wahrheit nur gar langsame Fortschritte unter ihren heidnischen Mitbürgern; und das ganze dritte Jahrhundert ging vorüber, ehe die Kirche Jesu sich allgemeiner in Gallien verbreiten konnte.

§. 138.

Es war eine huldreiche Fügung der Vorsehung Gottes, daß in dem letzten und schwersten Kampfe des Christenthums mit dem Heidenthume, gerade diejenigen Provinzen des römischen Reiches, in denen die Gemeinde Jesu noch am schwächsten war, einem Regenten in die Hände fielen, der dem Christenthum keineswegs abgeneigt war, und die Verfolgungswuth seiner Mitregenten in den Abendländern, so gut er es zu thun vermochte, zu mil-

dern sich bemühte. Der heisseste Kampf ward in diesen drangsalsvollen Tagen in den morgenländischen Provinzen gefochten, in denen das Werk Christi bereits so erstarkt und eingewurzelt war, daß keine Menschenmacht das sterbende Heidenthum wieder in seine alte Herrschaft einzusetzen vermochte. In diesen entscheidungsvollen Jahren war die Regierung von Spanien, Gallien und den brittischen Inseln dem Constantius Chlorus anvertraut, dessen Herz der Herr der Gemeinde also gelenkt hatte, daß er das zerstoßene Rohr der kaum gepflanzten Kirche nicht zerbrechen durfte. Freilich vermochte er es nicht zu hindern, daß nicht in Gallien da und dort Kirchen niedergerissen, und einzelne Christen zum Tode verurtheilt wurden (Euseb. H. eccl. l. VIII. c. 13.). Aber dennoch ward das Werk Christi nicht gehindert, vielmehr scheinen manche morgenländische Christen ihre Zuflucht in diesen Abendländern gefunden, und der Verbreitung der Kirche Christi in denselben neue Kräfte gebracht zu haben, bis endlich Constantin als Alleinherrscher des ganzen römischen Reiches den Thron bestieg, und der Verbreitung des Christenthums in den Abendländern den freien Lauf sicherte.

Wie schnell und kräftig schon in den ersten Jahren seiner Regierung, da er als Nachfolger seines Vaters nur erst die abendländischen Provinzen des Reiches regierte, die Kirche Christi in denselben emporgewachsen seyn müsse, dieß beweist der Umstand, daß Constantin zur Wiederherstellung des kirchlichen Friedens, der durch Streitigkeiten, über die Wiederaufnahme der Abgefallenen in den Schooß der Kirche gestört worden war, im Jahr 314 eine Kirchenversammlung nach Arelate (Arles) zusammenberief, auf welcher nicht weniger als 600 Bischöfe und andere christliche Lehrer sich einfanden, welche dem größten Theile nach in diesen abendländischen Provinzen ihre evangelische Wirkungskreise gefunden hatten.

Freilich drohte diesem lieblich aufblühenden Saatfelde der Kirche ein neuer Sturm, welcher dasselbe für immer zu Grund zu richten drohte. Die große Völkerfluth, welche den Westen Europas überschwemmte, hatte sich bereits an seinen Grenzen furchtbar aufgethürmt, und keine Menschenmacht war stark genug, sie in ihre alten finstern Strombeete zurückzuleiten. Das ausgestreute Waizenkorn war in Gefahr, unter ihren wilden Wogen für immer unterzugehen; aber bald zeigte sichs, daß die geheimnißvolle Kraft des Wortes Christi auch den wilden Muth des Barbaren zu bezähmen vermochte, und daß das kleine Saatkorn eine unerwartet große Ernte in seinem Keime in sich schloß.

Eilfter Abschnitt.

Früheste Anpflanzungsgeschichte des Christenthums in den Donauländern bis zum obern Rhätien.

§. 139.

Von Griechenland und Macedonien aus war schon im apostolischen Zeitalter die Erkenntniß des Heiles nach Illyrien und Dalmatien gebracht worden, und der Apostel Paulus selbst hatte mit seinen Reisegefährten diese Länder durchzogen, um die Gemeinde Christi in denselben anzupflanzen. Nicht minder deutlichere Spuren schließt die Geschichte des apostolischen Zeitalters für die Behauptung in sich, daß auch die beiden benachbarten Provinzen Mösien und Dazien, welche schon längst dem Römerstaate einverleibt waren, bereits in dieser frühesten Zeit von den verschiedenen Aposteln und den unmittelbaren Schülern derselben, mit dem Glauben an Christum bekannt gemacht wurden, und daß die Christengemeinden in diesen Ländern mit ihren christlichen

Brüdern in Griechenland und Kleinasien eine genaue Verbindung unterhielten. Die Verfolgungen, die gerade in den kleinasiatischen Provinzen, an den südlichen Ufern des schwarzen Meeres im Anfang dieses zweiten Zeitraums zuerst ausbrachen, und in diesen am heftigsten wütheten, trugen nicht wenig dazu bei, diesen innern Zusammhang der Gläubigen in verschiedenen benachbarten Provinzen zu verstärken und, durch die Zerstreuung der Christenhäuflein, der schnellern Verbreitung des Reiches Christi aufzuhelfen.

Die früheste Geschichte bezeichnet uns zwei verschiedene Wege, auf denen das Licht des Evangeliums nach und nach in die Finsternisse der Donauländer einzog. Die erste und früheste Anregung kam von Klein-Asien und Griechenland her, und war das gesegnete Mittel, auf den nördlichen Ufern des schwarzen Meeres und in den untern Gegenden der Donau, der Erkenntniß Christi die Wege zu bereiten, und so an den Ufern dieses mächtigen Stromes allmählig in das Herz von Deutschland hinauf zu dringen. Aber auch von dem obern Italien aus drangen die Strahlen des aufgehenden Glaubenslichtes frühe schon in die wilden Gebürge Rhätiens ein, und breiteten sich durch die engen Alpthäler in die obern Donauländer aus, und so geschah es, daß die obern und untern Gebiete dieses mächtigen deutschen Stromes früher als die Mittelländer desselben den ersten Morgenstrahl der göttlichen Wahrheit wahrnehmen durften.

§. 140.

In den Donauländern hatten, wie in andern Gegenden Europas, hundert Jahre zuvor die römischen Waffen dem Evangelio Christi vorgearbeitet, und für den Lauf desselben die verhauenen Bahnen in die Wildniß der germanischen Gauen durchbrochen. Schon der Kaiser August hatte, gerade um die Zeit der Geburt Christi, von Pannonien an, die mächtige Länderstrecke an dem rechten Donauufer hinauf bis nach Rhätien, mit seinen sieg-

reichen Legionen erobert, und dem römischen Reiche als neue Provinzen einverleibt. Um denselben in diesen abgelegenen Wildnissen gegen den tapfern Widerstand der Markomanen, Quaden, Allemanen und anderer deutschen Völkerschaften feste Haltungspunkte zu verschaffen, hatte August, mit richtig berechneter Staatsklugheit, von einer Stelle zur Andern, Ansiedelungen römischer Bürger angelegt und diese neue Colonien zugleich zu den Standquartieren seiner Legionen gemacht, um auf diese Weise den Grund nicht blos zur militärischen, sondern auch zur bürgerlichen Civilisation in den neueroberten Provinzen der Barbaren zu legen. Auf diese Weise wurden von dem Kaiser August auf einmal eine Masse von nicht weniger als 120,000 römischen Colonisten in die neuen Pflanzstädte der obern Donauländer gesendet, und von Zeit zu Zeit mit Tausenden neuer Ansiedler vermehrt, um diese nordöstlichen Grenzen seiner großen Staaten gegen die immer wiederholten Einfälle der Barbaren sicher zu stellen. Alle diese Unternehmungen der römischen Eroberungssucht und Staatsklugheit mußten unter der weisen Leitung der Vorsehung Gottes eine heilsame Vorarbeit für die Ausbreitung der Erkenntniß Christi werden, und den Lauf derselben auf mannigfache Weise fördern. Mit den römischen Legionen zog überall römische Sprache und Bildung, römische Gesezgebung und Religion in den neueroberten Provinzen ein, und drangen sich unwillkührlich den rohen Barbaren auf. Ein vielfacher Lebensverkehr knüpfte sich mit denselben an, neue zuvor nie gekannte Bedürfnisse wachten unter ihnen auf, sie lernten die Vortheile kennen, welche das geordnete Zusammenleben in Städten darbot; sie wurden für die Aufnahme fremder Sitten und Lebensweisen, fremder Sprache und Religionsmeynung zugänglicher, und so fanden, mit der Sprache, die ersten Boten des Heiles zugleich die ersten Keime der Bildung und eines angeregten Sinnes vor, dem sie nur mit dem bessern Lichte der evangelischen Wahrheit freundlich entgegen kommen durf-

ten, um in diesen Wildnissen einer barbarischen Welt, empfängliche Gemüther für das Wort Christi anzutreffen. Doch um die Art und Weise dieser ersten Pflanzungen des Christenglaubens in den Donauländern zu beleuchten, ist vor allem erforderlich uns von den Mündungen der Donau an, längst ihres weitausgedehnten Strombetes bis an die rhätischen Alpen hinauf, geographisch auf dem rechten Ufer desselben einen Augenblick umzusehen!

§. 141.

An Dazien und Mösien grenzte Pannonien, ein mächtiger Landesstrich, der sich von Illyrien bis zu den Ufern der Donau und zu den norischen Alpen hinaufzog, und ursprünglich von einem thrazischen Volksstamme bewohnt wurde. Das Land wurde in Ober- und Nieder-Pannonien abgetheilt. Ersteres faßte alle die Ländergebiete in sich, die wir jetzt mit dem Namen Steyermark, Crain, Croatien, Kärnthen, Windisch-Mark, und einen Theil von Oestreich bezeichnen. Unter-Pannonien begriff Bosnien, Sklavonien und denjenigen Theil von Ungarn in sich, welcher zwischen der Donau, dem Flusse Raab und der Drave liegt. Schon der Kaiser August hatte einen großen Theil dieser Länder erobert, und sein Thronfolger Tiberius, durch seinen Sohn Drusus, die Eroberungen bis an die Donau vollendet und bleibend in römische Provinzen verwandelt. Von nun an wurden von den Römern in dem Lande umher römische Colonien angelegt, feste Städte erbaut, und der Besitz dieser Provinzen durch Castelle und Standlager römischer Legionen gesichert. Die ältesten und bekanntesten dieser festen Römer-Colonien im Lande waren: Sigesta oder Siscia jetzt Sisek in Croatien, Petavio oder Petavium jetzt Petau in Steyermark, Amona oder Emona jetzt Unter-Laubach, Nauportus jetzt Ober-Laubach in Crain, Vindobona jetzt Wien in Oestreich, Cerabantia jetzt Serabing, Sirmium jetzt Sir-

misch, Taurunum das heutige Belgrad oder Griechisch-Weißenburg, und andere mehr, welche sämmtlich von zahlreichen Colonistenhaufen bewohnt waren. Auch Castelle wurden viele im Lande umher angelegt, von denen uns manche die spätere Missionsgeschichte nennen wird.

Pannonien, und noch mehr die tiefer liegenden Provinzen Dazien und Mösien, waren während dieses ganzen Zeitraumes der blutige Schauplatz anhaltender Kriege zwischen den Römern und Gothen, einem kriegerischen deutschen Volksstamme, gewesen, die sich von der Küste des baltischen Meeres, in immer zahlreichern Schaaren, nach den Ufern des schwarzen Meeres herabzogen, um in den südlichen Provinzen des Römergebietes schönere Wohnsitze aufzusuchen. Mit den Gothen verschmolzen sich nach und nach viele andere germanische Volksstämme, die mit ihnen ihr Glück im reizenden Süden versuchen wollten, und so folgt in diesen Grenzländern von dieser Zeit an, ein Krieg auf den andern zwischen ihnen und den Römern, der am Ende den gänzlichen Untergang des römischen Reiches herbeizog.

Die Missionsgeschichte des nächsten Zeitraumes wird uns mitten in diesen Volkstumult hinein führen, in welchem die Gothen ihren germanischen Bundesstämmen voranzogen, und welcher auch der Ausbreitungsgeschichte des Christenthums in den Abendländern einen ganz neuen Boden bereitete. Aber auch schon in diesen frühern Jahrhunderten unserer Geschichte waren die einwandernden Gothen dem Lichte der göttlichen Wahrheit nicht ganz fremde geblieben, indem sie während ihrer Kriege mit den Römern vielfache Gelegenheit erhielten, das Christenthum kennen zu lernen.

Philostorgius, ein Schriftsteller des vierten Jahrhunderts erzählt nämlich in seiner Kirchengeschichte, (l. II. c. 5.) daß bei den Streifzügen, welche die Gothen unter dem Kaiser Valerian (J. Chr. 253) nach den Kleinasiatischen Provinzen machten, diese auch viele Christen, und unter diesen manche Christenlehrer, als Ge-

fangene nach den Donauländern geschleppt haben sollen. *) Diese Christen blieben nun unter den wilden Gothen, und waren zur Ausbreitung des Evangeliums unter denselben thätig, so daß wir schon innerhalb dieses Zeitraumes da und dort in Pannonien eine Christengemeinde antreffen, welche von diesen Gefangenen unter den Eingebohrnen sowohl als den eingewanderten Gothen gesammelt worden war. Wirklich finden wir unter den Bischöfen welche der nizenischen Kirchenversammlung (J. 325) beiwohnten, auch einen gewißen Theophilus, welcher Bischof der Gothen genannt wird. (Socrates hist. eccles. l. II. c. 41.) Diese ersten Keime des ausgestreuten Christenglaubens bildeten sich unter der stillen Pflege dieser gefangenen Christen immer weiter aus; und bereiteten die Wege und Mittel vor, durch welche bald im Anfang des nächsten Zeitraums das ganze Volk der Gothen veranlaßt wurde, unter allen germanischen Völkerstämmen zuerst für die Religion Christi sich gemeinsam zu entscheiden, und auf diese Weise die Fortpflanzung des Christenglaubens unter den einwandernden Völkerstämmen mannigfaltig zu erleichtern.

§. 142.

Längst der Donau hinauf dehnten sich die beiden Provinzen Noricum und Vindelizien aus, an welche in westlicher Richtung das gebürgigte Rhätien sich anschloß, dessen Grenzen sich tief nach Ober-Italien (Gallia transpadana) hineinzog. Norikum faßte den größern Theil des heutigen Oestreichs bis an den Kalenberg, Vindelizien das jetzige Alt-Baiern, und das hohe Rhätien Tyrol und Graubündten in sich. Die Eroberung aller dieser Ländergebieten war von August begonnen und von Drusus, dem Sohne seines Nachfolgers Tiberius, vollendet, und diese in römische Provinzen, mit römischem

*) Man vergleiche die bereits oben angeführte, gleichlautende Stelle des Sozomenus, Histor. eccles. l. 2. c. 6.

Bürgerrechte, verwandelt worden. Die ursprünglichen Einwohner waren celtischen Stammes, in viele kleine Völkerstämme mit besondern Namen gespalten, bis sie später unter dem gemeinschaftlichen Namen der Bojoarier (Bojer, Baiern) in Einen Volksstamm zusammenschmolzen. Auch in diesen neueroberten Provinzen hatten die Römer frühe schon häufig, zu Sicherstellung ihrer Herrschaft gegen die Einfälle der kriegerischen Germanen des linken Donauufers, die mit denselben verwandten Landeseingebornen größtentheils in andere Gegenden versetzt, und an ihre Stelle römische Colonien da und dort in zahlreichen Haufen angesiedelt, feste Städte und Castelle erbaut, und zu der ursprünglichen Landesreligion, die im Sonnen-(Bollenus) und Gestirnendienst so wie in den übrigen Lehren des celtischen Druidenthums bestand, ihre römische Götternamen hinzugefügt, um je mehr und mehr die Landeseingeornen mit sich zu verschmelzen. Die bekanntesten unter diesen neuangelegten Römer-Colonien sind, Laureacum (Lorch, ein Marktflecken in Oestreich ob der Ens), Juvavia oder Juvavo (Salzburg), Virunum (Volkmark), lauter römische Colonistenstädte in Noricum; Augusta Vindelicorum (Augsburg), Reginum (Regensburg), Bregantia (Bregenz am Bodensee) in Vindelicien; Tridentum (Trident), Belunum (Belluno), Bauzanum (Botzen), Clevena (Cleven), Curia (Chur) und andere in Rhätien, die sich in der Missionsgeschichte meist als die ersten bischöflichen Wohnsitze in diesen Provinzen auszeichnen. Auch an befestigten römischen Feldlagern fehlte es in diesen Ländern nicht, unter denen besonders die Castra Tiberica, Castra Quintana, Castra Quadrata, Castra Batava, Castra Augusta und andere sich auszeichneten, in denen die römischen Legionen ihre Standquartiere hatten, und welche auch in unserer Missionsgeschichte ihren mannigfaltigen Einfluß auf die Landeseinwohner umher geübt haben. Alle diese Namen nennen uns nämlich die ersten Missionsstationen dieser neueroberten Provinzen,

von denen frühe schon der erste Morgenstrahl der christlichen Erkenntniß ausging, der sich immer weiter in dem finstern Lande umher ausbreitete.

§. 143.

Die Kirchengeschichte Oestreichs und Baierns hat in dem verflossenen und dem gegenwärtigen Jahrhundert, für die erste Periode ihrer Pflanzung, eine Reihe von gelehrten Forschern gefunden, welche auf eine willkommene Weise unserer Missionsgeschichte in diesem Gebiete der Donauländer vorgearbeitet haben. Unter ihnen haben sich durch die Fülle und Gründlichkeit ihrer kirchengeschichtlichen Untersuchungen, ein Hieronymus Pez, *) Hundt, **) Hansiz, ***) Falkenstein ****) und vorzüglich V. A. Winter *****) ausgezeichnet, deren Schriften bei dieser kurzen Uebersicht der frühesten Missionsgeschichte in den Donauländern benuzt wurden.

Auch diese ersten Pflanzungen der Kirche Christi verlieren sich, in ihren stillen Anfangspunkten, in ein Dunkel welches, bei dem gänzlichen Mangel an bestimmten Zeugnissen, die Geschichte nicht weiter aufzuhellen vermag. Unstreitig haben auch hier, so wie in Gallien, die einwandernden römischen Colonisten, römische Soldaten, welche in die Donauquartiere verlegt wurden, so wie, von Trajans Zeiten an, die Christenverfolgungen in Griechenland und Kleinasien, auf zufällig scheinendem Wege das Meiste dazu beigetragen, daß der Saame der göttlichen Erkenntniß

*) Scriptores rerum Austriacarum 3 Vol.

**) Scriptores rerum Boicarum Aug. Vindel. 1763 11 Vol.

***) Germania sacra. 1727. II. Vol.

****) Geschichte von Baiern.

*****) Vorarbeiten zur Beleuchtung der östreichischen und baierischen Kirchengeschichte. München. 1805 2 Bd., und: Aelteste Kirchengeschichte von Alt-Baiern, Oestreich und Tyrol. Landshut 1813. 2 Bd.

da und dort unbemerkt in diesen Heidenländern weit umher gestreut wurde.

Unter den zahlreichen römischen Colonisten, welche in diese Länderstrecken einwanderten, und die zum Theil aus Bewohnern der kleinasiatischen Provinzen bestanden, befanden sich wohl auch manche Christen, welche die Gelegenheit der Auswanderung aus ihrem Vaterlande gerne benutzten, weil sie dadurch dem argwöhnischen Auge einer unduldsamen Priesterschaft und Regierung weiter entrückt wurden, und zugleich das gewünschte Mittel fanden, nach dem Drange ihres Herzens, auch den barbarischen Völkern den gekreuzigten Christus bekannt zu machen. So kam es daß wir immer in der Geschichte, auf diesen römischen Ansiedelungen zu Lorch, Juvavo, Augsburg u. s. w., die ersten Spuren von Christenhäuflein antreffen, welche nach und nach sich hier gesammelt, und wohl auch einzelne der Landeseingebornen für das Christenthum gewonnen hatten. Bei dem Zusammenhang, den sie mit den Christengemeinden ihrer Heimath bewahrten, mußte es ihnen leicht werden, da und dort einen christlichen Lehrer aufzumuntern, daß er zu ihnen in ihre entfernten Wildnisse zog, um das Werk Christi in ihrem Kreise zu pflegen, und zugleich als Bote Christi unter den umherwohnenden Barbaren zu arbeiten.

Aber auch die römischen Legionen waren nicht selten in der Hand der Vorsehung das erste Mittel, die Erkenntniß Christi weiter auszubreiten. Unter ihnen befanden sich früher schon einzelne christliche Soldaten, denen die Gelegenheit willkommen seyn mußte, in ihrer Abgeschiedenheit, für die Sache des Herrn thätig zu seyn. Tertullian beruft sich ausdrücklich in seiner Schutzschrift an den Kaiser (in Apologetico c. 37.) darauf, „daß die Festungen, Armeen, Legionen und Feldlager mit Christen angefüllt seien.“ — Dieß hatte auch wenige Jahre zuvor, (J. Chr. 174) der merkwürdige Vorfall bewiesen, der sich bei der zwölften Legion, die den Beinahmen der

bligenden führte, zutrug, den wir bereits oben (§. 14. S. 19 f.) erzählt haben. Marc Aurel hatte sie, gerade in der Nähe von dem Donau-Uebergang bei Laureacum in Norikum, gegen die Quaden und Markomannen geführt, welche auf dem jenseitigen Donauufer ihr Heerlager aufgeschlagen hatten. Wie man auch immer jenen merkwürdigen Vorfall, den die früheste Kirche als ein Wunder erzählt, deuten mag, so geht in jedem Falle so viel aus demselben hervor, daß bereits nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts sich Schaaren christlicher Soldaten unter den römischen Legionen befanden, und daß ein Theil derselben auch in den Feldlagern der Donau-Provinzen diente; welche in dieser Lage mannigfache Gelegenheit hatten, nach der Anweißung der apostolischen Lehre „zu scheinen als Lichter in der Welt."

§. 144.

Die Kirche zu Lorch (Laureacum) wird nach Zeugnissen der frühesten Geschichte für die erste und älteste Kirche in den Donau-Provinzen, und den Muttersitz des Christenthums gehalten, von welchem aus die Strahlen des evangelischen Lichtes sich nicht blos über Noricum und Vindelizien, sondern selbst über die beiden Pannonien, schon in der frühesten Zeit verbreitet haben. Der römische Bischof Agapit II. (J. Chr. 946—956) sagt in einer auf die Metropolitankirche zu Lorch sich beziehende Bulle, „daß sich die Gnade des Glaubens von Lorch durch die Hülfe der nachkommenden Prediger in die Provinzen von Ober- und Unter-Pannonien ausgegossen habe" (Petz Script. rer. Austr. l. I. c 65.). Zugleich hält es die Mehrzahl der baierischen Geschichtschreiber für entschieden, daß diese Kirche nicht nur zu den Zeiten der Apostel sondern selbst von den Aposteln gegründet wurde.

Läge nicht den meisten Behauptungen dieser Art das selbstsüchtige Beginnen zu Grunde, auf den Adel frühe-

rer Alterthümlichkeit zugleich den Anspruch auf höhern Vorzug zu gründen, und die vermeintlich-apostolische Abkunft zur Dienerinn des hierarchischen Ehrgeizes zu machen, so möchte unsere evangelische Missionsgeschichte immerhin solchen zerstreuten Spuren geschichtlicher Andeutungen sich zuversichtlicher überlaßen. Aber selbst ein katholischer Gelehrter (Herr Professor Winter in seinen obengenannten Vorarbeiten. 1 Bd. S. 32 f.) hat überzeugend bewiesen, daß die für diese Behauptung gewöhnlich angeführten Zeugnisse eben keineswegs die apostolische Pflanzung dieser Kirche, aber doch so viel beweißen, daß sie mit Recht für die älteste Kirche der Donauprovinzen gehalten wird.

Indeß ihr geschichtlicher Ursprung in ein Dunkel sich verliert, das nunmehr die historische Forschung nicht mehr aufzuhellen vermag, so strahlt im Entwicklungsgange der Zeit die fromme Missionsthätigkeit dieser Kirche desto erfreulicher hervor. Wir treffen in derselben den ersten bischöflichen Sitz, und bald hernach eine Metropolitankirche an, welche ihre Wirksamkeit über sämmtliche Donau-Provinzen ausbreitet, und das kräftige Mittel in der Hand Gottes ist, nicht nur im Laufe des dritten und vierten Jahrhunderts dem Werke Christi eine immer allgemeinere Verbreitung unter den heidnischen Einwohnern dieser Länder zu verschaffen, sondern auch in den darauf folgenden Stürmen der Völkerwanderung das Schifflein Christi zu bewahren, das unter denselben so oft dem Untergange nahe war. Die nächste Periode unserer Geschichte wird uns die Veranlassung darbieten, auf die Mutterkirche zu Lorch nochmals zurückzukommen, und den heilsamen Einfluß gewahr zu werden, den mehrere ihrer Bischöfe auf die Verbreitung des Christenthums in diesen Gegenden geübt haben.

§. 145.

In ein mannigfaltiges Dunkel sind die frommen Sagen von dem heiligen Lucius eingehüllt, der uns in

der letzten Hälfte des zweiten Jahrhunderts als das ausgezeichnete Werkzeug genannt wird, durch welches nicht blos in den obern Donauländern, sondern auch in den Gebürgen Helvetiens, die Kirche Christi viele ihrer frühesten Siege erfochten haben soll. Die Lucienhöhle, der Luciensteig in Graubündten, und andere Ueberbleibsel des frommen Alterthumes (S. Hottingers helvetische Kirchengeschichte 1. Thl. S. 91. f.) gestatten uns nicht, an dem Bilde eines Mannes unbemerkt vorüberzuziehen, den das alte Rhätien noch jetzt seinen ersten Apostel nennt.

Lucius, ein König der Britten, so erzählt die alte Legende, vernahm auf seiner fernen Insel das Wunder der blitzenden Legion, und dieß bewog ihn ein Christ zu werden, und deßhalb zwei Abgeordnete an den Papst Eleutherius abzusenden, um bei demselben um Glaubensboten anzuhalten, welche ihn und sein Volk in das Heiligthum der christlichen Religion einweihen sollten. Der Papst säumte nicht den frommen Wünschen des Königs entgegenzukommen, und der christlichen Religion neuen Boden zu gewinnen. Unverweilt mußten sich auf seinen Befehl Fugatius und Damianus auf den Weg machen nach Brittanien zu ziehen, und den König samt dessen Volk zu taufen. So bald Lucius durch die Lehren des Christenthums die himmlischen Schätze näher kennen gelernt hatte, eckelte ihn alles Irdische an; er legte Brittaniens Krone nieder, vertauschte den Scepter mit dem Pilgerstabe, und seine Reichthümer mit der Armúth Christi. Es war zwar nicht bei einem König, doch bei den Lehrern jenes Zeitalters, Sitte geworden, ein irdisches Vaterland zu verlassen, um ein himmlisches zu suchen. Er kam unter Gottes Leitung nach Rhätien, und in die angrenzenden Länder, und gewann der neuen Religion sowohl durch Lehren der himmlischen Weisheit, als durch einen, derselben entsprechenden Wandel, viele Anhänger. Er unternahm eine Reise nach Reginum (Regensburg), um diese römische Colonie auch zu einer

Pflanzstadt Jesu Christi zu machen. In gleicher Absicht zog er nach Juvavo (Salzburg); streute hie und da in Norikum den Saamen des Evangeliums aus; reiste endlich nach Chur in Rhätien zurück, wo er sein rühmliches Leben mit einem eben so rühmlichen Tode beschloß. Er soll nämlich unterwegs zu Augsburg gegeißelt, mit Steinen geworfen, und in einen Brunnen gestürzt worden seyn, aus dem er mit harter Mühe und mit Beihülfe frommer Menschen gerettet wurde. Nach seiner Ankunft in Chur habe er in einer Felsengruft in der Nähe der Stadt seine Wohnung aufgeschlagen, das ganze Land Christo unterthan gemacht, und am Ende die Märtyrerkrone errungen.

Diese fromme Sage, die sich im römischen Martyrologium, in einem Diarium des Andreas von Regensburg aus dem vierzehnten Jahrhundert, und in verschiedenen alten Chroniken von Chur findet, hat von Aventin an, die baierische und helvetische Kirchengeschichte nacherzählt. Wenn auch die Unzuverläßigkeit der Quellen, aus denen diese alte Sage fließt, so wie die vielfachen Wiedersprüche und Dunkelheiten, die sich in der Darstellung der einzelnen Erzähler derselben finden, die Verdächtigkeit ihrer Nebenumstände für den unbefangenen Forscher der Geschichte begründen, so läßt sich doch wenigstens die Thatsache nicht mit zureichendem Grunde läugnen, daß ein gewisser frommer Mann Namens Lucius, in einem der frühern Jahrhunderte der Kirche Christi, in Rhätien und den obern Donaugegenden umherzog, der mit segensreichem Erfolg den heidnischen Einwohnern das Evangelium verkündigte, und sein thatenreiches Leben mit dem Märtyrertode schloß. Daß ihn die alte Sage zum König der Britten macht, darf darum eben nicht befremden, weil die meisten Missionarien von den brittischen Inseln her, im Mittelalter als Boten Christi in unsern deutschen Gauen einzogen, und häufig von den alten Chronikenschreibern als Königs-

söhne eingeführt werden, um dadurch ihrem ehrenvollen Berufe noch größere Achtung zu gewinnen.

§. 146.

Sicherer noch, aber doch erst aus dem dreizehnten Jahrhundert stammend (Cf. Pezii script. rer. Austr. Tom. I. p. 26.), sind die geschichtlichen Spuren welche uns das christliche Alterthum von dem Leben und Wirken Maximilians aufbewahrt hat. Dieser Maximilian soll nämlich um die Mitte des dritten Jahrhunderts Christenlehrer zu Lorch gewesen seyn, und nicht blos in dieser Colonie, sondern auch im ganzen Norikum umher eifrig zur Ausrottung des Heidenthumes und Pflanzung der Kirche Christi mitgewirkt haben. Derselbe war von Celeia (Cilly in Crain), einer römischen Pflanzstadt in Pannonien, gebürtig, wo ihm sein Vater durch einen Priester eine christliche Erziehung gegeben haben soll. Nach vielen Missionswanderungen in der Provinz Norikum kehrte er nach Cilly, seiner Vaterstadt, zurück, um die Christengemeinde daselbst unter mancherlei Gefahren, welche ihrem Wachsthum drohten, im Glauben zu stärken, und seinen Pilgerlauf an der Stelle zu vollenden, an welcher er in das Leben eingetreten war.

In dieser Stadt hatte der römische Kriegsgott Mars einen Tempel, und der daselbst wohnende römische Feldhauptmann, Eulasius, ließ, um die von der Donau heranstürmenden Barbaren zurückzutreiben, in der Stadt durch einen Herolden ausrufen, daß am folgenden Tage, bei dem Schall der Posaune, alle Einwohner ohne Unterschied des Standes in den Marstempel eilen, und durch Opfer die Gunst der Götter zu erlangen streben sollen, um in dem bevorstehenden Treffen den Sieg davon zu tragen.

Die Posaune tönte, und unverweilt strömten theils Heiden, theils auch viele Christen dahin; einige der Letztern aus Furcht der Martern, andere aus Leichtsinn,

streuten Weihrauch und brachten verschiedene Opfer. Maximilian, davon benachrichtigt, und durch ein eifriges Gebet gestärkt, drang mitten durch seine Mitbürger im Tempel zu Eulasius, dem römischen Anführer, hin und hielt ihm eine Strafrede: „Warst du nicht, sprach er, in diese Gegend geschickt, um sie gegen den Feind zu beschützen, und du, ärger als jeder Feind, stürzest diejenigen ins Verderben, die du retten solltest? Eulasius, vom Zorn entflammt, mit den Zähnen knirschend, machte dem langen Wortwechsel, in welchem Maximilian ihm sein grausames Verfahren verwies, zuletzt dadurch ein Ende, daß er den Soldaten den Befehl gab, ihn zu dem Götzenaltare zu führen. Würde er opfern und von seinem Irrthume abstehen, so sollte ihm das Leben geschenkt und das Priesteramt in dem Tempel des Kriegsgottes verliehen seyn, wo nicht, so sollte er eben demselben geschlachtet werden. — Sogleich wurde Maximilian zu dem heidnischen Altare geschleppt, und da er sich zu opfern weigerte, fiel er selbst als Opfer, um die erzürnte Gottheit zu besänftigen.

§. 147.

Jedoch die glaubwürdigere Pflanzungsgeschichte des Christenthums in den Donauländern beginnt erst am Ende des dritten Jahrhunderts, mit dem Leben zweier ausgezeichneter Christenlehrer in der Provinz Pannonien, des Victorins und Quirinus, von denen der erste, Bischof der Gemeinde zu Petavione (Petau), und der andere Bischof zu Sciscia (Sisseck) war. Victorin war von Geburt, allem Anscheine nach, ein Grieche, weil Hieronymus von ihm sagt, (in der Schrift: de Viris illustribus c. 74.) daß er besser griechisch als lateinisch geschrieben habe. Derselbe zeichnete sich nicht blos als Verbreiter der christlichen Kirche in Pannonien und als Hirte der Christengemeinden daselbst, sondern auch durch verschiedene Auslegungen alttestamentlicher Bücher aus, welche ihn als einen fleißigen Forscher des Wortes

Gottes beurkunden. Nach einem thätigen Leben versiegelte er seinen lebendigen Glauben an Christum durch einen heldenmüthigen Märtyrertod, welchen er im Jahr 303 im Dienste Christi erduldete, und der ihn in der Kirche Pannoniens in segensvollem Andenken erhielt.

Noch zahlreicher und reichhaltiger sind die Nachrichten, welche uns das christliche Alterthum über das Leben, und besonders die letzten Schicksale des Bischofs Quirinus von Sciscia aufbewahrt hat. Die beiden alten Dichter Prudentius und Fortunatus haben seine Leiden besungen, und andere, namentlich Laurentius Surius haben aus alten Handschriften umständliche Nachrichten von seiner Wirksamkeit im Dienste Christi gesammelt. Mit ihm begann in den untern Donauländern eine kräftigere Wirksamkeit für die Ausbreitung der Erkenntniß Christi, und es war ihm die Gnade zu Theil geworden, viele versinsterte Heiden Gott ihrem Heilande zuzuführen. Aber auch er wurde gleich im Anfang der diocletianischen Verfolgung (J. Chr. 303), welche auch diese entfernten Provinzen traf, das Schlachtopfer der Verfolgungswuth, und ein freudiger Zeuge seines festen Glaubens an Jesum, den seine Seele liebte.

Quirin soll während seines Lehrerberufes zu Lorch ein christliches Priesterseminar errichtet haben, in welchem eine Anzahl frommer Jünglinge in der Auslegung der heil. Schrift Unterricht erhielt, und zur Verbreitung christlicher Erkenntniß in ihrem Vaterlande gebildet wurde. Als der römische Richter Maximus, während der Verfolgung, den Befehl zur Verhaftung des Bischofs gegeben hatte, ging Quirin zu der Stadt Sciscia hinaus, allein er wurde auf der Flucht ergriffen, und zurückgeführt. Auf die Frage des Maximus, warum er geflohen sey? antwortete er: Ich floh nicht, sondern ich vollzog die Befehle meines Herrn; denn es steht für uns geschrieben: Wenn sie euch in einer Stadt verfolgen, so fliehet in eine andere. — Wer hat dieß befohlen? fragte Maximus. Quirin erwiederte: Christus, welcher

der wahre Gott ist. — Weißt du nicht, versetzte Maximus, daß dich die Befehle des Kaisers überall finden konnten? Allein dieser, den du den wahren Gott nennst, war nicht im Stande, dir als Gefangenen zu Hülfe zu kommen, wie du denn jetzt auf der Flucht ergriffen, und hieher geführt wurdest. — Der Bischof antwortete: der Herr, den wir ehren, ist allezeit bei uns, und kann uns, wo wir immer sind, zu Hilfe kommen. Er war, da ich gefangen wurde, bei mir, auch hier ist er bei mir, stärkt mich, und er antwortet dir durch meinen Mund, u. s. w. Nach dieser Unterredung drohte ihm der heidnische Richter mit Martern und dem Tod; allein Quirin erklärte, daß die Unbilden, mit denen er drohte, ihm zur Ehre gereichen, der Tod aber sein Leben seyn werde. Maximus ließ ihn schlagen, und der Kämpfer freute sich, um Christi willen Streiche zu erdulden. Nun, spricht er, bin ich erst ein wahrer Priester, weil ich mich selbst für den wahren Gott opfern darf. Quirin wird in den Kerker geworfen, und mit Ketten beladen, und jetzt ergießt er seine Seele in so inbrünstigen und freudigen Dankgebeten gegen Gott, daß auch der Kerkermeister, tief bewegt durch den Heldenmuth des leidenden Bischofes, für den Glauben an Christum gewonnen wurde.

§. 148.

Nach drei Tagen läßt ihn Maximus zu Amantius, dem römischen Verweser, welcher Geschäfte halber von Scarabantia (Skarping) nach Carnuntum (Haimburg) verreiset war, herauf bringen, damit er dort das Todesurtheil empfange. Die Akten sagen, daß er an dem Ufer der Donau herauf, durch alle Städte geführt wurde, und daß unterwegs christliche Frauen in den Ort, wo er ausruhen durfte, hineintraten, und ihm Speise und Trank darboten. Er segnete diese Gaben, aß sie, und wurde dann wieder rückwärts nach Sabaria (Stein am Anger) zu dem Verweser Amantius gebracht.

Das Verhör, das er hier aushielt, athmet denselben Geist christlicher Demuth und Unerschrockenheit, den er schon in seinem frühern Verhöre bewiesen hatte. Unser Märtyrer vergißt nie die der Obrigkeit gebührende Ehrfurcht, aber auch nie, daß man Gott in Glaubensgegenständen mehr gehorchen müsse, als den Menschen. Der römische Verweser bleibt standhaft bei der Forderung, daß er den Göttern opfern solle; aber auch Quirin wankt in seinem Entschlusse nicht, sich dem wahren Gott selbst zu opfern. Jener droht ihm das zeitliche Leben zu nehmen, dieser gibt es gerne, um das ewige zu erhalten. — Endlich wird der Kämpfer mit einem Steine an dem Halse in die vorbeifließende Günz gestürzt. — Auch da vergißt er seine eigene Gefahr, denkt nur an jene seiner Mitbrüder, der Christen, und ruft ihnen zu, daß sie sich durch sein Beispiel nicht zurückschrecken lassen sollten. So wird sein Leib in den Fluß hinabgestürzt, und sein Geist eilte in das unvergängliche Reich Jesu Christi hinüber, für das er hienieden gelebt und geduldet hatte.

Wir haben aus den gesammelten Akten des Surius die letzten Lebensschicksale dieses frommen Bischofes ausführlicher nacherzählt, weil uns in dieser Erzählung manche neue Orte von Norikum genannt werden, in denen schon am Ende des dritten Jahrhunderts größere oder kleinere Christenhäuflein lebten, welche durch innige Bruderliebe mit einander verbunden waren, und an den Leiden ihres würdigen Lehrers einen thätigen Antheil zu Tage legten. Weiteres erzählt uns nun freilich die Geschichte jener Tage von dem Zustand der ersten Christengemeinden in diesen Gegenden nicht; und das Werk des Herrn trägt auch hier die Gestalt eines Sauerteigs, der seine Wirksamkeit verbirgt, bis unerwartet schnell sein bereits gemachtes Werk zum Vorschein kommt.

§. 149.

Die zerstreuten Spuren von der stillen Wirksamkeit des Christenglaubens, führen uns im Laufe dieses dritten Jahrhunderts an dem Donaustrome bis nach Vindelizien hinauf, in dessen Municipien da und dort der erste Morgenstrahl der göttlichen Wahrheit, von verschiedener Seite her, bereits eingedrungen war. Die ältesten Sagen, welche beinahe alle baierischen Geschichtschreiber wiederholen, lassen einen gewissen Narcissus, Bischof von Gerunda in Spanien, den in der Heimath die Verfolgung verjagt hatte, nach den Wildnissen von Vindelizien sich flüchten, wo er in den römischen Pflanzstädten und Burgen als Glaubensprediger unter den heidnischen Einwohnern auftrat, und besonders zu Augsburg (Augusta Vindelicorum) die erste Christengemeinde sammelte, den bischöflichen Stuhl daselbst stiftete, und von hier in seinen letzten Jahren nach seinem Vaterlande zurückkehrte, wo er sein leidenvolles und thätiges Leben mit dem Blutzeugentode beschloß.

Ueber das Leben und die Missionsarbeiten dieses spanischen Bischofes hat die alte Sage zu viel Dunkelheit zurückgelassen, als daß wir es wagen dürften sie als geschichtliche Thatsache in unserer Missionsgeschichte einzuführen (Vgl. Winters Vorarbeiten zur Beleuchtung der baierischen Kirchengeschichte 1 Bd. 5 Abthl. 2. Abschn.). An sie schließt sich noch eine andere fromme Sage aus dieser Zeit und von dieser Stelle an, die wir um so weniger mit Stillschweigen übergehen können, da eine große Mannigfaltigkeit von Akten des christlichen Alterthums für ihre Wahrheit zu zeugen scheint.

In derselben römischen Colonie Augsburg lebte im Anfang des vierten Jahrhunderts eine Ausländerinn, Namens Hilaria, mit ihrer Tochter Afra und einigen Mägden. Die Familie gehörte dem Dienste der Unkeuschheit an, und das Haus hatte sich dadurch selbst unter den Heiden einen schlechten Ruf zugezogen. Eines Abends

kommt ein Fremder in die Wohnung der Hilaria, und begehrt Herberge, welche ihm freundlich bewilligt ward. Es war dieß der spanische Bischof Narcissus, ein gar frommer Mann, der im Lande umher zog, um Seelen für den Glauben an Christum zu gewinnen. Als man sich zu Tische setzen wollte, sprach der Fremdling ein rührendes Gebeth, das so mächtig auf die Gemüther der anwesenden Frauen wirkte, daß sie sich entschlossen, ihrem schlechten Leben zu entsagen, und die Lehre des Kreuzes zu bekennen. Sie ließen sich taufen, und erhielten von dem Bischof noch weitern Unterricht im Christenthum. Bald gesellten sich noch Andere hinzu, und so sammelte sich zu Augsburg das erste Christengemeinlein, das im Hause der Hilaria Gottesdienst hielt.

§. 150.

Aber bald hernach brach auch in dem abgelegenen Vindelizien, auf des Kaisers Diokletians Befehl (J. Ch. 303.), die Christenverfolgung aus, und der römische Statthalter der Colonie, Gajus, ließ die Hilaria mit ihrer Tochter und ihren Mägden vor seinen Richterstuhl führen. Um der jungen Tochter Afra zu schonen, redete er ihr zu, auf das Capitolium zu gehen und den Göttern zu opfern. Mein Capitol (Burg) ist Christus, versetzte Afra, den ich stets vor Augen habe. Täglich bekenne ich Ihm meine Schuld, und weil ich unwürdig bin, ihm irgend eine andere Opfergabe darzubringen, so möchte ich gern mich selbst seinem Namen aufopfern, damit der Leib der Sünde gereinigt und Ihm geheiligt werde. — Man hat mir gesagt, fuhr Gajus fort, du seyest eine schlechte Dirne; opfere daher den Göttern; denn dem Gott der Christen bist du fremd, und du kannst ihm nicht wohlgefallen. — Afra erwiederte: Unser Herr Jesus Christus hat gesagt, er sei darum vom Himmel gekommen, die Sünder selig zu machen. Auch bezeugt das Evangelium, daß eine Sünderinn seine Füsse mit ihren Thränen gewaschen und Vergebung ihrer Schuld

von Ihm empfangen habe, und daß Er die Zöllner nie von sich weg wieß, sondern mit ihnen zu Tische saß. Der Richter versetzte: Opfere den Göttern, so werden deine Liebhaber wieder kommen, und du wirst eine reiche Frau. — Ich habe nichts weiter mit diesem scheußlichen Gewinn zu thun, gab Afra zur Antwort. Ich habe ihn als Koth ganz und gar von mir geworfen. Selbst unsere armen Brüder wollten ihn nicht annehmen, bis ich sie durch meine Bitten überwand, damit sie für mich zu Gott beten. Gajus erwiederte: Christus hat nichts mit dir zu thun; eine gemeine Dirne, wie du bist, kann doch nicht eine Christinn seyn. Es ist wahr, versetzte sie, daß ich nicht werth bin, den Christennamen zu tragen, aber Jesus hat mich doch unter sein Volk aufgenommen. — Noch einmal sage ich dir, opfere den Göttern, erklärte zornig der heidnische Richter, ich schäme mich, so lange dir zugesprochen zu haben. Thust du es nicht, so mußt du sterben. — Dieß wünsche ich eben, gab Afra zur Antwort, mag der Körper, der gesündigt hat, seine Strafe leiden; aber meine Seele soll kein Raub der Dämonen werden. Endlich that der Richter den Ausspruch, Afra, die sich weigere, den Göttern zu opfern, soll lebendig verbrannt werden. Sogleich wurde sie von den Gerichtsdienern ergriffen, auf eine Insel, welche der Lech bildet, geführt, und an einen Pfahl gebunden. Nicht geängstiget durch das herannahende Ende, aber gebeugt durch die Menge ihrer Sünden, erhob sie ihre Augen und ihren Geist zum Himmel, und bat Jesum mit Thränen, von ihr die Buße des Leidens anzunehmen, und sie durch das irdische Feuer, das ihr zubereitet wurde, von jenem ewigen zu befreien, das Seel und Leib zugleich verzehre. — Während dieses Gebetes wurde Holz um sie herumgelegt und angezündet, und mitten unter den auflodernden und prasselnden Flammen hörte man noch ihr Gebet, und betend verschied sie. —

Es wird uns schwer, von diesen vereinzelten Ueberbleibseln einer frommen Vorzeit uns gänzlich loszutren.

ken. Mag es immer seyn, daß sie den Forderungen einer zweifellosen Geschichte nicht in allen Stücken genügen, und daß der fromme Wahn späterer Zeiten, in Hinsicht auf Zeit und Umstände, ihre Lauterkeit mannigfaltig getrübt hat. Aber so manches noch jetzt vorhandene Denkmal von Namen und Anstalten knüpft sich an diese Sagenwurzeln an, und so mancher tieferliegende Zusammenhang der spätern Geschichte erhält durch sie seine, wenn auch immerhin oft matte Beleuchtung, daß wir sie, ohne ungerecht zu seyn, nicht ganz mit Stillschweigen übergehen dürfen. Der Platz, auf welchem die fromme Afra mit ihrer Mutter verbrannt wurde, diente lange hernach zum Begräbnißorte der Christen in Augsburg; man erbaute eine Kirche auf demselben, bei welcher die ersten Bischöfe von Vindelizien ihren Wohnsitz wählten, und woraus zuletzt das berühmte Kloster St. Ulrich und Afra entstanden ist. (Ruinarti Acta martyrum sincera. p. 455. sq.)

§. 151.

Später als dieß in den untern Donau-Provinzen der Fall war, war im Laufe dieses Zeitraumes das Licht des Evangeliums, in die engen Gebürgsthäler des hohen Rhätiens (Graubündten, Vorarlberg und Tyrol), und zwar wahrscheinlich zuerst von Ober-Italien her, eingedrungen. Die Rhätier waren ein wildes kriegerisches Gebürgsvolk, das gleich den Tscherkessen und Lesgiern des Kaukasus, von räuberischen Einfällen lebte, und durch die wilde Kühnheit seiner Unternehmungen nicht nur seinen nachbarlichen Volksstämmen, sondern auch oft den römischen Legionen sich furchtbar gemacht hatte. Die Abgeschlossenheit ihrer Lage, und die Einfachheit ihrer Bedürfnisse machte sie für auswärtigen Verkehr unzugänglicher, und darum war ihnen auch, in ihren einsamen Gebürgsthälern und auf ihren hohen Felsen, römische Sitte und römisches Gesetz länger, als ihren Nachbarn auf dem flachen Lande, fremde geblieben. Wohl

hatten auch sie in ihren vielen Händeln mit den Römern, da und dort einen Christen des benachbarten römischen Galliens als Gefangenen in ihre tiefen Bergschluchten eingebracht, der ihren albernen Götterglauben mißbilligte; oder gallische Flüchtlinge, welche die Verfolgung eines Severus und Decius aus dem Lande jagte, hatten in ihren abgelegenen Felsenthälern einen Bergungsort gegen ihre Widersacher gesucht. Auch mochten die römischen Colonialstädte, welche nach und nach in den lieblichen Thälern der südlichen Alpenabhänge von den Fremdlingen angelegt wurden, da und dort eine christliche Familie Italiens und des jenseitigen Galliens angelockt haben, sich an diesen fruchtbaren Grenzen der Barbaren niederzulassen, und unter diesen Bergbewohnern ihre Bekanntschaften aufzusuchen. Aber immerhin fand das Evangelium größere Schwierigkeiten den wilden Muth dieser räuberischen Bergvölker zu besiegen, und sich im Innern ihres Landes anzusiedeln.

§. 152.

Eben darum ist es aber auch kein Wunder, wenn die römischen und griechischen Kirchenväter von den barbarischen Rhätiern in den vier ersten Jahrhunderten wenig oder nichts zu sagen wissen, und was in ihren heimlichen Bergschluchten sich zutrug, lange Zeit nur in mündlichen Sagen auf die Nachwelt fortgeerbt wurde. Der Schluß, aus dem Stillschweigen bekannter Kirchenschriftsteller auf die Unstatthaftigkeit der Sagen eines solchen Volkes, oder das spätere Aufzeichnen ihrer mündlichen Ueberlieferungen, kann demnach in der Waagschale ihres geschichtlichen Werthes kein bedeutendes Gegengewicht in sich enthalten, weil die Natur der Sache es also mit sich bringt, daß die innere Geschichte eines abgerissenen Bergvolkes auch lange nur im Munde des Volkes fortleben kann.

Im engen Zusammenhange mit der rhätischen und helvetischen Missionsgeschichte steht noch mehr, als die bisher angeführten Sagen des christlichen Alter-

thumes, die weithin verbreitete, und in dem verflossenen Jahrhundert oft besprochene Ueberlieferung von dem heiligen Mauritius, und der thebaischen Legion, welche auf den Befehl des Kaisers Maximilian Herkuleus, Diokletians Mitregenten, in den Bergschluchten des obern Wallis am Ende des dritten Jahrunderts den Märtyrertod erduldet haben soll. Wie viel Widerspruch sie auch seit Dübordieu (Dissertation critique sur le martyre de la Légion Thebeenne. 1705) und J. J. Hottinger (helvetische Kirchengeschichte Bd. 1. Buch 2. §. 23. f.) von gelehrten Geschichtforschern gefunden hat, welche sie geradezu unter die Fabeln des Mittelalters verweißen, so glauben wir es uns dennoch nicht gestatten zu dürfen, sie in unserer Missionsgeschichte mit gänzlichem Stillschweigen zu übergehen, da diese Erzählung, bei allen sichtbaren Entstellungen und unnatürlichen Verschönerungen späterer Jahrhunderte, dennoch auf achtungswürdigen Zeugnissen der frühern Vorzeit ruht, und sich in ihren Folgen auf so mannigfaltige Weise in die Ausbreitungsgeschichte des Christenthums in Helvetien und den Rheingegenden eingewurzelt hat, daß wir einen guten Theil des dritten und des vierten Jahrhunderts, mit seinen reichen Missionstraditionen überschlagen müßten, wenn die gänzliche Unhaltbarkeit dieser Sagenwurzel in ihrem wesentlichen Thatbestand nachgewiesen werden könnte. Die Sache ist kürzlich folgende.

§ 153.

Der Kaiser Diokletian hatte im Jahr 286 die thebaische Legion, deren Feldoberster Mauritius war, aus dem Oriente seinem Mitregenten Maximian zugesendet, der mit seinen Truppen am Fusse der gallischen Alpen stand, um die Volksempörungen zu dämpfen, die sich um diese Zeit in Gallien erhoben hatten. Als Maximian mit seinen Legionen die Alpen überstiegen hatte, machte er einige Tage Halt, um sie von den Strapatzen des Marsches ausruhen zu lassen, während er einige

Truppenabtheilungen, in die Gegenden von Trier absendete. Sie waren zu Octodurum, in Wallis, einer damals ansehnlichen Stadt am Rhonefluß, oberhalb des Genfersees, wo jetzt der Marktflecken Martinach liegt, angekommen, und hier gab nun Maximian den Befehl, daß seine ganze Armee, um die Gnade der Götter für ihren Feldzug zu gewinnen, denselben ein feierliches Opfer darbringen soll.

Die, meist aus christlichen Soldaten zusammengesetzte, thebaische Legion, weigerte sich dem Befehl des Kaisers zu gehorchen, und zog sich unter der Anführung ihrer sämmtlichen Hauptleute, in den Engpaß von Agaunum, drei Meilen von Octodurum zurück, der jetzt St. Maurice genannt wird. Der Kaiser forderte die Legion zu wiederholtenmalen auf, in das Feldlager zurückzukehren und Theil am Opfer zu nehmen; und da sich die Soldaten einstimmig und standhaft weigerten dieß zu thun, so befahl Maximian, daß immer der zehnte Mann unter ihnen, so wie ihn das Loos träfe, niedergehauen werden soll. Die Legion unterwarf sich diesem Urtheil ihres heidnischen Gebieters, und die Soldaten ermunterten einander zu standhafter Beharrlichkeit. Dieser blutige Prozeß sollte nun auf Befehl des Kaisers zum zweitenmal vorgenommen werden, wenn die Soldaten sich nicht alsobald in seinen Willen fügten; aber diese schrien laut im ganzen Lager, daß sie bereit seyen, lieber das Aeußerste zu erdulden, als ihrer heiligen Religion ungetreu zu werden. Es waren besonders drei ihrer obersten Hauptleute, Mauritius, Exuperius und Candidus, welche sie in diesem Beschlusse bestärkten, und an denen die ganze Legion mit warmer Achtung und Liebe hieng.

Umsonst erließ der erzürnte Kaiser neue Drohungen, indem er ihnen erklärte, daß kein Soldat beim Leben bleiben soll, falls sie nicht zum Gehorsam gegen seine Befehle zurückkehren. Aber die Anführer der Legion erklärten ihm, im Namen derselben, in einem ausführ-

lichen Schreiben sowohl ihre freudige Hingebung an ihre Soldatenpflicht, als auch ihren festen Entschluß, in Dingen die des Glaubens sind, sich um keinen Preis der Welt von der schuldigen Treue gegen ihren Gott und Erlöser abwendig machen zu lassen. „Wir sind deine Soldaten, sagten sie, aber wir sind auch zugleich Diener des wahren Gottes. Wir sind dir als Soldaten Gehorsam und Diensteifer schuldig; aber wir können unmöglich Dem entsagen, der unser Schöpfer und Herr, und auch dein Herr ist, so wenig du nach ihm fragen magst. In allen Dingen, welche nicht gegen Gottes Gebot laufen, werden wir dir williglich gehorchen, wie wir es bisher gethan haben. Wir ziehen freudig gegen deine Feinde ins Treffen, wohin du uns führen magst; aber wir können mit dem Blute unschuldiger Menschen unsere Hände nicht beflecken. Wir haben Gott einen Eidschwur geleistet, noch ehe du uns den Soldaten-Eid abgenommen hast; du kannst dem Letztern nicht trauen, sobald wir den ersten verletzen. Du befiehlst uns, deine christlichen Unterthanen zu bekriegen; und siehe, auch wir sind Christen. Wir glauben an Gott, den Vater, den Schöpfer aller Dinge, und an seinen Sohn Jesum Christum. Wir sahen unsere Brüder unter dem Schlachtbeile fallen, und wir haben sie nicht beweint, vielmehr freuen wir uns des Glückes, das ihnen zu Theil geworden ist. Weder die schwere Trübsal, in welche wir uns versetzt sehen, noch deine Drohungen, haben uns zum Aufruhr gereizt. Wir haben unsere Waffen in den Händen, aber wir werden keinen Widerstand leisten; indem wir lieber erwählen schuldlos zu sterben, als durch Abfall der Sünde am Leben zu bleiben.“

Diese Legion bestand aus beiläufig 6600 Soldaten, welche wohl bewaffnet waren, und ihr Leben theuer verkaufen konnten. Aber sie hatten als Christen gelernt, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers, und Gott zu geben, was Gottes ist. Da Maximian nicht hoffen konnte, ihre Standhaftigkeit zu überwinden, so ließ er

seine ganze Armee gegen die Legion aufmarschieren und in sie einhauen. Die Thebäer leisteten keinen Widerstand, sondern ließen sich wie unschuldige Schlachtschafe niederschlagen, und der Boden ward von ihren Leichnamen bedeckt. Der Kaiser theilte die Beute der Erschlagenen unter seine Soldaten aus, und diese machten sich gerade auf den Leichnamen ihrer Waffenbrüder lustig, als Victor, ein alter Soldat, der nicht zu dieser Truppe gehörte, zufällig vorüber ging. Die Soldaten luden ihn ein, mit ihnen zu schmausen, aber der würdige Veteran verabscheute ihr Todtenmahl, und verlangte weiter zu gehen. Die Soldaten fragten ihn, ob er auch ein Christ sey? Auch ich bin ein Christ, antwortete er, und werde es immer bleiben. Die vom Blutbade Uebriggebliebenen wurden nun nach allen Gegenden von Rhätien, Helvetien, und den Rheinländern zerstreut, und von den römischen Statthaltern dieser Gegenden als abtrünnige Soldaten verfolgt, so daß noch in der Zerstreuung Viele derselben ihr Leben einbüßten.

§. 154.

Wir finden in dieser alten Erzählung, so wie wir dieselbe, losgetrennt von ihren spätern fremdartigen Zusätzen, aus den Urkunden der Geschichte ausgehoben haben, überall nichts, das uns mit Recht bestimmen könnte, den wesentlichen Inhalt derselben in Zweifel zu ziehen. Daß wir hier eine römische Legion, meist aus christlichen Soldaten bestehend, antreffen, kann uns wohl nicht befremden, wenn wir bedenken, wie allgemein am Schlusse des dritten Jahrhunderts, besonders in den orientalischen Provinzen des römischen Reiches, das Christenthum ausgebreitet war. Nach der blutigen Verfolgung des Decius hatten wohl Tausende christlicher Bürger in Aegypten es vorgezogen, eher unter den römischen Adlern in die fernen Grenzprovinzen, unter die Barbaren, sich als Soldaten führen zu lassen, als im Vaterlande den fortgesetzten Neckereien und Feindselig-

keiten der römischen Magistrate ausgesetzt zu seyn. Dabei läßt sich gar wohl denken, daß die heidnischen Befehlshaber der römischen Armeen es für den Kriegsdienst zuträglicher fanden, die christlichen Soldaten von den heidnischen möglichst zu trennen, da ihre Vermischung, in der gemeinschaftlichen Anführung, vielfache Schwierigkeiten machen mußte, die nur dann gehoben werden konnten, wenn der größere Theil einer Legion aus christlichen Soldaten bestand, und einen Christen zu ihrem Feldobersten hatte. War nun dieser unter den Soldaten durch seine Mäßigung und Tapferkeit geachtet und geliebt, so mochte auch der noch heidnische Theil der Legion sich gern an seine Befehle anschließen, und dem Beispiele ihrer Waffenbrüder folgen.

Die grausame Art, mit welcher Maximian gegen die ihm den Gehorsam in diesem bestimmten Falle verweigernde Legion handelte, ist in der römischen Soldatengeschichte nichts Ungewöhnliches, und sein Verfahren würde gesetzmäßig gewesen seyn, wenn es die Verweigerung einer Soldatenpflicht gegolten hätte. Ueberdieß stimmt ein solches Verfahren mit dem bekannten Charakter dieses Kaisers vollkommen überein, und das Zerwürfniß, in welches er bald darauf mit dem Cäsar Constantius Chlorus gerieth, der allein in Gallien rechtmäßig zu gebieten hatte, bestätigt es, daß die Soldaten mit gedoppeltem Rechte, ihrem Feldherrn, der in Gallien keine Befugniß hatte, den Gehorsam verweigerten, wenn es dem Umstande galt, die christlichen Unterthanen der gallischen Provinzen zu verfolgen, welche Maximian für Aufrührer erklärt hatte.

Doch für die Glaubwürdigkeit dieser Erzählung, wie sie der wesentliche Inhalt derselben gibt, sprechen auch die ansehnlichen geschichtlichen Zeugnisse, auf denen dieselbige ruht.

Eucherius, welcher im Anfang des fünften Jahrhunderts, und also nicht viel über 100 Jahre nach dieser merkwürdigen Begebenheit, Bischof zu Lyon war, war der

Erste, der dieselbe, so wie wir sie oben angeführt haben, in einem Briefe seinem Freunde Silvius, Bischof zu Martinach, erzählt. Eucherius behauptet darin, diese umständliche Nachricht aus dem Munde des alten Bischofs zu Genf und in Wallis, Isaak vernommen zu haben, dessen Kirchensprengel an die Gegend reichte, in welcher dieser Vorfall sich zutrug, und der sie von Augen- und Ohrenzeugen desselben empfangen haben konnte. Dazu kommt, daß ein glaubwürdiger Schriftsteller, der bald darauf in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts lebte, Sextus Avitus, Bischof zu Vienne, ausdrücklich behauptet, daß zu seiner Zeit zu Agaunum, zum Andenken an diese Märtyrer, ein Tempel errichtet worden sey, und daß schon damals das Volk einen jährlichen Gedenktag zu ihren Ehren gefeiert habe; und beides hat sich bis auf die spätern Jahrhunderte zugleich mit dem Umstand fortgeerbt, daß der alten Stadt Agaunum, von dem edlen Blutzeugen Mauritius her, später der Name St. Maurice beigelegt wurde. Dabei ist keineswegs nöthig anzunehmen, daß die ganze aus 6600 Mann zusammengesetzte Legion aus lauter Christen ohne Ausnahme bestanden habe; indem schon bei der Mehrzahl der Christen ein solches Zusammenhalten einer ganzen Legion leicht erklärbar ist, wenn ihr Anführer Mauritius sich durch sein Betragen eine so allgemeine Achtung erworben hatte, daß auch die heidnischen Soldaten seinem Beispiele willig folgten.

Wir werden in dem nächsten Abschnitte auf diesen merkwürdigen Vorfall noch verschiedenemale zurückzukehren Gelegenheit finden, und für die Glaubwürdigkeit desselben in den ältesten, mit ihm genau verwandten, Sagen der helvetischen Missionsgeschichte, neue Belege antreffen. (Cf. Mosheimii Comment. de rebus Christianorum ante Constant. M. pag. 565 sq.)

§. 155.

Während auf diese Weise in den Donauprovinzen der gute Same des Christenglaubens da und dort still und unbemerkt ausgestreut, und die emporkeimende Frucht desselben durch das Läuterungsfeuer der Diokletianischen Verfolgung gereinigt wurde, brach auch für sie, mit der Thronbesteigung des Kaisers Constantin, die Morgenröthe einer bessern Zeit an. Der zu Mailand im Jahr 312 zuerst erlassene Duldungsbrief des Kaisers, welcher den Christen im römischen Reiche den Frieden und die gleichen Rechte mit den heidnischen Einwohnern zusicherte, mußte auf diese Provinzen um so schneller und kräftiger einwirken, da er an ihren Grenzen (zu Mailand) gegeben worden war, und gleichsam unter den Augen des huldreichen Kaisers in seinem vollen Umfang vollzogen werden mußte. Auch die Christen in Ober-Italien gewannen jetzt freien Raum, ungehindert ihrem frommen Missionseifer zu folgen, und das, was bisher mehr der Drang der Umstände und die Noth veranlaßt hatte, jetzt aus dankbarer Liebe gegen den Herrn zu thun, und der da und dort in diesen weiten Länderstrecken angepflanzten Kirche Christi die hülfreiche Hand darzubieten. Auf der, von dem Kaiser Constantin im Jahr 325, nach Nicäa berufenen allgemeinen Kirchenversammlung, fand sich, wie wir schon oben bemerkten, auch ein Bischof von Pannonien, Namens Domnus, ein, der zu Lorch seinen Wohnsitz gehabt haben soll. Auf der 20 Jahre später zu Sardis gehaltenen Kirchenversammlung, treffen wir bereits mehrere Bischöfe, nicht nur aus Pannonien, sondern auch aus der Provinz Norikum an, welche an den Berathungen Theil nahmen; und nicht lange hernach nahm einer der Söhne und Nachfolger Constantins, der fromme Kaiser Constans, eine Zeitlang seinen Aufenthalt zu Lorch, wo er durch sein Beispiel sowohl, als durch seine Gesetze, durch welche er die Tempel der Heiden überall zu schließen befahl, dem Christenthum einen großen Zu-

wachs unter seinen Unterthanen verschaffte. Wirklich finden wir in der Justinianischen Gesetzessammlung mehrere Verordnungen dieses Kaisers, welche von Lorch datirt sind, und der Kirche Christi neue Vortheile zusicherten.

§. 156.

Wie unbeabsichtigt und äußerlich unscheinbar auch die Wege waren, auf denen die erste Pflanzung einer Kirche Christi in die finstern Gebiete der römischen Donauprovinzen einzog, so überraschend waren doch die Fortschritte, welche sie in dem kurzen Zeitraum von etwa 125 Jahren daselbst gemacht hatte. Dieß ist gerade das eigenthümliche Merkmal der Werke Gottes, daß sie gemacht sind, ehe sichs der Mensch versieht. Das Thun der Menschen ist in der Regel langsam und mühevoll, weil dieser Gang nach dem weisen Rath der göttlichen Vorsehung die heilsame Bildungsschule ihrer Treue im Geringen und ihrer Beharrlichkeit seyn soll. Aber was zu rechter Stunde der starke Arm des Herrn ausrichtet, das eilt auf unscheinbarem Wege unaufhaltsam seinem Ziele zu. Schon treffen wir in diesen Provinzen eine Reihe von Bisthümern an, welche, wenn auch gleich noch nicht zahlreiche Christengemeinden zu denselben gehörten, doch eben so viel Hauptstationen waren, von denen das beseligende Licht der evangelischen Wahrheit sich immer weiter und allgemeiner in ihren heidnischen Umgebungen verbreitete. In dem untern Pannonien finden wir bereits die Bisthümer von Sciscia (Sisseck und Petavione (Pettau, im jetzigen Steuermark); in Norikum die älteste bischöfliche Landeskirche von Lorch und Tyburnia (Trebern); in Vindelizien Augsburg und die Castra Batava, in welchen die wachsenden Christengemeinden zuerst von herumreisenden Bischöfen gepflegt wurden, wie wir einen solchen in Valentin in diesen Tagen antreffen. Auch das obere Rhätien hatte um diese Zeit bereits mehrere bischöfliche Sprengel, von denen aus

für die Ausbreitung der Erkenntniß Christi kräftig gewirkt wurde. Der älteste bischöfliche Wohnsitz des alten Rhätiens war unstreitig Trient, eine wichtige Missionsstelle der damaligen Zeit, deren früheste Bischöfe sich als thätige Verbreiter der Erkenntniß Christi ausgezeichnet haben. Nicht minder ehrwürdig durch christliche Alterthümlichkeit und segensreiche Wirksamkeit für das Werk Christi, nicht blos in den obern Berggegenden der Schweiz, sondern auch im Rheinthale herab, ist das Bisthum von Chur (Curia), das schon die früheste Geschichte als hervorleuchtende Pflanzstätte des Christenthums bezeichnet. In den Hochgebirgen Tyrols begegnet uns schon in diesen Tagen das alte Brixia (Brixen vielleicht auch Brescia im Gouvernement Mailand), dessen Bischöfe, nach dem Zeugnisse der Geschichte, zur Verbreitung des Christenthums in dieser Provinz thätig mitgewirkt haben. Blühende Saatfelder der Kirche werden wir im Anfange des nächsten Zeitraumes um alle diese alten Missionsstellen der Donauprovinzen her antreffen. Und obgleich sie bald darauf im Laufe des fünften Jahrhunderts von der furchtbaren Völkerfluth einwandernder Barbarenhaufen gänzlich verwüstet wurden, und eine Zeit lang, unter den Verheerungen eines wilden Krieges, völlig verödet und verlassen von den fliehenden Christen da lagen, so waren sie dennoch in der Hand der ewigen Weisheit und Liebe Gottes die ersten Grundpfeiler, an denen, mit einer neuen Menschenwelt, zugleich ein neuer Tempel Christi, zum Segen der kommenden Jahrhunderte, sich später wieder aufgerichtet hat.

Zwölfter Abschnitt.

Erste Gründung der Kirche Christi in Helvetien.

§. 157.

Seitdem Julius Cäsar Gallien erobert hatte, war auch das Land der benachbarten Helvetier eine Beute der römischen Legionen geworden. Wohl hätte, auf ihren hohen Alpenspitzen und in ihren unzugänglichen Felsenschluchten, die tapfere Hand, die sich schon lange den Römern furchtbar gemacht hatte, die alte Freiheit ihres väterlichen Bodens gegen den Andrang der römischen Waffen noch lange unversehrt bewahrt, und vielleicht hätte das siegreiche Rom seine letzte Kraft an der natürlichen Festigkeit ihres Bodens und dem waffenlustigen Heldenmuth des Volkes für immer vergeblich vergeudet: wäre nicht ein wundersames Beginnen der Helvetier dem Eroberungsplane des römischen Feldherrn zu Hülfe gekommen.

Etwa 60 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung vereinigten sich nämlich die Helvetier zu allgemeiner bewaffneter Auswanderung, um im Süden und Westen einen mildern Himmel und fruchtbarere Gauen, als die ihrigen waren, aufzusuchen. (Jul. Cæs. de bello Gallico VI. 13. VII. 32.) Nach Cäsars Anschlag betrug die Anzahl der sämmtlichen Auswanderer 368000 Köpfe, und die Zahl der Bewaffneten nicht weniger als 92000 streitbare Männer. An sie hatten sich zugleich große Schaaren benachbarter Volksstämme angeschlossen, um das Kriegsglück zu versuchen. Jeder Versuchung zum Rückzug in die alte Heimath begegnen sie dadurch, daß sie auf ihrem Rücken die 12 großen Städte und 400 Dörfer ihrer Gaue in Asche legten. (Jul. Cæs. I. 7. 8.) In der Nähe des Genfersees begegnet Cäsar dieser wilden Völkerfluth, die sich gerade in das kaum eroberte

Gallien ergießen wollte. Nach langem furchtbarem Widerstande werden die Helvetier unweit Bibracte (in der Gegend von Autün) von den Römern geschlagen, und nach einer blutigen Niederlage der kleine Ueberrest der Auswanderer (ihrer sollen nur noch 13000 gewesen seyn, Jul. Cæs. I. 26—28) auf die Brandstätten ihrer Heimath zurückgetrieben, wo sie sich aufs neue ansiedelten. Von jetzt an steht das ganze Land den römischen Legionen offen, es werden da und dort im Lande umher römische Castelle angelegt, neue Straßen durch die ewigen Wälder durchhauen, neue Städte mit römischen Bürgerrechten aufgerichtet, ein vielfacher Verkehr mit Italien und Gallien eröffnet, und durch alle diese Veränderungen die Wege aufgeschlossen, auf welchen das neue Leben des Christenthums seine erleuchtende und heiligende Kraft auch in den finstern Bergthälern der Helvetier nach und nach verbreiten konnte.

§. 158.

So wie die Helvetier auf der einen Seite durch Nachbarschaft und Wechselverkehr mit den Galliern, auf der andern mit den Germanen, und zunächst mit den Alemannen verwandt sind, so hat sich auch in ihre ganze Volks- und Religionsgeschichte der eigenthümliche Charakter dieser Verwandtschaft eingedrückt, und er weist uns zugleich die sichern Spuren nach, auf denen wir den dunkeln Schimmer der frühesten Ausbreitungsgeschichte des Christenthums unter dem alten Volke der Helvetier aufzusuchen haben. Das Land findet schon Cäsar in 4 Hauptgaue eingetheilt; die großentheils von den Seen und Flüssen ihre Namen hatten. Die Tiguriner (Gau-Rheiner) hatten das Land zwischen dem Rhein und der Thur inne; die Aargener (Wassergeborne) lagerten sich um die Ufer des Bodensees; die Ambronen hatten ihre Heimath längs der Rhone, so wie die Urbigener am Orbe sich niedergelassen hatten.

Als später (70 Jahr der christlichen Zeitrechnung) die Helvetier von dem römischen Feldherrn Cecinna aufs neue überwunden wurden, so fand die römische Staatsklugheit, um das Land sich desto mehr zu sichern, für zweckmäßig, dasselbe in sich selbst zu zerspalten, das Turgäu (pagus Tigurinus, in welchem Zürich die Hauptstadt war) dem obern Rhätien zuzutheilen, und alle übrigen, von der Reuß bis zum Genfersee und dem Rheine gelegenen Gaue, der Sequanischen Provinz einzuverleiben; daher Helvetien von Plinius und Ptolomäus zu dem belgischen Gallien gerechnet wird.

Mit der Oberherrschaft der Römer verbreiteten sich auch nach und nach Ackerbau, Handel und Kunstfleiß in dem Lande umher, und die edlern Früchte Italiens und des Morgenlandes wurden von den römischen Colonisten und Soldaten in seinen wilden Thälern angepflanzt. Bald wurde zwischen dem Rhein und dem Genfersee der Weinstock gebaut, (Varro de re rustica II. 4.) und die Erzeugnisse fremder Länder gingen nach Helvetien über. Noch auf den heutigen Tag finden sich die mannigfaltigsten Spuren von römischen Handels- und Heerstraßen, so wie eine Menge anderer Denkmale, welche der römische Fleiß im Lande schuf, noch ehe das Christenthum in dasselbe eindrang. Große und prachtvolle Städte erhoben sich da und dort in seinen Wildnissen, unter denen sich besonders die römische Hauptstadt Aventicum (Avenches, Wiflisburg) und das Römerlager von Vindonissa (Windisch) sich auszeichneten, die in ihrem großen Umfang Palläste, Bäder und Schaubühnen in sich schlossen, deren Größe und Kunst noch jetzt in ihren Trümmern bewunderungswerth erscheint. Um sich für immer den Besitz dieses Landes gegen die immer gefährlicher werdenden Einfälle der benachbarten Alemannen, welche längs des rechten Rheinufers hinab sich gelagert hatten, zu sichern, und die nordöstlichen Grenzen desselben zu decken, wurden, im Innern des Landes sowohl als besonders am Rheine hin, befestigte Heerlager und Castelle

angelegt, welche den römischen Legionen als Standlager dienten, und in deren Nähe das wilde Land frühe von Colonisten angebaut und Städte aufgerichtet wurden. Auf diese Weise trug auch hier die Unterjochung des Landes durch die Römer seine heilsamen Früchte, und war das vorbereitende Mittel, dessen sich die Vorsehung Gottes bediente um, von den Nachbarländern aus, der Erkenntniß Christi auch im heidnischen Helvetien die ersten Wege anzubauen.

§. 159.

Die Helvetier waren ursprünglich ein celtisches Volk, unter welchem das gallische Druidenthum zu Hause war, das nach der Eroberung des Landes vielfach mit römischer Götterlehre vermischt wurde. Die allgemeinen Hauptgottheiten waren Licht und Finsterniß, Himmel und Erde, der Urquell des Guten und des Bösen. Je wohlthätiger die Kraft des Feuers war, desto eifriger verehrte man Sonne, Mond und Gestirne, und wohl auch das Feuer selbst (Cæsar VI. Cicero de divinat. I. 44. Plinius XVI. 44.). Unter ihnen findet man eine Göttin Tanfana (The Anfang, der Urgrund der Dinge); auf sie folgte die Erde, Hertha, die Mutter der Menschen; ihr erster Sohn Dis, Thuist, Beherrscher der Erde und Kriegsgott; Theut, Beschützer der Grenzen, so wie Freya, die Göttin der Liebe.

Mit den Römern zogen auch ihre Götter und ihre Götternamen ins eroberte Land ein. Unter den auswärtigen Gottheiten scheint besonders die Isis, die Mutter der Dinge, allgemeine Verehrung gefunden zu haben, welcher prachtvolle Tempel im Lande umher aufgerichtet wurden. Auch Merkur, Jupiter und Diana hatten ihre Altäre, die das Christenthum zerstören mußte. Besonders hochgehalten war die Schirmgöttin des Landes, die Dea Aventia, welche in der Hauptstadt Aventicum ihren Wohnsitz hatte, und von dort aus das Land beschützte. Nach Cäsars Bericht (lib. VI. c. 16.) wurden diesen Göt-

tern, nach väterlicher Sitte, von Zeit zu Zeit Menschenopfer dargebracht; und eben so grauenvoll waren in dem Lande der Helvetier die Druidenhaine und ihre blutigen Ceremonien, als dieselbe in Gallien gefunden wurden.

Nicht wenig erfreulich ist es, mitten in diesen Finsternissen des heidnischen Aberglaubens dennoch hie und da Schulen anzutreffen, welche die Römer seit der Eroberung des Landes unter dem Volke errichteten. Ihr Zweck war, römische Sprache und römische Erkenntniß unter den Einwohnern zu verbreiten, und sie dadurch zu römischer Gesetzgebung und Cultur vorzubereiten. Dieß war um so wohlthätiger, da vor der Ankunft der Römer im Lande und noch geraume Zeit hernach, außer den Geheimschulen der Druiden, welche bloß der Priesterbildung gewidmet waren, überall keine Unterrichtsanstalt für das Volk in demselben anzutreffen war (Litterarum secreta viri pariter et fœminæ ignorant. Tacitus de moribus germ.). Wohl hatten die helvetischen Häuptlinge schon früher einige ihrer ausgezeichneten Jünglinge nach der alten Phokäer Colonie Massilia (Marseille) in die Schule gesendet, um einen Anstrich von griechischer Bildung in derselben zu gewinnen und für römischen Kriegsdienst desto tauglicher zu werden. Aber im Lande selbst wurden erst später von den Römern Schulen, z. B. zu Aventicum, Genf, und wohl auch in andern Landesstädten aufgerichtet, in denen mit den ersten Anfangsgründen der freien Künste die lateinische Sprache sich ansiedelte, welche sodann auch das erste Mittel wurde, um den Eingebornen die Erkenntniß des Heiles in Christo nahe zu bringen. Wie unvollkommen auch der Zustand dieser römischen Colonialschulen gewesen seyn mag, so wußte sie doch die Weisheit Gottes als die ersten Anknüpfungspunkte der göttlichen Wahrheit zu gebrauchen, und ihr durch sie den verschlossenen Zutritt in die so verwilderten Gaue aufzubrechen..

§. 160.

Auch die helvetische Missionsgeschichte hat ihre ehrwürdige Sagen, welche sich meist im Dunkel einer unbekannten Zeit verlieren. Die Behauptung, daß der Apostel Petrus selbst, auf seinem Wege nach England, durch Helvetien gereist sey, und dort die erste christliche Kirche gestiftet habe, muß man der Klugheit der spätern römischen Hierarchie zu gut halten, so wie die Nachricht (cf. Bucelini Rhætia ad annum 52), daß er den Evangelisten Barnabas hiezu beauftragt habe, wie unbezweifelt sie auch von ihrem Verfasser ausgesprochen wird (id nemini esse debere dubium).

Nichts dürfte wohl in unsern Tagen im Stande seyn, die Dunkelheiten zu zerstreuen, welche über die helvetische Missionsgeschichte der beiden ersten Jahrhunderte sich verbreitet haben. Es scheint absichtsvolle und weise Fügung der göttlichen Vorsehung zu seyn, daß sie, in der alten Zeit, in den meisten christlichen Ländern die ersten Wurzeln und Keime der neugepflanzten Kirche Christi dem Auge der frommen Nachwelt entrückte, da bei der herrschenden Verkehrtheit des menschlichen Herzens, selbst in dieser geschichtlichen Verdunkelung, dennoch die tausendfachen Verirrungen von Menschenvergötterung nicht verhindert werden konnten, mit welchen der fromme Sinn späterer Jahrhunderte die Kirche befleckte. Wohl wäre der Name ihres göttlichen Stifters und Herrn längst vergessen, und an seine Stelle hundert andere vergötterte Menschennamen gesetzt worden, wenn nicht der Geschichte auf diesem Wege, in allen Jahrhunderten, das heilige Recht vorbehalten worden wäre, alle diese Schattenbilder der Sagenwelt in ihre unsichere Dunkelheit zurückzuweisen, um für die heitern Sonnenstrahlen der evangelischen Geschichte Raum in den Herzen der Menschen zu gewinnen.

Sichtbarlich war das heidnische Helvetien, nachdem es von den römischen Legionen zuvor erobert und von

römischen Colonisten da und dort angebaut worden war, für die Botschaft des Heiles in Christo auf drei verschiedenen Wegen zugänglich geworden. Auf seinen westlichen Grenzen drang diese wohl am frühesten, vom Sequanerlande her, an den Ufern des Rhoneflusses hinauf, schlug am lemanischen See ihren bleibenden Wohnsitz auf, und verbreitete sich von der frühgestifteten Kirche zu Genf nach und nach über Waadt, Uechtland und Ergau aus, welche der Maxima Sequanorum einverleibt worden waren.

So wie im südlichen Gallien, am Ende des zweiten Jahrhunderts, die Erkenntniß Christi in nordöstlicher Richtung immer weiter vordrang und das linke Rheinufer erreichte, so zogen die Boten Christi auch von dieser Seite her in die nordöstlichen Grenzen des Landes ein, und breiteten sich längs des Rheinufers hinauf in demselbigen aus.

Aber auch von Ober-Italien und Rhätien her ist der Einfluß geschichtlich nachzuweisen, den der Eifer der Christen auf die Verbreitung christlicher Erkenntniß in den südöstlichen Provinzen des Landes ausübte. Besonders kam dem Lande schon frühzeitig der Umstand wohl zu Statten, daß seine Gauen der lugdunensischen Provinz auf der einen, und dem römischen Rhätien auf der andern Seite einverleibt waren, indem hiedurch schon Berufshalber die pflegende Sorgfalt der Bischöfe von Lyon, Vienne und Besançon, so wie der Kirchendiener Ober-Italiens, seinen heidnischen Einwohnern zugewendet wurde, und diese mit einander wetteiferten, durch die Verbreitung der Erkenntniß Christi unter ihren Pflegbefohlenen, ihre bischöflichen Sprengel zu erweitern.

§. 161.

Beda, der älteste Kirchengeschichtschreiber der angelsächsischen Kirche, welcher am Ende des siebenten Jahrhunderts lebte, hat uns zuerst in seiner Geschichte die alte Sage von einem der alten Britten erzählt, welcher

in seiner Taufe den Namen Beatus (der Glückliche) erhielt, und der (zu welcher Zeit ist ungewiß) durch Gallien seinen Weg nach Helvetien genommen haben, soll, um der erste Apostel der dortigen Einwohner zu werden. Wir würden diese alte Legende in unserer Missionsgeschichte kaum berührt haben, wenn sie nicht heute noch verschiedene geschichtliche Nachklänge begleiteten, welche in jedem Fall den Beweis in sich tragen, daß in früher Vorzeit ein gewisser Beatus in Helvetien gelebt, und sich um die Ausbreitung des Christenthums daselbst verdient gemacht haben müsse.

Ziehen wir von dieser alten, viel erzählten Sage die wunderreichen Verbrähmungen ab, mit welchen sie die spätere Zeit ausgestattet hat, so ist sie folgende. In einem der frühesten Jahrhunderte des Christenthums lebte Beatus, ein Mann von großer Heiligkeit und voll Eifers für das Reich Christi, der nach Gallien gesendet wurde, um dort das Evangelium zu predigen. Dieser kam auf seinen Wanderungen auch nach Helvetien, und weil er, nach dem Ausdruck der alten Ueberlieferung, der Erste war, der in diesem Lande berufsmäßig mit dem Kreuze Christi den schrecklichen Drachen der heidnischen Finsterniß bekämpfte, so hat er sich dadurch den Ruf des ersten Schweizerapostels erworben. Beatus soll als Einsiedler unter strengen Büßungen lange in einer Höhle am Thunersee gewohnt, dort zuerst das Evangelium verkündigt, viele Wunder verrichtet, und auf diese Weise dort der Beatushöhle und dem Beatenberg ihren Namen hinterlassen haben.

Die Kirche zu Zug und die Gemeinde zu Yberg, welche allgemein für die älteste Pfarre im Lande Schwytz gehalten wird, glauben von diesem Knechte Christi gestiftet worden zu seyn. Auch einige benachbarte Unterwaldner sollen von ihm zum Glauben an Christum bekehrt worden seyn, und das Gotteshaus zu Yberg besucht haben; und wegen dieses hohen Alters haben Kreuz und Fahnen dieser Pfarre den Vorgang bei

öffentlichen Prozessionen. Auch zu Windisch, der damaligen Hauptstadt im Aargau, soll Beatus eine christliche Gemeinde gestiftet, und so den ersten Keim zum Bisthum daselbst gepflanzt haben. Von Helvetien zog er, nach Art eines Evangelisten, der an keinen bestimmten Ort gebunden war, durch verschiedene Städte in Gallien, bis er endlich zu Vindocinum, im Lande der Carunter, (Chartres) seine glorreiche Laufbahn endete. (Cf. Guillimann in rebus helvet. l. I. c. 15. und J. J. Hottingers helvetische Kirchengeschichte 1r Thl. S. 82. f.)

Es ist kein Grund vorhanden, warum nicht so weit die Wahrheit dieser alten Ueberlieferung leicht zugegeben werden könnte, und dieß um so mehr, da heute noch Namen und Sachen zu ihrer Beglaubigung angeführt werden können; allein sie läßt uns immer noch im Dunkeln über die Zeit, wann zuerst das Evangelium nach Helvetien gebracht, und den Umfang, in welchem seine Erkenntniß daselbst verbreitet wurde.

§. 162.

Wohl dürfte auch die leise geschichtliche Spur unserer Aufmerksamkeit werth seyn, welche am Schlusse einer alten, auf Pergament geschriebenen Bibel, welche noch jetzt auf der Bibliothek zu Genf gezeigt wird, sich befindet: „Genevensis Ecclesia à discipulis Apostolorum, Paracodo ac Dionysio fundata, Viennensibus Episcopis;" daß die Kirche zu Genf von den beiden Schülern der Apostel, Paracodus und Dionysius, Bischöfen zu Vienne, gegründet worden sey. Lehrjünger der Apostel werden sie freilich nicht darum genannt, weil sie mündlich von den Aposteln unterrichtet wurden; sondern weil sie sich zu den Schriften der Apostel bekannten, und nach ihnen gelehrt haben. Beide Bischöfe lebten wirklich in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts; und einer folgte dem andern in der bischöflichen Würde zu Vienne nach. Wenn nun, wie es wahrscheinlich ist, Genf und

seine Umgegend damals schon zu dem Lande der Allobroger gehörte, deren Hauptstadt Vienne war, so läßt sich mit Recht annehmen, daß sie, als die frühesten Boten des Heils, auch nach Genf gekommen sind, und dort die Kirche Christi gestiftet haben, welche bald hernach zu einem Bisthum empor blühte. Beide hatten um dieselbe Zeit in ihrer Nähe ein herrliches Vorbild des thätigen Missionseifers an Irenäus, dem frommen Bischof zu Lyon, welcher sich um die Ausbreitung des Christenthums in jenen Gegenden auf eine nachahmungswürdige Weise verdient machte, und dessen Herzen es die größte Freude bereitete, wenn er nah und fern das Wort des Herrn laufen sah, und wenn es von seinen Bekennern gepriesen wurde.

Etwa um dieselbe Zeit soll im Osten Helvetiens, in Rhätien, auch Lucius gearbeitet haben, von welchem schon oben (§. 145) in der Missionsgeschichte Rhätiens geredet wurde. Mit dunkeln Sagen dieser Art müssen wir uns in der abendländischen Missionsgeschichte der beiden ersten Jahrhunderte größtentheils begnügen. Sie weisen uns wenigstens einige stille Spuren nach, auf denen wir die geräuschlosen Wanderungen der Boten Christi aufzusuchen haben; bis uns diese zum Quell einer sichern Geschichte hinleiten. Unstreitig würden uns diese ehrwürdigen Geschichtssagen der frühesten christlichen Vorzeit noch vielfachere Dienste leisten, wenn sie nicht in den spätern Jahrhunderten von dem frommen Aberglauben und dem Ehrgeize der Priester vielfach entstellt, und für den Dienst der Geschichte mehr oder weniger unbrauchbar gemacht worden wären. Schon Arnobius, welcher am Schlusse des dritten Jahrhunderts lebte, gibt uns in seiner Schrift (adversus gentes l. I.) richtig die Art und Weise an, wie wir im Allgemeinen diese Sagen anzusehen haben. „Es haben, bemerkt er, die Sachen der ersten Christen an manchen Orten gar nicht können aufgezeichnet werden; und viele andere sind durch des Teufels Bosheit verfälscht worden." —

Ausschmückungen und Verstümmlungen dieser Art haben besonders die Märtyrergeschichten erlitten, mit denen frühe schon die Kirche und der Aberglaube des Volkes ihr Unwesen trieben; so daß selbst ein Baronius, der es eben mit der kritischen Beleuchtung der Geschichte keineswegs genau nahm, bekennen mußte: „daß nur weniges, das ohne Fehler sey, darinnen gefunden werde; und daß nur da und dort etwas anzutreffen sey, so wie nach dem Herbst hie und da noch ein Träublein stehen bleibt" (ut perinde sit, aliqua ex his reperiri, ut post vindemiam esse solet racemus unus vel alter) Martyrol. præcapit. c. 3.

Dieß hindert uns darum nicht, diese kostbaren Träublein aus dem Haufen der zurückgebliebenen Heerlinge auszulesen, und es zu beklagen, daß es bis jetzt noch selten genug mit der ruhigen und umsichtsvollen Unbefangenheit des Geschichtsforschers geschehen ist.

§. 163.

In der ältesten Sagensammlung der helvetischen Missionsgeschichte nimmt die Ueberlieferung von der thebaischen Legion und ihrer Aufopferung für das Bekenntniß Christi, von welcher schon oben (§. 153) die Rede war, eine wichtige Stelle ein.

Wir berühren dieselbe hier abermals, um die mannigfaltigen Verzweigungen nachzuweisen, in denen sie uns am Schlusse des dritten Jahrhunderts überall auf dem Wege unserer helvetischen Missionsgeschichte begegnet, und die Folgerungen zu rechtfertigen, welche wir oben daraus für die Glaubwürdigkeit ihres wesentlichen Inhaltes gezogen haben.

Einzelne christliche Soldaten der Legion, so erzählt uns die Legende, waren der allgemeinen Niedermetzelung durch die Flucht entronnen, und zerstreuten sich nach allen Richtungen hin. Leider hat der Aberglaube der spätern Zeit, welcher jedem ausgezeichneten Orte seine Heiligen verschaffen wollte, die Zahl der Entronnenen,

die nach Gallien, Germanien und Helvetien sich verließen, abermals so groß gemacht, daß beinahe die ganze Legion wieder aus denselben zusammengesetzt werden könnte.

Beda erzählt, zu Solothurn in Gallien sind Ursus und Victor, aus der glorreichen Legion der Thebäer, den Tod der heiligen Märtyrer gestorben. Sie wurden auf den Befehl des Tyrannen Maximian von seinem Unterbefehlshaber Hirtakus, der damals (288) daselbst römischer Landvogt war, durch grausame Mishandlungen gequält; aber ein himmlisches Licht schimmerte so helle auf sie herab, daß die Peiniger vor Schrecken zur Erde fielen, und so die Heiligen aus ihren Händen befreit wurden. Später wurden sie, da sie allenthalben die Erkenntniß Christi unter den Heiden auszubreiten fortfuhren, auf einen lodernden Scheiterhaufen geworfen, welcher auf dem Platze, wo ein Tempel des Merkurius stand, und der jetzt noch Hermesbühl heißt, errichtet worden war; aber ein heftiger Platzregen der vom Himmel fiel, löschte die Flamme aus, so daß sie abermals unverletzt mit dem Leben davon kamen. Da Hirtakus sah, daß die Schrecknisse des Feuers ihren Glauben nicht zu erschüttern vermochten, und daß sie sich vielmehr ihrer Trübsale rühmten, so ließ er sie (303) auf die Aarbrücke führen, ihnen den Kopf abschlagen, und ihre Leichname in den Fluß werfen, um ihre Namen mit ihren Gebeinen in ewige Vergessenheit zu begraben. Verschiedene ehrwürdige Denkmale des hohen Alterthumes, welche unter dem Choraltar der alten Münsterkirche zu Solothurn gefunden wurden, bestätigen den Hauptinhalt dieser alten Sage, und bleiben ohne dieselbe unerklärbar. Wenigstens werden von diesem Zeitpunkte an mannigfache sichere Spuren dafür angetroffen, daß in diesen Tagen ein Christenhäuflein zu Solothurn und in der Umgegend gesammelt war, welche den ersten Grund zu der Kirche Christi legten, die in dem folgenden Jahrhundert an dieser Stelle emporblühte.

§. 164.

Sprechender noch für die geschichtliche Bedeutsamkeit der Thebäer-Legende ist die alte Sage von Felix und Regula, deren Andenken selbst das öffentliche Wappen verewigt hat, das noch in unsern Tagen die Stadt Zürich in ihrem Stadt-Insiegel führt.

Felix, so erzählt im wesentlichen mit sich selbst übereinstimmend die alte Legende, aus der Legion des heiligen Mauritius, war dem Tode bei Agaun entgangen, und schlug mit seiner Schwester Regula den Weg nach Germanien ein. Es ist eine alte Nachricht, daß sie durch Oberwallis über den Furkapaß, der Reuß nach, in das Land Uri hinabgewandert seyen, und das Evangelium daselbst lehrten. Von da zogen sie nach Glarus, und sollen daselbst auf einer Anhöhe unter einem Felsen eine Zeit lang gewohnt, und mit gesegnetem Erfolg das heidnische Volk in der Lehre Jesu unterwiesen haben.

Die älteste Legende, die schon im vierten Jahrhundert unter den Christen in Umlauf gesetzt wurde, erzählt ferner, daß diese beiden Geschwister sodann durch das Land Glarus, das eine große Wildniß war, unter der Führung Jesu Christi, der Limmath nach auf Zürich gekommen seyen, und in dieser alten Stadt ihre Wohnung aufgeschlagen haben. Sie hatten das ewige Leben ergriffen, und stärkten sich im Herrn durch Wachen und Beten. Sie ermunterten das Häuflein der Glaubigen, die sie bereits zu Zürich antrafen, zum standhaften Bekenntniß, und unterwiesen die Heiden, und Alle, die zu ihnen kamen, in den Wegen des ewigen Heils. Der alte Bericht meldet ferner von ihnen, es sey ihnen zu Zürich wiederfahren, was von Philippus (Ap. Gesch. 8, 6. 8.) zu Samaria gesagt wird: das Volk merkte einmüthig auf das, was sie sagten, da sie höreten und sahen die Zeichen, die sie thaten; und ward eine große Freude in derselbigen Stadt. Andere schrieben, sie haben am Ufer der Limmath, da wo jetzt die Wasser-

kirche steht, sich selbst ein Hüttlein gebaut, und das Volk unterrichtet.

Der römische Landvogt Decius, welcher damals zu Zürich wohnte, um die wilden Alemannen von den Grenzen abzuhalten, erhielt vom Kaiser Maximian Befehl, diese frommen Geschwister aufzusuchen, und sie anzuhalten, den Göttern zu opfern. Gott schlug aber die Kundschafter des Landvogtes mit Blindheit, daß sie diese Leute nicht so gleich fanden. Felix ermuthigte seine Schwester zur Standhaftigkeit, um der Märtyrerkrone theilhaftig zu werden. Sie beteten mit einander so laut zu Gott, daß er sie stärken, und aus der Macht der Feinde zum ewigen Leben erretten möchte, daß sie endlich von den Kundschaftern erkannt, und vor den Landvogt geführt wurden. Dieser fragte sie, ob sie Christen, und aus der Gesellschaft des Mauritius seyen. Sie bekannten sich freimüthig als Christen und Gefährten der Thebäer, und bezeugten, daß sie große Hoffnung haben, diese mit der Gnade Jesu Christi im Himmel wieder zu finden.

Decius befahl nun, sie sollen den Göttern opfern. Da sie sich standhaft weigerten, dieß zu thun, so drohte ihnen der erzürnte Richter mit der schröcklichsten Folter. Sie aber, eingedenk der Worte des Herrn: „Fürchtet euch nicht vor denen, die nur den Leib tödten, aber die Seele nicht tödten können", erwiederten, „daß der Leib zwar in seiner Gewalt stehe, aber ihre Seele sey in der Hand dessen, der Himmel und Erde erschaffen habe." Decius ließ sie schlagen, und versuchte an ihnen alle Arten von Martern, um sie von Christo abzuwenden. Aber mitten unter den Qualen lobten sie Gott, und beteten um seinen Beistand, und man hörte sie sagen: „Der Herr ist unser Helfer, darum fürchten wir uns nicht; was können uns Menschen thun?" Hierauf habe sie ein heller Glanz umleuchtet, und eine Stimme ihnen zugerufen: „Fürchtet euch nicht, denn ich bin bei euch; seyd stark im Herrn, denn eure Erlösung ist nahe."

Da Decius sah, daß alle Peinigung fruchtlos war, so verurtheilte er den Felix und die Regula zum Tode. Gestärkt durch eifriges Gebet zu ihrem Erlöser, daß er sie auf dem Wege der Wahrheit erhalte, gingen sie getrost dem Ende ihrer Leiden entgegen, und wurden enthauptet. Nach vollzogenem Urtheil (zwischen dem Helm- und Kaufhause) vernahm man wieder eine Stimme: „Die Engel begleiten euch in das Paradies, und die heil. Märtyrer führen euch in die Stadt Gottes." Also endeten (im Jahr 303) die ersten Blutzeugen der Wahrheit zu Zürich ihren Glaubenslauf.

Eine spätere Sage fügt hinzu, daß diese beiden Blutzeugen nach ihrer Enthauptung sich noch einmal aufgerichtet und den Weg nach einer Anhöhe gemacht haben, wo sie nachher begraben wurden. Dieses spätern Zusatzes wird sogar in dem Schenkungs-Briefe Meldung gethan, welchen Kaiser Karl der Große dem Stift zum großen Münster zugestellt hat, zum deutlichen Beweis, welchen großen Werth der Aberglaube des Mittelalters auf diese Zusätze legte.

Neben den beiden Bildnissen dieser Heiligen, welche das Insiegel der Stadt Zürich in sich trägt, steht noch ein drittes, den Exuperantius vorstellend, welcher wahrscheinlich erst später den Blutzeugentod daselbst starb, da bis zum zwölften Jahrhundert nur die beiden ersten in demselben angetroffen werden.

§. 165.

Es läßt sich mit Recht vermuthen, daß durch die Arbeiten und Leiden dieser ehrwürdigen Zeugen der Wahrheit die erste Gemeinde Christi zu Zürich einen bedeutenden Zusatz gewonnen haben werde; aber schon vor der Ankunft derselben in dieser Stadt befand sich, wie die Legende selbst erzählt, ein Häuflein der Gläubigen daselbst, welche die erste Grundlage einer Kirche Christi im Tigurinerlande bildeten. Daß sich vor der Zerstreuung der Thebäer nicht blos zu Zürich, sondern auch in Rhä-

tien, zu Genf und Solothurn, in Wallis und im Rauracherlande (dem Baslergebiet) zerstreute Christenhäuflein vorfanden, läßt sich aus mannigfaltigen Spuren der Geschichte deutlich darthun. Wahrscheinlich hatten die schweren Verfolgungen, welche in der letzten Hälfte des zweiten und im Anfang des dritten Jahrhunderts das benachbarte südliche Gallien trafen, am meisten dazu beigetragen, daß durch Schaaren gallischer Flüchtlinge, welche in den hohen Alpen einen Bergungsort gegen ihre Verfolger suchten, die Erkenntniß Christi in Helvetien zuerst ausgebreitet wurde. Die flüchtigen Thebäer vermehrten nun diesen heiligen Saamen im Lande, und wohl galt auch von ihnen, was schon die Apostelgeschichte (8, 4.) von den ersten christlichen Flüchtlingen erzählt: „Die aber zerstreuet waren, zogen hin und her, und predigten das Evangelium.“ — Allein wie ansehnlich auch da und dort diese ersten Christenhäuflein im Lande gewesen seyn mögen, so nennt uns doch die sichere Geschichte bis auf die letzten Zeiten Constantins des Großen weder eine geregelte Christengemeinde noch einen christlichen Lehrer in denselben, der, wie es in Gallien viel früher der Fall war, eine kirchliche Verbindung unter den Glaubigen angeknüpft hätte. Wohl mochte in den südwestlichen Theilen Helvetiens, und besonders zu Genf, dieß am frühesten der Fall gewesen seyn, und verschiedene Spuren lassen uns vermuthen, daß in einzelnen Städten der Grund zu einer festen kirchlichen Einrichtung schon vor Constantin dem Großen gelegt, und die zerstreuten Schaaren von Zeit zu Zeit von Bischöfen geleitet wurden. Aber in den nordöstlichen Landestheilen, und besonders im Tigurinerlande hatte im Laufe des dritten Jahrhunderts die Ansiedelung der christlichen Kirche größere Schwierigkeiten, da die wilden Alemannen, die dem Christenthum entschieden abgeneigt und eifrige Götzendiener waren, vom Schwarzwalde her immer neue verheerende Einfälle in diese Gegenden machten, und die Einwohner selbst, aus Haß gegen die Römer

sich an ihre Streifzüge gegen das römische Gallien helfend anschlossen. Erst mit der Thronbesteigung Constantins und seinen glücklichen Kriegen gegen die Alemannen änderte sich dieser Zustand der Dinge, und jetzt waren auch für Helvetien die eisernen Riegel durchbrochen, welche bisher den freien Lauf des Evangeliums im Lande aufgehalten hatten.

§. 166.

Noch ehe Constantin als erster christlicher Kaiser im römischen Reiche auftrat, hatte schon sein Vater Constantius Chlorus, der über das gallische Helvetien gebot, der festern Begründung der Kirche Christi in diesem Lande wohlthätig vorgearbeitet. Nicht nur hatte derselbe durch die Siege, welche er bei Langres und Windisch über die wilden Alemannen davon trug, die Ruhe und Sicherheit in Helvetien wieder hergestellt, und den hindernden Einfluß gelähmt, den bisher diese Barbaren auf die Verbreitung des Christenthums in Helvetien geäußert hatten, sondern auch den grausamen Maßregeln, durch welche sein Mitregent Maximian die Christen bis in das rhätische Helvetien verfolgte, da und dort sich entgegengestellt. Die ansehnlichsten Städte des Landes, welche im Kriege zerstört worden waren, wurden wieder aufgebaut, und der Bischof Simon Domnus zu Genf soll vom Cäsar Constantius die Erlaubniß erhalten haben, seine Kirche aus den Ruinen wieder zu erheben, und derselbe seinem Präfekten Servius deßhalb die nöthigen Befehle ertheilt haben.

Allein erst mit dem Kaiser Constantin beginnt die sichere Pflanzungsgeschichte der Kirche Christi in Helvetien. Die unbeschränkte Religionsfreiheit, welche er im bekannten Mailänder-Edikt der mächtigen Christenpartie seiner Staaten öffentlich zuerkannte, und noch mehr die spätern Befehle des Kaisers, welche die christliche Gottesverehrung als herrschende Staatsreligion darstellten, und jeden Widerstand des Heidenthums gegen dieselbe für ein

bürgerliches Verbrechen erklärte, das der Strafe des Gesetzes anheim fiel, bauten nun der Verbreitung des Christenthums in den meist noch von Heiden bewohnten Grenzländern des römischen Reiches eine so weite Pforte auf, daß jeder fromme Versuch christlicher Bischöfe und Lehrer, ihre Kirchensprengel zu erweitern, von Seiten der Regierung die bereitwilligste Förderung fand. Constantin selbst hielt sich geraume Zeit in den Rheinländern auf, um die Grenzen seiner Staaten gegen die immer häufigern und gefährlichen Einfälle der Germanen sicher zu stellen, und trug in seinem Herzen den Wunsch, in diesen Gegenden dem Christenthum überall den entschiedenen Sieg über das Heidenthum zu verschaffen. Die Bisthümer in Ober-Italien und dem benachbarten Gallien wurden mit jedem Tage größer und einflußreicher, mit Constantins Tode war Helvetien auf seiner südwestlichen und nördlichen Seite von der Kirche Christi allenthalben umschlungen, und es dauerte nicht lange, so bildeten sich zu Wiflisburg, Windisch, in Wallis, zu Basel, Genf und Chur die ansehnlichsten bischöflichen Sprengel, deren liebliche Saatfelder der nächste Zeitraum unserm Auge darstellen wird.

Dreizehnter Abschnitt.

Anpflanzung der Kirche Christi in den Rheinländern.

§. 167.

Mit der stillen Ansiedelung des Christenthums in den helvetischen Gauen hielt die Ausbreitung desselben, in den römischen Besitzungen längs des linken Rheinufers bis nach Belgien hinab, gleichen Schritt. Wir haben schon oben (§. 132. S. 237) bemerkt, daß diese bedeutende, von verschiedenen celtisch-germanischen Volkstäm-

men bewohnte, Länderstrecke dem lugdunensischen Gallien unter der Benennung des obern und untern Germaniens (Germania prima et secunda) einverleibt war, und sich zugleich an das belgische Gallien anschloß, dessen Regierungsstatthalter zu Trier seinen gewöhnlichen Wohnsitz hatte. Indeß seit Cäsars und Augusts Zeiten, um diese entfernten Grenzen gegen die stets wiederholten Einfälle der wilden Bewohner des rechten Rheinufers sicher zu stellen, längs des Stromes hinab, von einer Stelle zur andern, römische Castelle und feste Standlager der Legionen angelegt wurden, sorgte die Staatsklugheit der Regierung dafür, sowohl die in diesen Gebieten unter ihrem Schutze sich ansiedelnden Germanenhaufen durch bürgerliche Vorzüge zu begünstigen, als auch, aus dem nahe gelegenen Gallien und Ober-Italien her, Schaaren römischer Colonisten in denselben einzuführen, die sich dort häuslich niederließen, und zur Gewinnung einer höhern bürgerlichen Civilisation ihren rohen Nachbarn behülflich wurden. Auf diesem Wege wurde auch in diesen Wildnissen, die der römische Soldat immer nur mit geheimem Schauer als Barbarenboden zu betrachten pflegte, zwei Jahrhunderte zuvor dem verfolgten Christenthum die Bahn in dieselbe geebnet, und durch römische Gesetzgebung und Sitte die Gemüther ihrer verfinsterten Bewohner für das helle Licht vorbereitet, das auch ihnen in Christo, dem Sohne Gottes erschienen war.

So begegnet uns schon im Laufe dieser ersten Jahrhunderte, von dem Bodensee an längs des Rheinstromes bis nach dem belgischen Tongern hinab, eine ganze Reihe befestigter Ansiedlungsplätze, auf denen die römischen Soldaten mit den vermischten Colonisten hausten, welche zur Urbarmachung des schönen Landes die erste Hand anlegten. Von Bracantia (Bregenz am Bodensee) und seinem Filialorte Arbor Felix (Arbon) an, die zu dem nicht weit entlegenen Windisch (Vindonissa) gehörten, finden wir bereits längs des Rheinstromes hinab die

berühmte Augusta Vindelicorum (die Stadt Rorach, wo jetzt das Dorf Augst steht) mit der benachbarten Bazela (Basel); tiefer hinab folgt das alte Brececha (Breisach), das nach Argentaria (Strasburg) führte. Bereits sind die ersten Anlagen von Gormetia (Worms) und Spira (Speier) vorhanden. Auch Moguntia (Mainz) hatte schon begonnen, das jedoch der berühmten Colonia Claudia Augusta Agrippina (Cölln) in jenen Tagen noch weit nachstand, die den römischen Adel der Rheinländer in sich vereinigte. Sie war zur Hauptstadt des untern Germaniens (metropolis Germaniæ secundæ) auserkohren, während von dem nahe gelegenen Trier (urbs Trevirorum) aus, das belgische Gallien regiert wurde. Auch das alte Tongern (das Aduatuca Cäsars) war schon aufgerichtet, und fing an in dem belgischen Gallien für die römische Herrschaft immer weitere Wirkungskreise zu gewinnen (cf. Schœpflini Antiq. Aleman. p. 16. sq.).

§. 168.

Freilich bestanden die Meisten dieser Orte damals noch großentheils blos aus einem aufgeworfenen Bollwerke, bei welchem sich eine Schaar von Colonisten niedergelassen hatte, und hinter dem der römische Soldat sich und sein Häuflein vertheidigte, so oft der kriegslustige Germane mit seinem wilden Streitrosse über den Rhein herüberschwamm, um auf dem Sumpfboden des breiten Rheinthales seine Beute aufzusuchen. Noch lag das Land meist öde und verwüstet da, und bot dem verfeinerten Geschmack des Römers wenig Reitze dar. An diesen äußersten Grenzen des Römerstaates fühlte er sich schon in der Wildniß des grauenvollen Germaniens, das ihm blos zu einem traurigen Verbannungsorte zu taugen schien. So kam es, daß bis zum Ende des vierten Jahrhunderts Trier, eine der ansehnlichsten Städte des römischen Rheinlandes, für das Botany-Bay der Römer gehalten wurde, wohin die Regierung ihre

Verbrecher und Andere, deren sie sich entledigen wollte, in die Verbannung schickte, und wo im vierten Jahrhundert ein Athanasius, und nach ihm ein Ambrosius als Landesverwiesene einige Jahre zubringen mußten.

Nur nach und nach wuchsen diese befestigten Colonistenplätze am Rhein zu ansehnlichen Städten empor, die jedoch in immer neuer Gefahr schwebten, ihren erworbenen Wohlstand an die wild umher streifenden Germanen wieder einzübüßen. Wie es nach und nach mit der Anpflanzung dieser Rheinstädten erging, dafür mag uns die früheste Geschichte der Stadt Cölln als Beispiel dienen.

Unter den zahlreichen deutschen Völkerschaften zeichnete sich frühe schon ein Stamm durch feinere Gesittung aus, der von den Römern die Ubier (Ubii) genannt wurde. Ihre Wohnsitze lagen zwischen der Lahn, der Lippe und Weser, und erstreckten sich längs der Rheinufer, von dem heutigen Mainz bis zum Ausfluß der Lippe, hin. Sie trieben mit den jenseitigen Galliern Tauschhandel mit Pelzwerk u. dgl., und hatten durch diesen Verkehr bereits einen gewißen Grad von Cultur gewonnen, als die Römer sie kennen lernten. Von ihren Grenznachbarn, den Sueven, einem andern deutschen Stamme, immer hart gedrängt, suchten sie schon frühe, unter J. Cäsar, die Freundschaft der Römer, und kamen auf diesem Wege unvermerkt unter die Botmäßigkeit derselben.

Oktavians Schwiegersohn, Vipsanius Agrippa, welcher Feldherr in Gallien war, kam (etwa 35 Jahr vor Christus) den bedrängten Ubiern zu Hülfe, und führte einen Theil derselben über den Rhein, an die Stelle, wo er sein Standlager aufgeschlagen hatte. Den Ubiern gefiel es hier auf der linken Rheinseite sehr, da sie ihren Handel unter dem Schutze römischer Waffen weiter ausbreiten konnten.

Bald war das römische Standlager in eine Art von Stadt umgeschaffen, in welcher immer mehr und mehr

Ubier sich häuslich niederließen, und diese Stadt (oppidum Ubiorum) blieb auch in der Folge stets ein Standlager römischer Feldherren. Hier ward Agrippina, die Tochter des berühmten Feldherrn Germanikus, geboren, welche (etwa 51 Jahr n. Chr. G.) die Gemahlinn des Kaisers Claudius wurde, und als Kaiserin nun, um ihre Vaterstadt zu verherrlichen, die Stadt zu einer römischen Colonie erhob, und mit ausgedienten Soldaten bevölkerte. So kam die Stadt zu dem Namen Colonia Claudia Augusta Agrippina, den sie von dieser Zeit an führte, und woraus der Name Cölln (Colonia) entstanden ist. Tempel und andere öffentliche Gebäude stiegen jetzt in derselben prächtig empor, römische Gesetze und Sitten wurden in ihr herrschend, und schon hatte die Religion der Römer den alten väterlichen Glauben unter den Einwohnern verdrängt, als die Boten Christi der Stadt nahe kamen, um das Panier des Kreuzes in derselben aufzurichten.

§. 169.

Es lag in dem natürlichen Entwickelungsgang der Dinge, daß auch in den rheinischen Grenzprovinzen, und in diesen wohl noch mehr als auf den übrigen Grenzen des großen Reichs, das Christenthum durch den zufälligen Verkehr mit dem römischen Gallien, frühe schon da und dort eine in den Herzen der Einwohner verborgene Aufnahme fand, welche die Geschichte nicht weiter nachzuweisen vermag. Dazu mögen besonders die harten Verfolgungen viel beigetragen haben, welche in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts die Christengemeinden im südlichen Gallien trafen. Waren doch die am Rhein hinab gelegenen einsamen Orte, welche die Römer als die passendsten Verbannungsplätze anzusehen pflegten, gerade die rechten Stellen, auf denen die verfolgten Jünger Christi, wenigstens für einige Zeit, eine Bergung und wohl auch eine größere Duldung der Regierung erwarten durften, da dieser alles daran gelegen war, diese

unsichern Grenzen mit ihren Colonisten zu bevölkern. Von hier aus konnten sie sich auch, wenn je der Haß der römischen Magistrate sie bis in diese Abgelegenheit verfolgte, jeden Augenblick in die Wildnisse des jenseitigen Germaniens verlieren, und sich für die Nachstellungen der Römer unerreichbar machen.

Auch einzelne christliche Soldaten, welche in diese Standquartiere verlegt wurden, oder freiwillige Colonisten Galliens und Ober-Italiens, welche für die Uebung ihres neugewonnenen Christenglaubens hier mehr Freiheit, als in der Nähe der Regierung und der römischen Priesterschaft, hoffen durften, mochten nicht selten die ersten Werkzeuge in der Hand der Vorsehung gewesen seyn, in den Finsternissen der Rheingegenden ein Licht anzuzünden, das erst späterhin in seinem Gegensatz gegen das bestehende Heidenthum hervortrat. Neue Namen und neue Dinge in Sachen der Religion von den römischen Fremdlingen zu vernehmen, das waren ja die dort angesiedelten Germanen schon gewohnt, und sie ließen sich es gerne gefallen, den römischen Soldaten von seinem Christus mit einer Empfindung sprechen zu hören, wie sie dieselbe bisher noch nirgends wahrgenommen hatten. Auch der Umstand mußte zur schnellen Verbreitung des Christenthums daselbst Vieles beitragen, daß der größere Theil der Rheinprovinzen zu dem lugdunensischen Gallien gehörte, und daß also jede bedeutende Veränderung, die sich in den Hauptstädten desselben, zu Lyon, Vienne und andern, zutrug, gar leicht ihren Weg bis in die untern Rheingegenden hinab finden konnte.

§. 170.

Wirklich geht auch aus zuverläßigen Geschichtszeugnissen jener Zeit klar hervor, daß schon um die Mitte des zweiten Jahrhunderts in den beiden Germanien (dem Ober- und Nieder-Rhein) zerstreute Christenhäuflein gefunden wurden, welche sich zu derselben Lehre Christi,

wie die übrigen Gemeinden des Orientes und Occidents bekannten.

Eine wichtige Beweisstelle der Art haben wir schon oben aus einer Schrift des Bischofs von Lyon, Irenäus (Iren. adversus hæreses cap. 10. p. 48.), umständlich angeführt, welcher behauptete, daß zu seiner Zeit die Christengemeinden, welche in den beiden Germanien gestiftet wurden, nichts anderes glaubten und lehrten, als dieß bei den Christen des Morgenlandes und Galliens der Fall sey. Ein Bischof von Lyon, der diese germanischen Gemeinden als seinem Sprengel zugehörig betrachten mußte, konnte doch wohl über den Umstand, daß deren wirklich einige zu seiner Zeit in diesen Gegenden vorhanden waren, weder sich selbst noch die Welt täuschen, vor welcher er dieses behauptete.

Freilich erfahren wir aus dieser Stelle des Irenäus nicht, wie groß die Zahl dieser Gemeinden und ihrer Mitglieder war, an welchen Stellen sie gefunden werden konnten, und von welchen christlichen Brüdern und zu welcher Zeit dieselben gestiftet wurden. Alle diese Fragen läßt die Geschichte des zweiten bis zum Ende des dritten Jahrhunderts unbeantwortet, und uns bleibt nur die wahrscheinliche Vermuthung übrig, daß diese erfreuliche Veränderung nicht sowohl von gesendeten Christenlehrern, welche leicht nähergelegene Wirkungskreise in Gallien finden konnten, als vielmehr von christlichen Colonisten bewirkt wurden, die freiwillig erwählt hatten, in den Wildnissen des Rheins sich niederzulassen, um zugleich die Gelegenheit wahrzunehmen, unter den umherwohnenden Barbaren einzelne Seelen für Christum zu gewinnen.

§. 171.

Trier, die Stadt der Vangionen und der Regierungssitz des belgischen Galliens, wird von der Geschichte als die Stelle genannt, auf welcher die erste germanische

Christengemeinde errichtet wurde. Freilich verliert sich der erste Ursprung derselben in alte Sagen, welche die spätere Zeit also entstellt und mit unnatürlichen Wunderlegenden ausgeschmückt hat, daß es jetzt unmöglich geworden ist, das Waare vom Falschen auszulesen (cf. Podromus historiæ Trevirensis, auctore Joh. Nic. de Hontheim. P. I. p. 64. sq., und besonders seine Dissertatio de æra fundati Episcopatus Trevirensis.). Erst mit dem Zeitalter der Constantine fängt auch hier ein helleres Licht der Geschichte an, und für die drei ersten Jahrhunderte müssen wir uns mit den allgemeinen Zeugnissen begnügen, welche wir da und dort in den Schriften der Kirchenväter antreffen.

Fünfundzwanzig Jahre später bezeugt Tertullian (in seiner Schrift advers. Judæos c. VII. p: 212.) noch umständlicher dasselbe, was vor ihm Irenäus behauptet hatte, daß nämlich unter der großen Zahl morgenländischer und abendländischer Völker auch die Deutschen sich befinden, unter denen Christus seine Herrschaft aufzurichten begonnen habe. Der gelehrte Beatus Rhenanus ein geborner Elsäßer, der die alte Geschichte seines Vaterlandes gründlich erforschte, macht in seiner noch immer lesenswerthen Schrift (rerum germanicarum lib. II. §. 85. Edit. Basil.) hierüber die sehr richtige Bemerkung: „Diese Zeugnisse geben deutlich zu verstehen, daß nicht lange nach dem apostolischen Zeitalter die christliche Religion in den beiden Germanien eingeführt worden sey. Die Verkündigung des Glaubens fand unter den Einwohnern dieser beiden Provinzen um so mehr ihre erleichternde Anbahnungen, da sich von Rom aus bereits ein gewisser Grad bürgerlicher Kultur in denselben verbreitet hatte, und viele Einwohner die römische Sprache reden oder doch verstehen mußten; ein Vortheil, welcher hier den ersten Boten des Heils wohl zu Statten kam. Schon die Hälfte der Arbeit ist einem Missionär erspart, wenn er nicht genöthigt ist, eine fremde Sprache zu erlernen." — Immerhin war dieser letzte Umstand von großer

Wichtigkeit, und erleichterte da, wo er sich vorfand, die Verkündigung des Evangeliums; wie wir auch wirklich in diesen ersten Jahrhunderten die Boten des Heiles immer zuerst den römischen Legionen nachwandeln sehen. Aber wir haben keine Ursache, dieß blos auf die lateinische Sprache zu beschränken, indem es wohl auch nicht an gallischen Christen fehlte, welche die Noth und die Liebe in diese Rheingegenden unter Haufen von Einwohner führte, die wie der väterlichen Religionsweise, so auch der Sprache nach, mit ihnen verwandt waren, und zu denen sie sich eben darum den Zutritt erleichtert fanden.

§. 172.

Eine weit verbreitete, obgleich erst aus dem zehnten Jahrhundert stammende, Ueberlieferung erzählt, daß die Männer Gottes, Eucharius, Valerius und Maternus, schon in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts den ersten Grund zu der Kirche Christi in den Rheinländern gelegt, und von Norach (Basel) an, bis nach dem belgischen Tongern hinab, Alles mit dem Evangelio Christi erfüllt haben. Die Erzählung ist folgende: (man sehe Grandidier Histoire de l'église de Strasbourg. Tom. I. p. 48. sq.) „Als im Anfang der Regierung des Kaisers Claudius der Apostel Petrus nach Rom gekommen war, und durch seine Predigten und Wunderthaten in ganz Italien umher den Glauben gepflanzt hatte, so war er darauf bedacht, auch in Gallien und Germanien das Evangelium verkündigen zu lassen. Er erwählte zu diesem Ende den Eucharius, Valerius und Maternus, machte den ersten zum Bischof und die beiden andern zu Diakonen, und sendete sie mit seinem Segen als Boten Christi in die Heidenwelt aus. Diese neuen Apostel verkündigten nun allenthalben, wohin sie kamen, das Evangelium, thaten Wunder und weckten Todte auf. Ueberall fanden diese Wunderthäter unter der Leitung ihres Herrn, der sie führte, einen offenen Zutritt.

Sie kamen im Elsaß an, und ließen sich in einem Dorfe, Namens Ell, nieder. Nach einigem Aufenthalt daselbst ward Maternus von einem heftigen Fieber ergriffen, an welchem er starb. Seine beiden Gefährten begruben ihn nun an derselben Stelle; und ohne das Werk, wozu sie gesendet waren, weiter fortzusetzen, faßten sie im Schmerz den Entschluß, nach Rom zurückzukehren, und den Apostel Petrus mit ihrem Verluste bekannt zu machen.

Petrus tröstete sie, und zeigte ihnen, wie eine besondere Fügung Gottes die Sache also gelenkt habe; damit sein Name durch ein Wunder verherrlicht werden möge, das zugleich ein Siegel ihrer Mission seyn solle. Kehrt wieder zurück, sprach der Apostel, nehmt meinen Bischofsstab mit euch, der schon so viele Wunder gethan hat; legt denselben auf den Leichnam des Verstorbenen, und gebietet ihm, im Namen Jesu Christi, wieder aufzustehen." Eucharius und Valerius gehorchten; sie beschleunigten ihre Rückkehr, und im Eifer ihres Glaubens kamen sie schon am vierzigsten Tage nach Maternus Tode wieder zu Ell an.*) Eucharius betete inbrünstig zu Gott, beschwur den Todten, und Maternus trat wieder mit voller Kraft ins Leben zurück.

§. 173.

Das Gerücht von dieser Wunderthat verbreitete sich alsobald im Lande umher, und Schaaren von Heiden, welche Zeugen derselben gewesen waren, verkündigten sie weit und breit. Sie erkannten in diesem Wunder die Hand des allmächtigen Gottes, den diese Fremdlinge verkündigten, und Viele derselben wurden glaubig und empfingen die Taufe. Die Christen erbauten an der Stelle, wo Maternus erweckt worden war, eine Kirche, und Tausende wallfahrteten in den spätern

*) Freilich eine zu kurze Zeit, für eine Reise vom Elsaß nach Rom und wieder zurück, wenn wir nicht abermals ein Wunder annehmen wollen.

Jahrhunderten zu derselben hin, um das Andenken ihres ersten Apostels zu ehren. Nach seiner Auferstehung fuhr Maternus fort, im Elsaß das Evangelium zu predigen. Ungeachtet aller Wiederstrebungen, welche die eingewurzelten Vorurtheile der Heiden ihm entgegenstellten, erhob er sich muthig gegen die Götzen, und Gott segnete seine Arbeit. Die Botschaft von seiner Auferstehung kam nach den benachbarten Orten, und rührte daselbst die Herzen. Die Einwohner rissen ihre Götzenaltare nieder, und wandten sich zu dem lebendigen Gott.

Nun durchwanderte Maternus die umliegenden Städte und Dörfer, um die Einwohner derselben zum Christenthum zu bekehren. Er kam an einen Ort, Namens Novientum (gegenwärtig die Abtei Ebersmünster), wo er den Tempel der Diana und noch einen andern Tempel zerstörte, den Julius Cäsar zu Ehren des Merkurs hatte aufrichten lassen. Nachdem er hier ein Christengemeinlein gesammelt hatte, zog er von da nach Strasburg, fand aber unter den dortigen heidnischen Einwohnern einen so mächtigen Widerstand, daß er den Ort verlassen mußte. Jedoch kehrte er bald hernach wieder zurück, und da er jetzt das Volk gelehriger fand, so fing er an, mit großem Segen unter demselbigen das Evangelium zu verkündigen. Von hier aus soll Maternus auch nach Norach gekommen seyn, und dort den ersten Grund zu der christlichen Kirche gelegt haben, welche wir hernach als ein ansehnliches Bisthum in dieser alten Stadt antreffen.

§. 174.

Nachdem der fromme Maternus die Neubekehrten im Elsaß genugsam unterrichtet hatte, schloß er sich an seine Gefährten Eucharius und Valerius an, um längs des Rheines hinab die Botschaft von Christo auszubreiten. Nach einem kurzen Aufenthalte derselben zu Speyer und Worms, wo sie ein Christenhäuflein sammelten, gelangten sie nach Trier, und hier trennte sich Maternus

abermals von ihnen, um für die Predigt des Heils in diesen Gegenden weitere Umkreise aufzusuchen. Derselbe nahm seinen Weg über Bonn nach Cölln, wo er den Grund zu der dortigen Christengemeinde legte, und nachdem er daselbst eine Zeit lang verweilt hatte, um die Neubekehrten im Glauben an Christum zu befestigen, durchwanderte er die Gegenden von Tongern, Mastricht, Namur und Lüttich, bis in die Ardennen hinein, um überall unter den heidnischen Einwohnern die Lehre Christi zu verkündigen. Zu Tongern legte er den Grund zu der ansehnlichen Christengemeinde daselbst, deren erster Bischof er wurde, zerstörte überall die heidnischen Götzenbilder, und richtete an ihrer Stelle das Panier des Kreuzes auf.

Seine beiden Mitarbeiter, Eucharius und Valerius waren indeß zu Trier, dieser Hauptstadt des belgischen Galliens, geblieben, und hatten daselbst mit so großem Segen das Wort Gottes gepredigt, daß ein ansehnlicher Theil der heidnischen Einwohner an den Herrn Jesum glaubig wurde. Eucharius weidete die wachsende Christengemeinde daselbst als treuer Seelsorger 25 Jahre lang; ihm folgte Valerius im bischöflichen Amte nach, und nach dessen Tod, übernahm der noch allein übrig gebliebene Maternus die Leitung der großen Christensprengel, welche sich zu Trier, Cölln und Tongern gebildet hatten. Maternus starb zu Cölln im Jahr 149; nachdem er von der Hauptstadt Belgiens aus 40 Jahre lang in den dortigen Gegenden umher eine Kirche Christi erbaut hatte, welche selbst die wilden Stürme der darauf folgenden Völkerwanderung nicht mehr zu Grunde zu richten vermochten.

Wir haben absichtlich, mit Hinweglassung der albernen Entstellungen, welche der Aberglaube der spätern Zeit an sie anknüpfte, diese alte Ueberlieferung ausführlicher erzählt, da sie die Grundlage bildet, auf welche gewöhnlich die Geschichte der Kirche Christi in den Rheingegenden sich stützt. Wenn wir auch keine zu-

reichende Gründe haben, die geschichtliche Thatsache zweifelhaft zu finden, daß in den ersten Jahrhunderten des Christenthums drei ausgezeichnete Knechte Christi, Eucharius, Valerius und Maternus in den Gegenden des linken Rheinufers unter den heidnischen Einwohnern das Evangelium Christi zuerst verbreitet, und mit bleibendem Segen unter denselben gearbeitet haben; so haben doch, aus dem Inhalt dieser alten Erzählung selbst, gründliche Geschichtforscher auf eine überzeugende Weise bewiesen, daß das Leben und die Wirksamkeit dieser drei Missionarien unmöglich früher als an das Ende des dritten Jahrhunderts gesetzt werden kann, und daß wir die heilsamen Spuren ihrer Arbeit im Elsaße erst unter der friedlichen Regierung eines Constantius Chlorus aufzusuchen haben *). Mit dieser Annahme stimmen allein die Zeit- und Ortsverhältnisse zusammen, welche diese Ueberlieferung voraussetzt; und sowohl das kräftige Aufblühen der benachbarten Kirche Christi in Gallien, das wir am Ende des dritten Jahrhunderts finden, als die freundliche Begünstigung, welche der damalige Landesregent der Sache Christi zufließen ließ, machen es erklärbar, wie um dieselbe Zeit diese drei rüstige Glaubensboten so ungehindert in den Rheingegenden umherziehen, und aus den bereits im Lande vorhandenen, aber noch nicht kirchlich geordneten, Christenhäuflein innerhalb kurzer Zeit die zahlreichen Kirchen aufbauen konnten, wie wir sie wirklich bald darauf in dem Zeitalter der Constantine in diesen Gegenden antreffen.

§. 175.

Mit dem Regierungsantritt Constantins des Großen beginnt auch für die Kirche Christi in den beiden

*) Man sehe die hauptsächlichsten Gründe, so wie die wichtigsten Schriften hierüber angeführt in Mosheimii Comment. de rebus Christianorum ante Constant. M. p. 211 sq. und die schon oben angeführte Schrift von Grandidier p. 60. f.

Germanien und dem belgischen Gallien eine neue Epoche, wie sie die Welt nie zuvor gesehen hatte. Constantin hielt sich besonders in den ersten Jahren seiner Regierung geraume Zeit in den Rheingegenden auf, um die Ufer des Flusses gegen die immer heftigern Ueberfälle der Franken und Alemannen sicher zu stellen, befestigte Cölln, baute auf dem jenseitigen Ufer zu Deutz eine starke Feste auf, und machte Trier zum Sitze seiner Regierung in dem Abendlande.

Wenn ihn auch in diesen ersten Zeiten seine eigene Ueberzeugung von der höhern Würde und Göttlichkeit des Christenthums noch nicht veranlassen mochte, für die Verbreitung desselben in seinen großen Staaten Alles zu versuchen, so gebot ihm schon die weltliche Staatsklugheit, das kräftigste Mittel zur Sicherstellung dieser entfernten Grenzprovinzen in der vorzugsweisen Begünstigung der Kirche Christi aufzusuchen. Dieser Eindruck, welchen der Zustand der civilisirten Völker der südlichen und östlichen Provinzen seines Reiches in seiner Seele angeregt hatte, mußte sich noch vielfältig verstärken durch den Anblick der rohen Barbarei, in welche er damals noch die meisten Völker des Abendlandes versunken sah, so wie durch die drohenden Gefahren eines gänzlichen Unterganges, denen diese Grenzländer von Seiten der wilden Germanen jeden Tag Preis gegeben waren. Um so mehr sah es der Kaiser mit Wohlgefallen, daß die Zahl der Christen längs des Rheines hinab sich mit jedem Tage mehrte, und eine Kirche um die andere aufgebaut wurde, welche sich der wilden Macht eines barbarischen Heidenthumes hemmend in den Weg stellte. Auch seine fromme Mutter, Helena, welche sich eine Zeit lang zu Trier und Cölln aufhielt, soll an dem Missionsgeschäfte in den Rheingegenden besondern Antheil genommen, und zu Cölln und Bonn den zahlreichen Christen prächtige Kirchen aufgebaut haben.

Wirklich treffen wir von dieser Zeit an eine fortgesetzte Reihe christlicher Bischöfe im Lande an, welche

besonders zu Trier, Cölln und Tongern, bald darauf auch zu Straßburg, Speier, Mainz und in verschiedenen Städten Belgiens den zahlreichen Christengemeinden mit Eifer und Treue vorstanden, und aus der Menge der umherwohnenden Heiden je mehr und mehr Bekenner Christi zu gewinnen suchten. Besonders soll sich ein gewisser Maximin, Bischof von Trier, in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts durch den frommen Eifer ausgezeichnet haben, mit welchem er für das Werk des Herrn im belgischen Gallien wirkte. Der Kaiser Konstantin hatte in den letzten Tagen seines Lebens den berühmten Kirchenlehrer Athanasius, welcher sich der wachsenden Parthei der Arianer am heftigsten entgegen stellte, im Jahr 336 nach Trier verbannt, und bald darauf folgte ihm auch Paulus, Bischof von Constantinopel, an diesen Verbannungsort nach. Beide nahm Maximin mit der herzlichsten Liebe auf, und zwei Jahre lang waren diese ausgezeichneten Knechte Christi gemeinsam beschäftigt, dem Worte Gottes in den Rheinländern einen allgemeinen Sieg über die heidnische Finsterniß zu gewinnen.

Vierzehnter Abschnitt.

Früheste Ausbreitung des Christenthums auf den brittischen Inseln.

§. 176.

Die Nachrichten von der ersten Anpflanzung des Christenthums auf den brittischen Inseln besitzen für den Forscher des Reiches Christi ihre eigenthümlichen Reitze, wie sie in dieser Fülle auf dem übrigen Boden des heidnischen Abendlandes nirgends angetroffen werden. Sie haben vor allen den besondern Vorzug, eine bedeutende Anzahl sicherer Geschichtszeugnisse zur Unterlage zu haben, wel-

che, wenn auch gleich in unbestimmter Allgemeinheit, doch mit zweifelloser Gewißheit, die Thatsache beurkunden, daß schon in den ersten Zeiten der Gemeinde Christi die Botschaft des Heiles nach diesen Inseln getragen wurde, welche in der Geographie der Römer die nordwestlichste Spitze des bekannten Erdkreises bildeten. Selbst ihre frühern kirchlichen Sagen, wie sehr auch sie das finstere Mittelalter durch alberne Zusätze verunreinigte, sind in die bekannte Volksgeschichte dieser merkwürdigen Insulaner meist so verwoben, daß sie eben durch diesen Zusammenhang einen geschichtlichen Werth vor andern gewinnen.

Was aber die Missionsgeschichte der brittischen Inseln vorzugsweise anziehend und wichtig macht, ist der weitere Umstand, daß in ihr, von dem sechsten Jahrhundert an, eine Reihe von Jahrhunderten hindurch der eigentliche Mittelpunkt der christlichen Missionsthätigkeit des Mittelalters angetroffen wird, und daß namentlich unsere deutsche Missionsgeschichte im Allgemeinen erst durch sie ihr Licht und ihre geschichtliche Lebendigkeit gewinnt.

Diese eigenthümlichen Vorzüge sind ihr besonders dadurch zu Theil geworden, daß die Volks- und Kirchengeschichte dieser Inseln sich früher, als irgend ein anderes Volk des Abendlandes, seiner einheimischen Geschichtschreiber rühmen darf, deren Werke heute noch den dunkeln Pfad durch die früheren Jahrhunderte des Abendlandes beleuchten. Die früheste Geschichtsquelle des brittischen Volkes sind die sogenannten welschen Triaden, eine Sammlung wohl der ältesten geschichtlichen Urkunden, wie sie ein celtischer oder germanischer Volksstamm besitzen mag.

Auf sie folgt schon im Laufe des sechsten Jahrhunderts die in hohem Grade interessante Schrift eines gewißen Gildes oder Gildas, mit dem Zunamen der Weise, eines gebornen Schotten, der unermüdlicher Lehrer der Heiden und Irrgläubigen in Nord-England gewesen war, und nach der Landung der Sachsen und Angeln, welche sein Vaterland verwüsteten, aus seiner

Heimath floh, und zu Ruys, in der südlichen Bretagne, im Jahr 527 ein Kloster erbaute, in welchem er seine Klageschrift über den Untergang des Christenthums in Britanien niederschrieb *).

Noch wichtiger für die brittische Missionsgeschichte ist die Kirchengeschichte Bedas, welcher gewöhnlich mit dem Beinamen „des Ehrwürdigen" (Venerabilis) bezeichnet wird, und im Jahr 672 im Bisthum Durham geboren wurde, und der durch seine vielseitigen und gründlichen Kenntnisse die Zierde Englands und seines Jahrhunderts geworden ist. Beda schrieb neben vielen andern Werken vermischten Inhalts auch eine Geschichte der angelsächsischen Kirche, die mit J. Cäsars Zeit anfängt, und bis zum Jahr 731 fortgeht, und welche bei manchen Mängeln, die der Verfasser mit seinem Zeitalter theilte, dennoch zu den schätzenswerthesten Urkunden der frühesten Kirchengeschichte zu zählen ist **).

§. 177.

Nicht minder schätzenswerth sind die reichhaltigen Bearbeitungen, welche im siebenzehnten Jahrhundert die Missionsgeschichte der brittischen Inseln gefunden hat. Das Werk des gelehrten *Usserius,* de Britannicarum ecclesiarum primordiis. Dublin 1639., zu welchem die Britannicarum ecclesiarum antiquitates desselben Verfassers, Lond. 1687, bemerkenswerthe Nachträge liefern, ist heute noch eine ergiebige Quelle gelehrter Forschungen, welche der brittischen Missionsgeschichte ein willkommenes Mate-

*) Liber querulus de excidio Britanniæ. Ed. Polydor. Vergilii Lond. 1525. Basil. 1541. 8.° Man sehe eine kurze Skizze seines Lebens in Alban Butters lives of Saints. Vol. I. p. 248.

**) Eine schätzbare Sammlung der ältesten brittischen Geschichtschreiber, in welcher auch die Schriften von Gildes und Beda angetroffen werden, findet sich in Rerum britannicarum scriptores vetustiores et præcipui. Lugdun. 1587. fol.

rial zuführen. Schade nur, daß der Mangel an kritischer Schärfe und die Ueberladenheit an unverbürgten Sagen den Gebrauch desselbigen erschwert. Später gab der gelehrte E. Stillingfleet seine Origines Britannicæ or the antiquities of the british Church. London 1685. heraus, welche einen Schatz von Nachrichten von dem Ursprung und allmähligem Wachsthum der Kirche Britanniens in sich fassen. Ihm folgte Fr. Godwin in seiner Schrift de conversione magnæ Britanniæ ad religionem Christianam, welche nicht lange hernach in englischer Sprache erschien. Die reichhaltigsten, und selbst nach Gibbons Urtheil sehr brauchbaren Beiträge zu dieser Missionsgeschichte enthält das, schon oben angeführte, gelehrte Werk des Alban Butlers „the lives of Saints" das zuerst in 12 nach dem römischen Heiligen-Kalender eingerichteten, und in einer dritten Ausgabe in 6 Bänden, zu Dublin 1802 erschienen ist. Es ist dabei zu beklagen, daß der gelehrte Verfasser, der ein römischer Katholike war, von den Vorurtheilen seiner Kirche sich nicht frei erhalten konnte und durfte, und dadurch den Gebrauch seiner, von der ausgebreitetsten Geschichtsforschung zeugenden, Arbeit für den protestantischen Leser geschmälert hat.

Somit fehlt es keineswegs an trefflichen Vorarbeiten, welche sich für eine reiche und umfassende Darstellung der Missionsgeschichte der brittischen Inseln darbieten, und welche hier, im Zusammenhang mit der bürgerlichen Geschichte, nur in einem fruchtbaren Ueberblick benützt werden können, wenn die Grenzen einer allgemeinen Geschichte nicht überschritten werden sollen.

§. 178.

Schon dieß ist ein eigenthümlicher Vorzug der Missionsgeschichte Brittaniens, daß sie auf eine, sich wechselseitig stärkende Reihe geschichtlicher Zeugnisse der ältesten und glaubwürdigsten Kirchenväter sich stützt, welche uns über die frühe Anpflanzung des Christenthums auf

diesen Inseln keinen Zweifel übrig lassen. Wenn auch aus der Behauptung des Clemens von Rom (Epist. ad Corinth. p. 14.), daß der Apostel Paulus die ganze Welt die Gerechtigkeit gelehrt habe, und bis zu der äussersten Gränze des Westens gekommen sey, eben keineswegs der sichere, obgleich dem Sinne eines Römers vollkommen angemessene Schluß abgeleitet werden kann, daß er mit dem letztern Ausdruck gerade die brittischen Inseln verstanden habe, so bleibt es doch immerhin ein bemerkenswerther Umstand, daß Eusebius in seiner Kirchengeschichte, und nach ihm Theodoret (de curandis Græcorum affect. Lib. 9. p. 610.) mit Zuversicht behaupten, „daß einige der Apostel über den Ozean zu den Inseln, welche die brittischen genannt werden, hingezogen seyn." Theodoret führt unter den, von den Aposteln bekehrten Völkern, namentlich die Britten auf, und fügt nach vorheriger, ausdrücklicher Nennung von Spanien hinzu, „daß Paulus auch den Inseln, die im Ozean liegen, das Heil gebracht habe."

Immerhin lautet die Stelle Justins, des Märtyrers (Dialog. cum Tryphône p. 345.), zu allgemein und unbestimmt, nach welcher (im römischen Reich) „kein Volk vorhanden gewesen sey, weder unter den Barbaren noch Griechen, es möge sich auf Wägen aufhalten oder keine Häuser haben, unter dem nicht in dem Namen des gekreuzigten Jesu Gebet und Danksagung dem Vater und Schöpfer aller Dinge dargebracht werden." Aber nicht lange hernach erklärt sich Tertullian ungleich deutlicher hierüber, wenn er (contra Judæos c. 7.) ausdrücklich zu den Völkern, unter denen schon zu seiner Zeit die Lehre Christi einen Zutritt fand, nicht nur „alle Enden Spaniens und verschiedene gallische Völkerstämme rechnet, sondern auch selbst diejenigen Theile der brittischen Inseln, welche bisher den römischen Legionen verschlossen waren, aber jetzt Christo unterthan seyen (Britannorum inaccessa Romanis loca, Christo vero subdita.)."

In der Mitte des dritten Jahrhunderts behauptet der Kirchenvater Origenes (Hom. 6 ad Lucam) ausdrücklich, „daß die Kraft des Namens Jesu über das Meer gedrungen sey, und die Britten in einer andern Welt aufgesucht habe.“ Um aus der Reihe der Kirchenväter nur noch eine Beweisstelle hier anzuführen, so sagt Chrysostomus, am Ende des vierten Jahrhunderts, in seiner bekannten Homilie, „daß Christus Gott sey“ (Tom. I. p. 575.), unter anderm Folgendes: „Bedenke, was das heißen will, daß das Evangelium innerhalb so kurzer Zeit den ganzen Erdkreis mit Christengemeinden erfüllt, und so viele Völker zu Christo bekehrt hat, daß sie den väterlichen Gesetzen entsagten, ihren tief eingewurzelten Gewohnheiten den Abschied gaben, und überall in den Ländern der Römer, Perser, Scythen, Mauren und Indier, die Götteraltäre umstießen. Ja, was sage ich? auch außerhalb der Länder, die den Römern unterworfen sind, ist dieß geschehen. Denn auch die brittischen Inseln, welche außerhalb dieses Meeres (des mittelländischen) liegen, und im (atlantischen) Ozean selbst, haben sie die Kraft des Wortes Gottes empfunden, und auch dort sind Gemeinden und Altäre aufgerichtet worden“*).

§. 179.

Aus diesen Stellen der Kirchenväter geht auf eine unbezweifelte Weise hervor, daß vielleicht schon in der zweiten Hälfte des ersten, oder doch in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts die heilbringende Erkenntniß Christi auf irgend einem Wege nach den brittischen Inseln gebracht wurde, und da und dort unter den barbarischen Bewohnern derselben ihre Wurzeln schlug.

Freilich bleiben die Kirchenväter in diesen Stellen blos bei dem Allgemeinen und Unbestimmten stehen. Sie

*) Man vergleiche noch weiter die Homilie desselben de laudibus Pauli Tom. II. p. 477.

sagen uns nicht, durch welche Männer und unter welchen äußerlichen Veranlassungen und Umständen, im Laufe der ersten Jahrhunderte, das Evangelium Christi dort verkündigt worden sey; und eben so wenig machen sie uns mit dem geschichtlichen Entwicklungsgange der Wirkungen bekannt, die durch die Predigt des Wortes Gottes unter diesen wilden Insulanern hervorgebracht wurden. Um so willkommener sind uns die zum Theil reichhaltigen Ueberlieferungen der frühesten Vorzeit, welche ganz dazu geeignet sind, da und dort die Lücken auszufüllen, welche uns die Kirchenväter dieses Zeitraums in ihren kurzen Berichten gelassen haben. Diesen, das Einzelne aufhellenden, kirchlichen Traditionen, so weit wir dieselben in Gildas und Beda antreffen, geben wir jetzt um so lieber einiges Gehör, da wir bereits auf anderem Wege die Ueberzeugung gewonnen haben, daß wirklich schon in diesen ersten Jahrhunderten die Erkenntniß Christi auf den brittischen Inseln einkehrte; und da ein großer Theil dieser alten Sagen sich leicht an die bürgerliche Geschichte dieses Volkes anschließt, so weit uns dieselbe aus glaubwürdigen römischen Schriftstellern bekannt geworden ist. Um jedoch dieselbe in ihrem Zusammenhange desto besser zu verstehen, wird es zweckdienlich seyn, aus der frühesten Geschichte des brittischen Volkes Schritt für Schritt so Vieles beizufügen, als die vollständigere Ausmalung des Bildes der frühesten brittischen Missionsgeschichte erfordert *).

§. 180.

Julius Cäsar ist der erste, welcher uns, so wie zu der gallischen und helvetischen, so auch zu der brittischen

*) Eine treffliche Arbeit über diesen Gegenstand ist die „Geschichte Englands von dem ersten Einfalle der Römer an," welche kürzlich Hr. Dr. John Lingard in englischer Sprache herauszugeben begonnen hat, und von Hrn. C. v. Salis ins Deutsche übersetzt wurde, die hier vorzugsweise benützt worden ist.

Volksgeschichte den ersten Schlüssel dargeboten hat. Nachdem er in dem kurzen Zeitraum von drei Jahren siegreich die römischen Legionen vom Fuß der hohen Alpen bis zu den Mündungen des Rheins geführt hatte, ward er am Ufer der Morinier, der weiß schimmernden Klippen einer benachbarten Insel gewahr, welche von diesem Augenblicke an der unersättliche Ehrgeitz seiner Seele den römischen Waffen zu unterwerfen versuchte. Der kühne Feldherr segelte (im August, 55 J. vor Christi Geburt) mit zwei Legionen von Calais ab, stand nach wenigen Stunden mit seiner Flotte vor den Felsenklippen Albions, und ankerte mit derselben an der Stelle, auf welcher jetzt die Stadt Deal steht. Ein mächtiges Getümmel entstand auf der bis jetzt von fremden Kriegern unberührten Insel. Wild spornten sie ihre Rosse in die Wellen der Brandung, und boten vergeblich, durch Kriegsgeschrei und drohende Gebärden, den verwegenen Ankömmlingen Trotz. Der Anblick der wilden Barbaren, und die Furcht, die Götter dieser unbekannten Welt zu beleidigen, flößte den römischen Soldaten augenblicklichen Schrecken ein, aber mit kühnem Muthe sprang der Adlerträger der zehnten Legion mit seinem Adler in die See, und hieß seine Waffenbrüder nachfolgen. Die Insulaner mußten nach kurzem Kampfe weichen, und Cäsar nahm von dem unbekannten Ufer mit seinen Legionen Besitz.

Aber schon hatte in der vierten Nacht ein heftiger Sturm die römischen Schiffe in die See hinausgetrieben, und ein Geschwader, das Reuterei aus Gallien bringen sollte, wurde im Canale gänzlich zerstreut. Die römischen Legionen geriethen hierüber in sichtbare Verlegenheit, welche den brittischen Häuptlingen nicht unbemerkt bleiben konnte, die jetzt in den benachbarten Wäldern die Insulaner sammelten, und nach allen Richtungen Bothen an die benachbarten Stämme aussandten, um zur Rettung des Vaterlandes schleunige Hilfe zu erhalten. Ein allgemeiner Angriff, den alsobald die wilden

Britten auf das römische Lager versuchten, machte den kühnen Feldherrn mit der Gefährlichkeit seiner Lage bald bekannt, und um seinen Ruhm zu retten, begnügte er sich leicht mit dem Versprechen von Unterwürfigkeit, das einige Eingeborne ihm gaben, und eilte nach dem kurzen Aufenthalt von drei Wochen mit seinen Soldaten nach Gallien zurück. Cäsars Feldzug ward in Rom als Vorbote der glorreichsten Siege gepriesen, und in den Briefen des Feldherrn die Insel als eine neue Welt von ungeheurer Größe den Römern geschildert (Cæsar de bello gal. l. IV. c. 20—36.), worauf der Senat zu Ehren der unsterblichen Götter ein Dankfest von zwanzig Tagen anordnete.

§. 181.

Cäsar hatte auf der romantischen Insel genug gesehen, um Lust zu behalten, im Frühling des kommenden Jahrs (54 vor Christus) mit seinen Soldaten einen zweiten Besuch auf derselbigen zu machen. Mit fünf Legionen und zweitausend Reitern segelte er auf mehr als achthundert Schiffen von der gallischen Küste nach ihren steilen Ufern hinüber. Bei ihrem Anblick flohen die Britten bestürzt in ihre dichten Wälder, und Cäsar konnte ohne Widerstand an derselben Stelle, wie das Jahr zuvor, seine kampflustigen Truppen ans Land setzen. Allein schon in der Nacht hatte der Sturm vierzig seiner Schiffe ins Meer gesenkt und viele andere auf die Küste geworfen; und jetzt ward zehn Tage lang mit großer Mühe von den Soldaten gearbeitet, um die übrigen Schiffe aufs Land zu ziehen, und einen Erdwall um sie aufzuwerfen. Die Insulaner hielten für gut, einer allgemeinen Schlacht auszuweichen, aber, in viele kleine Haufen vertheilt, umzingelten sie von allen Seiten die Heerhaufen der Römer, und benützten jede Gelegenheit, denselben in kleinen Gefechten Schaden zuzufügen. Furchtlos fuhren ihre wilden Krieger auf ihren Streitwagen an der römischen Schlachtordnung herunter, rannten in der

Hitze des Gefechts ihre Deichseln in dieselben, sprangen mit der größten Schnelligkeit von ihren Wagen herab, und färbten ihre Streitaxten im Blut der Feinde. Unter den brittischen Häuptlingen zeichnete sich besonders Cassibelan, der König der Cassier, aus, der durch seine häufigen Siege über seine Nachbarn einen hohen Ruf unter den Eingebornen sich erworben hatte.

Die am rechten Ufer der Themse wohnenden Stämme hatten ihn zu ihrem Heerführer erkohren. Bald sah er sich genöthigt, mit seinen Streitern in sein eigenes Gebiet sich zurückzuziehen, und die Themse zwischen sich und seine Verfolger zu setzen. Allein die römische Reiterei warf sich furchtlos in den Strom, und das Fußvolk eilte ihr nach, obgleich ihnen das Wasser bis an die Schultern reichte. Von Schrecken ergriffen, den besonders der Anblick eines gepanzerten, mit einem Thurm beladenen Elephanten in den Gemüthern der Eingebornen erregte, verließen die Britten ihre Verschanzungen, und zerstreuten sich in ihren Wäldern.

Ein Unglück war es für die bedrängte Nation, daß das Volk der Cassier, und Cassibelan an ihrer Spitze, mit einem benachbarten Volksstamme, den Trinobanten, im heftigen Zwiste lag, die dieser muthige Krieger kurz zuvor unterjocht hatte. Diese benutzten jetzt die Gelegenheit, sich an ihren verhaßten Nachbarn, den Cassiern, zu rächen, und begaben sich unter römischen Schutz, und Cäsar fand es willkommen, sich auf diesem Wege aus der Schlinge zu ziehen. Die Hauptfeste der Cassier wurde jetzt mit ihrer Hilfe von den Römern erstürmt, und Cassibelans Viehheerden, in denen sein Hauptreichthum bestand, fielen dem Sieger in die Hände.

Noch gab der brittische König den Muth nicht auf; er verband sich mit den vier Häuptlingen der Kenter, um das römische Lager anzugreifen, und die feindlichen Schiffe zu verbrennen. Allein die Kenter wurden geschlagen, und Cassibelan sah sich genöthigt, unter Zusage eines jährlichen Tributs, den Frieden zu erkaufen. Cäsar

freute sich, das zweifelhafte Werk so weit vollendet zu haben, und noch im September desselben Jahres führte er seine Soldaten nach Gallien zurück.

§. 182.

Die Einwohner der brittischen Inseln waren, wie die Iberier und Gallier, Celten, und derjenige Theil derselben, der am Ausflusse der Tiber wohnte, den Cäsar allein kennen lernte, von belgischer Abkunft. Der römische Feldherr erstaunte über die große Bevölkerung der Landstriche, in welche er auf der Insel gekommen war (Cæsar V. c. 12.), und wahrscheinlich waren auch viele andere Landestheile nicht weniger bevölkert, die Cäsar nicht gesehen hatte. Die Volksmenge der Insel theilte sich, den nordamerikanischen Indianern ähnlich, in mehr als vierzig Stämme, von denen einige durch Unterjochung anderer, zu hoher Macht gelangt waren. Längs der Themse und der Severn hin, hatten sich nicht weniger als zehn Stämme aufgelagert, unter denen die Cantier, die Kenter und die Belgä, die Vornehmsten waren. Quer über die Bucht, die man jetzt den Kanal von Bristol nennt, war der Stamm der Siluren der mächtigste, mit dem viele andere Stämme im Bunde waren. Auf der östlichen Küste der Insel wohnten die Trinobanten, deren Hauptstadt London war. Von ihrer Grenze an dehnten sich längs dem linken Ufer der Themse die Cassier und Dobunier aus. Eine der mächtigsten Völkerschaften, die das Land zwischen der Humber und der Tyne inne hatten, waren die Briganten. Weiter nördlich hinauf wohnten, in fünf Stämme getheilt, die kriegerischen Maätä, und oberhalb derselben die Caledonier, welche sich wie durch ihren Muth, so durch ihre Wildheit und Grausamkeit auszeichneten.

§. 183.

Die römischen Schriftsteller nennen alle Einwohner Brittaniens **Barbaren**. Obschon weit entfernt von der Bildung der Römer, konnten dennoch die belgischen Stämme des Südens, in Vergleichung mit ihren nördlichen Landsleuten, für civilisirt gehalten werden. Ihre Hütten waren denen ihrer gallischen Nachbarn ähnlich. Eine steinerne Mauer trug eine zirkelrunde Wand von Holz und Schilf, wie dieß heute noch bei den südafrikanischen Wilden der Fall ist. Auf ihr ruhte ein kegelförmiges Dach, das in seiner Mitte durch eine Oeffnung das Licht herein und den Rauch hinaus ließ. In der Landwirthschaft waren sie wohl erfahren; sie bauten mehr Getreide als sie bedurften, und bargen es in den Höhlen der Felsen.

Allein jenseits der Grenzen der südlichen Stämme verloren sich bald die schwachen Spuren der Civilisation. Die Volksstämme, die das Innere der Insel und die westlichen Theile derselben bewohnten, kannten weder Ackerbau noch Kunstfleiß, und ihr Reichthum bestand in der Menge ihrer Viehheerden. Milch und Fleisch waren ihre Nahrungsmittel, und in Häute gekleidet, trotzten sie dem Wechsel der Witterung. Die nördlichen Landestheile lagen wüste, und wurden von den wilden Horden der Caledonier durchstreift, welche, wie die Indianer Nordamerikas, von der Jagd lebten. Sie giengen beinahe nackt, und lebten unter dem Gebüsche der Wälder oder in den Klüften der Gebirge. Lange noch erschracken die Römer vor der Körperstärke und rohen Wildheit, die ihnen in den nördlichen Britten entgegen trat.

Ein seltsamer, noch jetzt unter den Wilden Afrikas, wie unter den Insulanern der Südsee gewöhnlicher Gebrauch, der in manchen Theilen der Insel üblich war, bestand im Bemalen des Körpers, wozu sich die südlichen Stämme einer aus Waid gepreßten blauen Farbe bedienten, welche ihnen das Ansehen von Aethiopiern gab.

Unter den nördlichen Britten war zugleich der Gebrauch des Tatowirens einheimisch, indem sie im frühen Alter mit spitzigen Werkzeugen Thierfiguren in die Haut punktirten, welche der Körper behielt, so lange der Mensch lebte.[1]

Von den südlichen Stämmen war schon längst zuvor, ehe die Römer die Insel eroberten, mit den karthaginensischen Phöniziern mit Zinn, Blei und Eisen ein lebhafter Handel getrieben worden, das sie in ihren reichen Bergwerken gewannen, und gegen Salz, irdene Geschirre zum häuslichen Gebrauch, und körperliche Zierathen an die Fremdlinge vertauschten. Durch diesen Handelsverkehr mit den gebildeten Südländern war ein gewisser Grad von Volkskultur unter ihnen verbreitet, durch welche den neuen römischen Ankömmlingen die Annäherung an sie vielfach erleichtert wurde.

§. 184.

So waren die Britten beschaffen, als zuerst die Römer mit denselben bekannt wurden. Von Cäsars Zeit an, bis zur Regierung des Kaisers Claudius verflossen jetzt 97 Jahre, während welcher die Britten zwar einen Tribut an die Römer bezahlen mußten, aber dennoch ihre ursprüngliche Unabhängigkeit genießen durften. Endlich kam es dem Kaiser Claudius (im Jahr 43 n. Chr. G.), den ein brittischer Häuptling, Beric, aufreitzte, zu Sinn, seinen Legaten Aulus Plautius mit vier Legionen nach Brittanien überzuschiffen, und er selbst eilte bald darauf seinen Truppen nach, um die Huldigung der Britten einzunehmen. Die Eingebornen leisteten den kräftigsten Widerstand, und neun Jahre lang kämpfte einer ihrer ausgezeichnetsten Anführer, Caractacus, mit unerschütterlichem Muthe gegen die römischen Legionen, bis er endlich, nebst seiner ganzen Familie, dem römischen Feldherrn durch Verrath in die Hände fiel, und in Ketten nach Rom ausgeliefert wurde (J. 52 n. Chr. G.). Der Ruf seiner Tapferkeit war bereits

über das Meer ihm vorausgeeilt, und Alles drängte sich hinzu, um den Mann zu schauen, der neun Jahre hindurch der Römer Macht getrotzt hatte. Als er gefangen durch die Kaiserstadt geführt wurde, drückte er seine Verwunderung aus, daß Menschen, welche solche Palläste besäßen, es der Mühe werth hielten, um die armseligen Hütten Brittaniens zu kämpfen. Der Kaiser Claudius und seine Gemahlin Agrippina empfiengen ihn auf dem Throne sitzend, während die prätorianische Leibwache auf beiden Seiten stand, nebst einer großen Volksmenge, die zu diesem seltenen Schauspiele eingeladen worden war. Zuerst trug man die Waffen und den Schmuck des brittischen Fürsten; hierauf folgte sein Vater, seine Gattin, seine Tochter und seine Brüder, die ihr unglückliches Schicksal beweinten. Zuletzt kam Caractacus selbst, der weder niedergeschlagen über sein Unglück, noch erschrocken über das ihm völlig neue Schauspiel war. Der Gefangene sprach vor dem kaiserlichen Throne mit großer Würde und Freimüthigkeit: „Hätte, sagte er unter Anderm, meine Klugheit mit dem Adel meiner Geburt, und mit meinem Glück gleichen Schritt gehalten, so wäre ich nicht als Gefangener, sondern als Freund in deine Stadt eingezogen. Hätte ich mich schon im Anfang des Kampfes deinen Soldaten übergeben, so würde weder mein schmachvolles Loos, noch dein Ruhm die Aufmerksamkeit erregt haben, und mein Schicksal wäre vergessen worden. Jetzt bin ich in deiner Hand, und schenkst du mir das Leben, so wirst du in ihm ein bleibendes Denkmal deiner Huld aufgerichtet haben."

Diese freimüthige Ansprache erwarb dem Gefangenen die Bewunderung des Kaisers und seines Hofes; ihm und seiner Familie werden alsobald die Ketten abgenommen, und seine Begnadigung wird öffentlich vor dem Volke ausgerufen.

§. 185.

Die Geschichte dieses edlen unglücklichen Britten und seiner Familie, welche uns römische Geschichtschreiber dieser Zeit ausführlich erzählen, hat für unsere Missionsgeschichte darum einen eigenthümlichen Reitz, weil sich eine alte Ueberlieferung an dieselbige anknüpft, die unsere Aufmerksamkeit verdient. Die Triaden nämlich, jene ehrwürdigen Denkmale der ältesten brittischen Geschichte, erzählen, daß der Heerführer der Cassier und Siluren, Caractacus, nach neunjähriger tapferer Vertheidigung der Freiheit seines Vaterlandes, von Cartismandua, seiner Stiefmutter, der Königinn der Briganten, schmählich an die Römer verrathen, und mit seinem alten Vater Bran, oder Brennus, und seiner ganzen Familie, um das Jahr 53, als Gefangene nach Rom geführt worden seyen, wo sie mehr als sieben Jahre zubrachten. Um diese Zeit sey zu Rom das Evangelium verkündigt worden, und der alte Bran, nebst einigen andern Gliedern seiner Familie, haben dort den Glauben an Christum angenommen. Nach dieser Zeit haben sie die Erlaubniß erhalten, in ihr Vaterland zurückzukehren, und seyen die ersten Werkzeuge geworden, die Erkenntniß Christi unter ihren Landsleuten einzuführen. Dieß mag wohl auch die Ursache seyn, warum in der ältesten brittischen Geschichte, Bran, als „einer der drei gesegneten Regenten“ und seine Familie, als „eines der drei heiligen Geschlechter Brittaniens“ bezeichnet wird. Noch fügt die alte Sage hinzu, daß drei andere Christen, die sich damals zu Rom aufhielten, die losgelassenen Gefangenen nach den brittischen Inseln begleitet haben, von denen der eine Ilid, der ein Israelite gewesen seyn soll, der andere Cynda, und der dritte Arwystli, genannt wird, in welch Letzterem Manche jenen Aristobulus in Römer 16 K. 10 V., gefunden haben. Mit dieser ältesten Nachricht stimmt auch auf eine merkwürdige Weise zusammen, was der früheste

Geschichtschreiber der Britten, Gildas, in seiner Geschichte uns erzählt, daß das Evangelium um die Zeit der Unterjochung der Britten, unter der Anführung der Boadicea (etwa im Jahr 61 nach Chr.), zuerst auf der Insel verkündigt worden sey. Fügen wir diesen verschiedenen geschichtlichen Spuren noch weiter hinzu, was uns mehrere glaubwürdige Kirchenväter dieser Zeit versichern, daß Paulus, oder einer der Apostel nach diesen Inseln gekommen sey, und dort das Evangelium verkündigt habe, so ließe sich die natürliche Veranlassung hiezu leicht in dem Umstande finden, daß der alte Bran in der letzten Zeit seines Aufenthalts zu Rom (am Ende des Jahrs 61) unter andern Christen auch den Apostel Paulus kennen lernte, der gerade damals als Gefangener sich daselbst befand, und daß dieser eifrige Apostel nach seiner zweijährigen Gefangenschaft zu Rom die willkommene Veranlassung begierig ergriff, der freundlichen Einladung dieses brittischen Fürsten zu folgen, und da, wo Christi Namen noch nicht genennet worden war, die frohe Botschaft seines Heiles zu verkündigen.

Noch können wir eine weitere leise Spur dieses christlichen Zusammenhanges, den nun freilich die Geschichte nicht völlig aufzuhellen vermag, nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. Aus der Geschichte ist bekannt, daß der römische Legat, Aulus Plautius, auf dem brittischen Boden, fünf Jahre lang gegen den tapfern Caraktacus mit wechselndem Glücke focht, (Sueton in Claudio c. 17. u. 24.) und nach dieser Zeit siegreich in einem ehrenvollen Triumphe nach Rom zurückkehrte. Die Gemahlinn dieses Feldherrn war die berühmte Pomponia Gräcina, von welcher der römische Geschichtschreiber Tacitus (Annal. XIII. c. 32.) erzählt, daß sie bei dem Kaiser, wegen ihrer Anhänglichkeit an eine fremdartige Religionsweise angeklagt worden sey, und daß dieser die Entscheidung der Schuld ihrem Gemahl überlassen habe, der sie vor ihrer ganzen Familie für unschuldig erklärte. Tacitus bemerkt, daß sie viele

Jahre lang ein zurückgezogenes und freudenleeres Leben geführt, und eben hiedurch die Aufmerksamkeit Anderer, als Sonderling auf sich gezogen habe. Man hat allen Grund zu glauben, daß diese würdige Gemahlinn des Plautius eine Christinn war. Und war dieß wirklich der Fall, so läßt sich auf natürlichem Wege erklären, wie auch sie auf die Familie des gefangenen Caractacus, gegen den ihr Gemahl fünf Jahre lang Krieg geführt hatte, wohlthätig einwirken, und das gesegnete Werkzeug seyn mochte, diese in die Bekanntschaft mit dem kleinen Christenhäuflein zu Rom und dem gefangenen Paulus einzuführen, und hiedurch für die erste Anpflanzung des Christenthums in Brittanien die stillen Wege zu bereiten.

§. 186.

Noch ein weiterer Umstand, welcher über die früheste Geschichte der brittischen Kirche ein erheiterndes Licht verbreitet, besteht in der Bemerkung, daß die ersten Christenhäuflein dieser Inseln, bis auf Constantin den Großen herab, in ihren äußern Einrichtungen sichtbarlich das Gepräge morgenländischer Gemeinden trugen, und es deutlich verrathen, daß sie von solchen Christen gestiftet wurden, welche nur mit den morgenländischen aber nicht mit den spätern abendländischen Gebräuchen der Christen bekannt waren. Dieß beweist besonders der Umstand, daß die brittischen und schottischen Christen das Andenken des Todes Jesu mit allen morgenländischen Gemeinden immer am vierzehnten Tage nach dem Neumonde im März, und drei Tage darauf das Fest, die Auferstehung Jesu, feierten, und in dieser Zeitbestimmung der Ostern wesentlich von der römischen Kirche abwichen. Dieß sowohl als manche andere orientalische Weise der frühesten Kirche Brittaniens ließe sich nicht erklären, wenn die ersten Stifter derselben römische Christen gewesen wären. Und dennoch behauptet die früheste Geschichte durchgängig, daß von Rom aus

die Erkenntniß Christi zuerst nach den brittischen Inseln gebracht worden sey.

Beide entgegengesetzte Behauptungen finden nun ihre natürliche Vereinigung, wenn wir nach den stillen Hinweisungen der oben genannten Umstände annehmen, daß in den Jahren zwischen 62 und 67 nach Christi Geburt die ersten Verbreiter des Christenthums von Rom aus nach den brittischen Inseln gekommen sind. Um diese Zeit lag die Leitung der römischen Gemeinde noch ganz in den Händen der Apostel und kleinasiatischen Christen, und die ausgezeichnetsten Mitglieder derselben, welche uns der Brief an die Römer an seinem Schlusse nennt, waren morgenländische Fremdlinge.

So wenig wir auch durch das Licht der Geschichte den ganzen Zusammenhang der Dinge befriedigend zu beleuchten im Stande sind, so weist doch dieses Zusammentreffen der Umstände auf die Bemerkung hin, daß wir keineswegs Ursache haben, die abgerissenen, freilich meist von der spätern Zeit vielfach entstellten, Wurzeln alter geschichtlicher Ueberlieferungen blos darum von uns abzuweisen, weil uns die bekannte Geschichte die Stelle nicht ausdrücklich genannt hat, in welche wir sie in das Ganze einzurücken uns für befugt halten dürfen. Der Gang Gottes mit den Menschenkindern, und namentlich mit denen, welche er zu Werkzeugen seiner Gnade ausersehen hat, liegt meist in der Tiefe, und bleibt dem Auge verborgen; aber immer bleibt es ein seliges Geschäft des forschenden Christensinnes, die vielfachen stillen Spuren bescheiden in der Geschichte zusammenzulesen, in denen sich eine Fügung seiner Weisheit und Liebe in dem Zusammenhang seiner Wege offenbart.

§. 187.

Mit diesen ersten Eroberungen des Kaisers Claudius auf dem brittischen Gebiete beginnt eine neue Epoche für die Geschichte desselben. Nicht umsonst sangen die römischen Dichter jener Tage: Claudius habe zwei Wel-

ten vereinigt, und den Ozean in die Schranken des Reichs gebracht (vgl. Tacitus Annal. XII. 31—38.). Noch übten die heidnischen Priester der Insel, die Druiden, eine volle Gewalt über das kriegerische Volk aus, welche der noch sehr beschränkten und schwankenden Herrschaft der Römer auf der Insel leicht gefährlich werden konnte. Die brittischen Druiden standen unter den celtischen Völkern im Rufe einer höhern Wissenschaft und seltener Wundergaben, und selbst die Druiden Galliens verschmähten es nicht, bei ihrer brittischen Brüdern in die Schule zu gehen (Cæsar VI. 12.).

Claudius beschloß daher, sie in seinen Staaten auszurotten (Sueton. in Claud. c. XXV.). Es war längst hergebrachte Sitte ihrer Religionsweise, in ihren dunkeln schauervollen Haynen dem Kriegsgotte Menschenopfer zu schlachten, und hiezu vorzugsweise die Unglücklichen zu bestimmen, welche im Treffen ihren Kriegern als Gefangene in die Hände fielen. Dieß erbitterte die römischen Soldaten gegen sie, welche gegen das grausame Loos, an ihren Altaren geschlachtet zu werden, auf dem brittischen Boden sich nicht gesichert sahen. Ueberdieß wurde von den Barbaren der Krieg meist nur in zerstreuten Guerillasbanden geführt, die, jede offene Feldschlacht vermeidend, meist nur den Nachzüglern der Legionen zu Leibe gingen, und wohl Hunderte derselben den blutigen Haynen ihrer Druiden als Schlachtopfer auslieferten.

So wie die Römer ihre Eroberungen auf dem brittischen Boden erweiterten, wurden die Druiden von einer Stelle zur andern verjagt, bis sich diese endlich genöthigt sahen, sich insgesammt auf der Insel Mona, (Anglesey) an der nördlichen Spitze von Wallis, die blos durch den schmalen Kanal Menai vom festen Lande getrennt war, einzuschließen. Diese Insel ward von den Britten für die heiligste Stätte ihres Vaterlandes gehalten; sie war die vornehmste Pflanzschule und der Aufenthalt der Druiden, die bisher diesen Priestern,

deren Einfluß und Verwünschungen der hartnäckige Widerstand der Nation zugeschrieben wurde, zur Freistätte diente.

Suetonius, der die römischen Truppen befehligte, ließ nun ungesäumt (Jahr 61) seine Reiterei über die Meerenge schwimmen, während das Fußvolk über dieselbe in Booten übersetzte. Als die römischen Soldaten sich der heiligen Insel näherten, fanden sie überall umher die Ufer derselben mit bewaffneten Priestern und Priesterinnen besetzt, die sie mordlustig erwarteten. Letztere rannten, in Trauerkleider eingehüllt, mit fliegenden Haaren und brennenden Fakeln in den Händen, längst der Bucht, zähneknirschend in allen Richtungen umher. Den römischen Soldaten ergriff bei diesem Anblick augenblickliche Bestürzung, indem er fürchtete, von höllischen Furien umringt zu seyn; allein Schaam und die Vorwürfe des Anführers trieben ihn zum Angriff. Es entstand ein allgemeines Gemetzel, und Alles, was in den Weg trat, ward ohne Ansehen des Geschlechts und Alters niedergehauen (Tacitus Annal. XIV. c. 30.).

§. 188.

Unstreitig erlitt die Macht der Druiden an diesem blutigen Tage auf den brittischen Inseln einen Stoß, von dem sie sich nie wieder erholte. Ihre Altäre wurden von den römischen Soldaten umgestürzt; ihre heiligen Wälder fielen unter den Aexten der Legionen, und ihre Priester und Priesterinnen wurden von den flammenden Scheiterhaufen verzehrt, welche sie zur Vernichtung der Gefangenen angezündet hatten.

Wie auch der blutige Krieg in der alles lenkenden Hand der Vorsehung zur Förderung des Reiches Gottes auf Erden dienen mußte, so war dieser schreckenvolle Auftritt gerade zu einer Zeit, wo im stillen Familienkreise der Glaube an das Licht der Welt nach dieser fernen Insel getragen ward, das geeignete Mittel, die finstere Macht des Götzenthumes unter diesem Volke zu

brechen, und auf ungekanntem Wege dem Evangelio des Sohnes Gottes die Pforten aufzuschliessen. Der alte Gildas erzählt uns, daß die Götzen seines Landes so zahlreich, wie die in Aegypten, und häßlich gestaltet gewesen seyen, und daß man noch in seinen Tagen einige derselben zum Andenken aufbewahrt habe.

Freilich war für die erste Zeit der Gewinn gering, den der Glaube an den wahren und lebendigen Gott von diesem Kreuzzuge der Römer gegen das Druidenthum davon trug. An die Stelle der alten Götternamen traten jetzt die Götter der Römer, und Apollo, Mars, Jupiter, Minerva, und vor allem Merkur erhielten ihre geweihten Tempel. Aber dennoch zeigte sichs bald, daß dem Christenthum auf diesem Wege vorgearbeitet worden war. Die Römerweise konnte einem Volke nicht zusagen, das unter den Händen dieser Fremdlinge seine eigene Unabhängigkeit eingebüßt hatte, und das jetzt schweigend seinen bittern Groll verbeißen mußte, der noch im Laufe des sechsten Jahrhunderts selbst gegen die Kirche Roms sich zu Tage legte. Indeß ihre eigenen Götteraltare niedergerissen waren, trug der Verkehr mit den neuen gebildeten Ankömmlingen in ihr wildes Leben eine heilsame Gährung hinein, die den Sinn für bürgerliche Civilisation unter demselben je mehr und mehr verbreitete, und dem harrenden Gemüthe die Sehnsucht nach dem bessern übrig ließ, welche nur das Christenthum zu befriedigen vermochte.

§. 189.

Allein unter diesen blutigen Vorkehrungen der Römer erwachte die erbitterte Rachsucht der Britten aufs Neue, und unter der Anführung ihrer Königinn Boadicea trat überall das niedergedrückte Volk unter die Waffen, während wenige Jahre darauf die ersten Funken der göttlichen Wahrheit im Stillen auf der Insel umher getragen wurden. Sie klagten laut, man habe ihre Jünglinge gewaltsamerweise nach fremden

Ländern geschleppt, und sie dort unter die römischen Kohorten gesteckt. Ihre Häuptlinge seyen gezwungen worden, um ihre Steuern an die Römer abzutragen, zehn Millionen Drachmen von dem Philosophen Seneka zu borgen, der sie aufs Härteste um die Zinsen plage; und Viele ihrer edelsten Geschlechter seyen in Dürftigkeit und Sklaverei hinabgesunken. Camalodunum und London, das schon damals eine volkreiche und vermögliche Handelsstadt war, wurden von den Empörern überfallen, und in Asche gelegt, und wer von ihren Volksgenossen nicht auf ihre Seite übertreten wollte, wurde ihrer Rache aufgeopfert. Mehr als 70,000 Schlachtopfer sollen bei diesem Volksaufruhr gefallen seyn. Der römische Feldherr Suetonius zog jetzt seine Legionen zusammen, und rückte auf die empörten Schaaren los. Es kam zu einer blutigen Schlacht, die lange unentschieden und grimmig war, bis endlich die Römer auf dem Todtenhügel von achtzig Tausend Erschlagenen ihren Sieg feierten. Boadicea, die muthige Anführerinn der Britten, wollte das Unglück des Tages nicht überleben, und starb einen freiwilligen Tod (Jahr 62.).

Nicht lange darnach wurde der berühmte Julius Agricola als Präfekt nach der brittischen Insel gesendet, um in die zerstörten Gaue derselben Ordnung und Frieden zurück zu bringen. Der Schrecken seines Namens eilte ihm voraus, und in wenigen Feldzügen wurden die Grenzen seiner Statthalterschaft ansehnlich erweitert. Ein Stamm nach dem andern wurde gezwungen, sich zu unterwerfen, und eine Kette von Festungen durch die Insel hin angelegt, um durch starke Besatzungen die Rachsucht des niedergedrückten Volks im Zaum zu halten. Aber nicht blos durch die blutige Geißel des Kriegs, auch durch die Segnungen des Friedens wollte er regieren. Er verbesserte die bürgerliche Verwaltung, milderte den Druck der Abgaben, horchte auf die Beschwerden der Eingebornen, und versuchte jedes Mittel, den Sinn für römische Bildung unter dem rohen Volke

anzuregen. Auf seinen Antrieb verließen die brittischen Häuptlinge ihre Waldhütten, und ließen sich in der Nähe der römischen Waffenplätze nieder. In den Städten wurden Häuser, Bäder und Tempel nach römischer Art gebaut. Die Kinder wurden in der römischen Sprache unterrichtet, und ein vielfacher Verkehr auf den neu angelegten Landstraßen angeregt; aber mit den Sitten der Römer schlichen sich zugleich auch ihre Laster ein, und das Unglück der Rohheit ward gegen das Unglück der lasterhaften Weichlichkeit vertauscht.

§. 190.

Zufällig hatte Agricola durch einen, aus seinem Vaterlande verbannten, irländischen Häuptling erfahren, daß das Clima und der Boden der benachbarten Schwester-Insel, Irland, dem Boden Brittaniens ähnlich sey, und von gleichgearteten Völkerstämmen bewohnt werde. Alsobald kam ihm die Lust, dieses unbekannte Land den römischen Provinzen beizufügen, und er machte hiezu die nöthigen Vorbereitungen. Die Caledonier, von ihrer Gefahr benachrichtigt, vertheidigten mit 30,000 Kriegern ihre Grenzen, und fochten muthig, bis sie endlich der Uebermacht der römischen Legionen weichen mußten.

Von jetzt an beginnt eine Reihe der blutigsten Feldzüge mit diesem tapfern Volke, in denen nicht selten die Oberherrschaft der Römer auf der brittischen Insel ihrem Ende nahe gebracht wurde.

Agricola ward nach achtjähriger Regierung nach Rom zurückgerufen, und das schönste Verdienst, das er Brittanien zurückließ, war die bleibende Pflanzung bürgerlicher Ordnung und Cultur, zu welcher er den ersten Grund gelegt hatte. Das eroberte Land ward in sechs Provinzen abgetheilt, von denen jede durch einen Prätor verwaltet wurde. Neun ansehnliche Colonien wurden im Lande umher angelegt, in deren Boden die ausgedienten Soldaten als römische Colonisten sich theilten. Ansehnliche Municipalstädte wurden in diesen Provinzen umher

aufgebaut, deren Einwohner die Vorzüge des römischen Bürgerrechtes genoßen, und auch in einer großen Anzahl kleinerer Städte und Dörfer, die Eingebornen nach und nach angesiedelt, an den Betrieb des bürgerlichen Lebens gewöhnt, und durch mannigfaltigen Verkehr mit einander verbunden. Diese Veranstaltungen waren der Verbreitung des Christenthums unter dem Volke auf vielfache Weise förderlich. Mit den römischen Soldaten und Colonisten waren wohl nicht selten christliche Fremdlinge hereingezogen, die ihr Licht in diesen Finsternissen leuchten ließen; und den Boten des Heils war durch diese Volksansiedlungen sowohl, als durch die allmälige Verbreitung der Römersprache der Weg gebrochen, auf welchem das Evangelium Christi den Eingebornen nahe gebracht wurde.

Freilich gieng die Verbreitung des Christenthums in diesen frühesten Tagen sehr langsam von Statten, und wohl waren der Häuflein von Eingebornen nur erst wenige, die den Glauben an den Herrn Jesum angenommen hatten. Die wilden Bürgerkriege, in die das Volk je mehr und mehr verwickelt wurde, der Haß der heidnischen Priesterschaft gegen Alles, was nur von Ferne her römisch lautete, so wie die Eifersucht, mit welcher schon damals die römische Regierung den Entwicklungsgang des Christenthums bewachte: dieß waren mächtige Hindernisse, durch welche sich die Freunde Christi hindurch arbeiten mußten, wenn sie unter den Eingebornen den Saamen der göttlichen Wahrheit streuen wollten. Dennoch arbeitete sich auf unbemerktem Wege und in beharrlicher Geduld die Wahrheit Gottes durch alle diese Hindernisse hindurch, und schon am Ende des zweiten Jahrhunderts konnte, von dieser Aussaat des Glaubens, Tertullian sagen, daß selbst in denjenigen Gauen Brittaniens, welche bis jetzt noch die römischen Waffen nicht zu besiegen vermochten, einzelne der Eingebornen dem Evangelio Christi unterthan geworden seyen (Advers. Jud. c. VII. p. 189.).

§. 191.

In die letzte Hälfte dieses zweiten Jahrhunderts, und zwar in der Regierungszeit des Kaisers Marc Antonin fällt die alte Sage von dem brittischen Könige Lucius, welche schon die welschen Triaden nennen, und die später von Beda ausgeschmückt und erweitert wurde. Nach den Triaden hat dieser Lucius die erste Kirche auf brittischem Boden, und zwar zu Llandaff, errichtet, und allen seinen Unterthanen die Gestattung gegeben, sich öffentlich unter seinem Schutz zu Christenthum zu bekennen. Beda erzählt *), er habe (etwa um das Jahr 182 n. Chr. G.) einen Brief an den Papst Eleutherius nach Rom gesendet, und sich von demselben einige christliche Lehrer zu seinem eigenen und seines Volkes Unterricht im Christenthum ausgebeten. Eleutherius habe ihm nun die beiden Männer Gottes, Fugatius und Damianus, zugesendet, welche lange Zeit in großem Segen auf dieser Insel gearbeitet haben. Spätere Chroniken lassen bereits um diese Zeit das Land in 28 Diözesen eintheilen, denen 28 Bischöfe vorstanden. Dieß ist ein offenbar falscher Zusatz, dem die spätere Geschichte geradezu widerspricht. Auch die Geschichte des Königs Lucius, wie sie uns Beda erzählt, ist sichtbarlich entstellt, und nach dem Geschmack der spätern Jahrhunderte zugeschnitten. Daß wirklich um diese Zeit ein brittischer König Lucius die Volksstämme in Wallis regierte, welcher das Christenthum in seinem Landesantheile beförderte, wird nicht nur durch mannigfaltige Zeugnisse bestätigt, welche der gelehrte Schelstraten (Annalect. Anglo-Britan. c. VI. p. 895.) gesammelt hat, sondern auch durch einige Münzen dieses Zeitalters, welche sein Andenken der Nachwelt aufbewahren (Usher Antiq. Britan. c. 3. p. 22.).

*) Man vergleiche, was von diesem Lucius bereits oben S. 259 f. gesagt wurde, was aber einem andern Boten Christi gleichen Namens zu gelten scheint.

Der selige Mosheim ist der Meinung (Commentar. de rebus Christian. p. 216.), es habe um die Zeit der Christenverfolgung in Gallien ein angesehener und reicher Römer, Namens Lucius, auf der brittischen Insel gewohnt, der das Christenthum liebte, und dasselbe unter seinen Landsleuten, den Römern sowohl als den Eingebornen, zu verbreiten suchte. Dieser habe vernommen, daß kleinasiatische Christenlehrer mit ausgezeichnetem Segen in Gallien gearbeitet, und viel Verfolgung über ihren Beruf ausgestanden haben, und er habe einige derselben zu sich eingeladen, um auch in Britannien dem Herrn die Wege zu bereiten. Wirklich seyen um die Zeit des römischen Bischofs Eleutherius, einige dieser gallischen Lehrer dorthin gekommen, und haben, unter der Mitwirkung der göttlichen Gnade, der schon früher auf der Insel gepflanzten Gemeinde Christi segensreich nachgeholfen.

Wie sich auch die Sache immer verhalten haben mag, so sind in der Geschichte erfreuliche Spuren vorhanden, daß bereits am Ende des zweiten Jahrhunderts die Schaar der Gläubigen in diesem Lande einen neuen Zuwachs erhielt, welcher der Kirche Christi daselbst eine dauerhafte Begründung bereitete.

§. 192.

Aus dem Laufe des dritten Jahrhunderts weißt uns die alte Geschichte Englands nur weniges zu erzählen; und ein Zeitraum von mehr als siebenzig Jahren fließt dahin, in welchem das brittische Volk und die kleine Heerde Gottes unter demselben vor unsern Augen verschwindet. Schon sind die südlichen Provinzen des Landes von den nördlichen beinahe gänzlich losgetrennt; die ersten befinden sich im sichern Besitze der römischen Kaiser, und werden von ihren Statthaltern nach römischer Weise regiert, während die letztern für die römischen Legionen unzugänglich blieben, und von wilden

Volksstämmen gegen jeden fremden Einfluß mit roher Tapferkeit geschützt wurden. Schon sind feste Mauern und Erdwälle quer durch die Insel gezogen, um das römische Gebiet von dem barbarischen zu trennen. Schon sind bequeme Heerstraßen weit umher in den niedern Landestheilen angelegt, und ein vielfacher Verkehr unter den Einwohnern angezettelt, während in den Hochländern Schottlands und in dem nahen Irland die kriegerischen Stämme meist noch in den Wäldern hausten, und ihre wilde Unabhängigkeit mit Spieß und Bogen zu vertheidigen jeden Augenblick bereit standen.

Diese Zeit der Ruhe diente zu mannigfaltiger Förderung des Werkes Christi auf der Insel. So wenig sich auch aus vorhandenen Urkunden der Fortgang desselben geschichtlich nachweisen läßt, so macht es doch die Folgezeit deutlich genug, daß der ausgeworfene Sauertaig im Stillen seine anregende Kraft an tausend Herzen der Eingebornen bewiesen hatte. Erst gegen das Ende dieses Jahrhunderts ward die lange Ruhe auf eine Weise wieder gestört, welche nicht nur der kleinen brittischen Kirche, sondern selbst der gewaltigen Römermacht auf der Insel für immer ein Ende gemacht zu haben schien.

Mehr als dreißig Tyrannen hatten im Laufe dieser Zeit am Sturze des großen Römerreiches gearbeitet, und über alle seine Theile eine Schwäche verbreitet, welche selbst den rohen Barbaren des Nordens nicht unbemerkt bleiben konnte. Wie die Gothen im Osten, und die Alemannen im Süden des Reiches immer gewaltiger über die weiten Grenzen desselben einbrachen, so hatten sich auch von Norden her die Franken und Sachsen vereinigt, um die Küsten Galliens und Britanniens durch ihre Räuberzüge zu beunruhigen. Nach einem wunderbaren Rathschluß der göttlichen Vorsehung sollte in den alternden Gährungsstoff, von der Ferne her, eine frische regsame Völkermasse hineingeworfen werden, um auch auf den brittischen Inseln eine neue Schöpfung Gottes

zu gewinnen. So mußte die Welt- und Völkergeschichte dem Reiche Gottes zu allen Zeiten dienen, um auf Wegen, die kein menschliches Auge zu enträthseln vermochte, seine stillen Entwickelungen anzubahnen.

Kaum hatten die beiden Kaiser Diokletian und Maximian die Regierung angetreten, so landeten (J. 284 n. Chr. G.) die wilden Franken und Sachsen auf den brittischen Ufern, und breiteten daselbst ihre seeräuberischen Verheerungen ungestraft immer weiter aus. Der Menapier, Carausius, ein tapferer Krieger, wurde ihnen mit einigen Legionen entgegengestellt, allein die Seeräuber wußten sich bald mit demselben abzufinden. Dieser schloß am Ende ein Bündniß mit den Barbaren, und unterstützt von den Soldaten, die er durch Bestechungen gewann, ließ er sich von denselben als Kaiser ausrufen, und jetzt verkündigte er der schwankenden Römermacht den Krieg. Wirklich gelang es ihm mehrere Jahre lang, nicht nur auf den brittischen Inseln, sondern auch auf den westlichen Ufern Galliens seine Oberherrschaft geltend zu machen, und den Schrecken seines Namens bis zu den Küsten des mittelländischen Meeres zu verbreiten.

Der römische Feldherr Constantius Chlorus wurde jetzt von den beiden Kaisern zu ihrem Mitregenten erhoben, und dieser beauftragt, Britannien seinen Händen wieder zu entreißen. Carausius ward von diesem bei Boulogne geschlagen und nicht lange hernach (J. 296 n. Chr.) von einem seiner eigenen Minister zu York ermordet, und Constantius wurde von dem Volke als ihr Retter und Beherrscher jubelnd in London empfangen.

§. 193.

Die Regierung des Constantius war menschenfreundlich und milde. Er selbst, obgleich sich nicht öffentlich zum Christenthum bekennend, war doch ein stiller Freund der Christen, und stellte eine Anzahl derselben an seinem Hof und unter der Armee bei den wichtigsten Stellen an.

Auch seine Gemahlinn Helena, welche ihm den Constantin gebar, zeichnete sich durch ihre Zuneigung zum Christenthum aus, und, obgleich später von ihrem Gemahl verstoßen, welcher Theodora, die Schwiegertochter des Kaisers Maximian, zu ehelichen gezwungen ward, wandte sie doch gerne ihren bleibenden Einfluß am Hofe dazu an, der Sache des Christenthums auf der Insel aufzuhelfen. Wirklich blühte dasselbe allgemeiner und herrlicher auf derselben auf, und schon sah es seinem lang ersehnten Siege über das Heidenthum fröhlich entgegen, als ein neuer wilder Sturm hereinbrach, der die lieblichen Saatfelder der brittischen Gemeinde zu verheeren drohte.

Schon im Anfange des vierten Jahrhunderts brach (Jahr 303) die Diokletianische Christenverfolgung aus, welche mit ihren blutigen Edikten auch das ferne Britannien erreichte. Zwar that Cäsar Constantius, so viel er vermochte, um die Wuth derselben in seinen Provinzen zu mildern; allein der heidnische Volks- und Priesterhaß lähmte seine vermittelnde Schonung, und er vermochte es nicht zu verhindern, daß das Blut der Christen stromweise vor seinen Augen vergossen wurde. Der alte Gildas erzählt (de excidio Britanniæ pag. 582.): „Die Kirchen der Christen wurden niedergerissen, alle Bücher der heil. Schrift, die gefunden werden konnten, auf den Straßen öffentlich verbrannt, und die Hirten der Heerde zugleich mit den unschuldigen Schaafen ermordet, so daß in manchen Gegenden der Provinz kaum noch eine Spur vom Christenthum übrig blieb. Wie viele Christen flohen jetzt in die Wälder und Klüfte; wie viele derselben wurden ums Leben gebracht; wie mannigfaltig waren nicht die Martern, die sie bis zum Tode erduldeten; wie groß war nicht das Verderben der Abgefallenen, und wie herrlich die Krone der Blutzeugen Christi! Dieses alles hat die Geschichte der Kirche Christi aufbewahrt."

Wohl mögen auch manche kostbare Zeugnisse der frühesten Geschichte dieses Volkes unter den grausamen

Händen der Verfolger untergegangen seyn. Gildas klagt im sechsten Jahrhundert wehmüthig darüber. „Die Denkmale unserer vaterländischen Geschichte, wenn es je welche gab, sind nicht mehr aufzufinden; der Feind hat sie entweder mit Feuer verbrannt, oder unsere fliehenden Landsleute haben sie mit sich genommen."

§. 194.

Dieß war die erste Christenverfolgung, welche über die brittische Insel ergieng. Wahrscheinlich war sie im Laufe des dritten Jahrhunderts der Zufluchtsort mancher verjagter Christen des Auslandes gewesen, die hier eine stille Freistätte fanden, auf der sie unter dem Schutz der Entfernung und der römischen Staatsklugheit, die entfernte und ungewisse Provinzen gerne schonte, ihre Tage in ungestörter Uebung der Gottseligkeit zubringen durften. Nur drei Namen ehrwürdiger Blutzeugen, welche in dieser Verfolgung als Schlachtopfer fielen, hat uns die früheste Geschichte aufbewahrt; es ist Albanus, ein vornehmer Bürger von Verulam, so wie Julius und Aaron von Isca Silurum (Caerleon in Monmouthshire); die beiden ersten lassen uns römische Bürger, und der letztere einen bekehrten Israeliten in ihnen vermuthen. Höchst wahrscheinlich bestand damals noch die Mehrzahl der brittischen Christengemeinden aus römischen Colonisten, die wegen ihres Uebertritts zum Christenthum um so heftiger verfolgt wurden, je mehr die Regierung sie als Menschen beschuldigte, welche den Saamen der Verführung selbst in die entferntesten Grenzen des Reiches hinaustrugen.

Alban soll von vornehmer Geburt gewesen seyn, und eine ansehnliche Stelle bei der Regierung bekleidet haben. Noch als Heide nahm er einen christlichen Lehrer in sein Haus auf, der nicht lange zuvor vom Auslande her gekommen war. Dieser hatte einen Zufluchtsort in seiner Wohnung gesucht, und Alban benutzte den Aufenthalt des interessanten Fremdlings, der ihn durch seine from-

men Gespräche und seinen rechtschaffenen Wandel immer mehr anzog, mit der Religion Christi sich bekannt zu machen. Dieß wurde in der Hand Gottes das gesegnete Mittel, daß er sich entschloß, ein Christ zu werden. Aber kaum war es laut geworden, daß Alban einen Christen in seinem Hause verberge, so kamen Gerichtsdiener, um den Fremdling gefangen zu nehmen. Der edle römische Bürger weigerte sich, seinen Gast, der Zuflucht zu seinem Hause genommen hatte, auszuliefern, und stellte sich freiwillig der Obrigkeit an seiner Stelle. Gerade wurde ein heidnisches Fest in der Stadt gefeiert, und das Volk war im vollen Rausche wilder Ergötzlichkeit. Der Richter, heftig darüber aufgebracht, daß ein Mann, wie Alban, die Sache der Christen vertheidigte, befahl ihm alsobald, dieser Religion zu entsagen, und an der heidnischen Feier Theil zu nehmen, und drohte ihm im Weigerungsfalle mit harter Strafe. Alban verschmähte es, am Götzenopfer Theil zu nehmen, und erklärte sich jetzt furchtlos für einen Christen. Mit unerschütterlicher Standhaftigkeit ertrug er eine blutige Geißelung, und da der Richter nichts über ihn vermochte, so wurde er verurtheilt, enthauptet zu werden. Der Soldat, der das Urtheil vollziehen sollte, weigerte sich, dieß zu thun; aber bald ward ein anderer gefunden, der dem Alban sowohl, als dem ungehorsamen Soldaten den Kopf abschlug, während der letztere von den umstehenden Christen mit dem Blute des Märtyrers getauft wurde.

Manche Zuschauer, setzt die Geschichte hinzu, wurden durch alles das, was sie hier sahen und hörten, zum Glauben an Jesum bekehrt, und folgten dem christlichen Lehrer, der den Alban bekehrt hatte, nach Wallis. Ihre Zahl war tausend, welche das Sakrament der Taufe aus seinen Händen empfiengen.

So weit die Erzählung von Alban, dem ersten Blutzeugen Britanniens, wie sie nicht ohne vielfache Erweiterungen in Buttlers Nekrologen (lives of Saints

Tom. 3. pag. 189 sq.) anzutreffen ist. Durch diese Verfolgung, welche jedoch bald ein Ende genommen zu haben scheint, ward die erste Gemeinde Christi auf dieser Insel geläutert, und für den würdigen Genuß der evangelischen Freiheit vorbereitet, welche ihr mit der Thronbesteigung Constantins zu Theil wurde.

§. 195.

Mit dem Augenblick da der junge Constantin, wenige Tage vor dem Tode seines Vaters Constantius, zu York ankam, hatte auch für die kämpfende Kirche Britanniens die Erlösungsstunde geschlagen. Kaum war er von seinen Legionen, unter denen eine große Anzahl christlicher Soldaten dienten, als August ausgerufen, so bezeichnete er seinen Regierungsantritt mit sichtbaren Begünstigungen, welche er den Schaaren seiner niedergedrückten christlichen Unterthanen zufließen ließ. Wohl mochte es auf sein Gemüth einen tiefen Eindruck gemacht haben, als er die Christen, die er in seinem bisherigen Aufenthaltsorte Nikomedien und in Klein-Asien überhaupt, am zahlreichsten fand, selbst bis nach dem fernen Britannien verbreitet sah, und leicht wahrnehmen konnte, wie sein Vater die wichtigsten Stellen am Hof und in der Armee ihren Händen anvertraut hatte. Von jetzt an war sein Entschluß, ein Freund und Förderer des Christenthums zu werden, entschieden, und Britannien hatte es zuerst zu genießen. Von diesem Augenblick an breitete sich die Kirche Christi mächtiglich auf der Insel aus; die zerstreuten Schaaren der Christen sammelten sich in den Provinzen, und ein prachtvoller Tempel des Herrn um den andern wurde in ihren Städten aufgebaut; und schon finden wir in einer der ersten Kirchenversammlungen des Abendlandes, die im Jahr 314 zu Arles in Gallien gehalten wurde, die Namen von drei brittischen Bischöfen: Eborius von York für die Provinz Maxima, Restitutus von London für die Provinz Flavia, und Adelphius von Richborough für Britannia prima,

welche ihre Namen daselbst unterzeichnet haben (Euseb. hist. eccles. V. 23.)

Freilich war es nur erst der erheiternde Schimmer der Morgenröthe, der den kommenden Tag des Heils verkündigte. Zwar hatten die südlichen Provinzen der Insel etwas von diesem Lichte gesehen, aber desto finsterer sah es noch in Schottland und Irland aus, wo die wilden Caledonier und Scoten und Picten noch immer den Götzen ihrer Väter dienten. Und auch in den südlichen Gegenden des Landes war die kaum erst gepflanzte Kirche Christi nicht ohne mannigfaltige Gefahr. Bald werden wir im nächsten Zeitraume von den seeräuberischen Angelsachsen ihre Fluren so mächtig überschwemmt sehen, daß vor den Gräueln der neuen heidnischen Barbarei kaum noch eine Spur des evangelischen Lichtes übrig blieb. Aber auch durch diese finstere Gewitterwolke des scheinbaren Untergangs half die allmächtige Hand Gottes seiner Kirche durch, und schuf sie für die europäische Heidenwelt in eine fruchtbare Pflanzschule um, aus welcher bald hernach das Saatkorn der himmlischen Wahrheit nach den Ländern der Germanen hinausgetragen wurde.

Fünfzehnter Abschnitt.

Missions-Charakter dieses Zeitraums.

§. 196.

Es ist unstreitig ein großes Schauspiel der göttlichen Weisheit und Liebe, das sich in der Missionsgeschichte der Kirche Christi innerhalb dieses Zeitraumes uns zur Bewunderung vor die Augen stellt. Mögen wir zurückblicken auf die kleinen und unscheinbaren Anfänge, aus denen kein volles Jahrhundert zuvor still und unbemerkt

das Werk Christi hervorgieng, und sie jetzt vergleichen mit dem mächtigen Umfang, und dem geltenden Ansehen, zu welchem wir am Ende dieses Zeitraums dasselbe im Römerstaate emporgehoben sehen; oder mögen wir die scheinbare Kraftlosigkeit und Armuth der Verbreitungsmittel des Christenthums im heißen Kampfe mit den finstern Gewalten ins Auge fassen, von denen dasselbe in diesen Tagen von allen Seiten umlagert war; oder mögen wir endlich den schneidenden Gegensatz gewahren, in welchem die himmlische Reinheit des Christenglaubens der fleischlichen Götterlehre des Heidenthums entgegen tritt: überall erblicken wir in dieser Entwicklungsgeschichte das höhere und wundervolle Walten eines allmächtigen Herrn seiner Gemeinde, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, und der sich durch das Wort seines Mundes alle Dinge unterthan zu machen vermag.

Unter dem vielfachen Wechsel merkwürdiger Schicksale, welche der Kirche Christi innerhalb dieses Zeitraumes von 225 Jahren begegnen, treten indeß von einer Stelle zur andern gewisse hervorstechende Wendepunkte ihrer Geschichte hervor, die eine neue und umfassendere Richtung ihrer allmächtigen Entfaltung bezeichnen, und die Hauptmerkmale des eigenthümlichen Charakters in sich fassen, den wir innerhalb der Schranken dieses Zeitraumes an ihr wahrzunehmen Gelegenheit gefunden haben.

Von dem Tode des Apostels Johannes an bis über die erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts hinaus, erscheint noch immer, wie im apostolischen Zeitalter, das Werk Christi als eine kaum bemerkenswerthe Privatsache einer unbedeutsamen religiösen Sekte des geringen Pöbels, die dem Juden wie dem Heiden gleich verächtlich schien, und kaum im Vorübergehen von einigen heidnischen Schriftstellern als verwerflicher Aberglaube und Menschenhaß bezeichnet wird, und von ihr selbst wird kein öffentliches Wort zu ihrer Vertheidigung geredet.

Mit dem Uebergang einiger ausgezeichneter Philosophen im Zeitalter der Antonine läßt die wehrlose Gemeinde Jesu erst das erste Wort ihrer Vertheidigung, das ihr im Kampfe mit der drückenden Gegenwart abgedrungen wird, laut und furchtlos von sich öffentlich vernehmen. Sie spricht und erklärt ohne Scheu, was sie ist, und was sie will, und was sie hofft: und jetzt erst beginnt ihr eigentlicher Kampf mit dem geltenden Glauben der alten Welt, welcher nunmehr in wechselnder Mannigfaltigkeit und Heftigkeit allen Vertheidigungsmittel der öffentlichen Meinung, der bestehenden Institute und der physischen Gewalt aufbietet, um dem emporwuchernden Sektenglauben des Christenthums störend entgegen zu treten.

Dieser Kampf gegen das Werk Christi, der zuerst als Sache des erbitterten Volkes und seiner beleidigten Priesterschaft erscheint, der bald darauf Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung und Bekämpfung wird, und der sich am Ende in eine streitige Frage der Staatsklugheit auflöst, dauerte mit wechselnder Stärke vom Ende des zweiten bis zum Anfange des vierten Jahrhunderts fort, bis endlich im entscheidungsvollsten Streite der staatskluge und erbitterte Diokletian alle Mittel der Meinung und Gewalt an dem wachsenden Christenthum umsonst vergeudet sah, und jetzt freiwillig auf die Oberherrschaft verzichtete.

Von diesem Augenblick an sammeln sich schnell und froh, innerhalb weniger Jahre, die bis jetzt noch zerstreuten Kräfte der Christengemeinden im Römerreiche in Einem Punkte zusammen, und nur der Mann fehlte noch, den Gott durch Sinn und Schicksal auserkohren hatte, um sich an die Spitze des, mit sich selbst bis zum Untergange kämpfenden, Staats zu stellen, die zerrissenen Gliedmaaßen der Kirche Christi zu einem Ganzen zu verknüpfen, und ihr eben damit den entschiedenen Sieg über das bestehende Heidenthum zu bereiten. Und dieser

Mann war Constantin, dessen Leben und Wirken einen neuen Wendepunkt unserer Missionsgeschichte bildet.

Freilich war mit der Erhebung der gedrängten Christenverbindung zur geltenden Staatskirche, unter seiner und seiner Söhne Regierung, das Heidenthum im grossen Römerreiche eben noch nicht völlig überwunden, und kaum zogen fünfundzwanzig Jahre einer ehrenvollen Ruhe an der Kirche Christi vorüber, als unter Julians Regierung das römische Heidenthum seine letzten Kräfte an derselben versuchte, bis es mit dem Anfang des fünften Jahrhunderts hoffnungslos zu Grabe gieng.

§. 197.

Ein großes und ehrwürdiges Bild ist es, das uns im Laufe dieses Zeitraumes mitten unter den blutigen Entstellungen der Gegenwart aus der Missionsgeschichte der Kirche Christi noch immer entgegenstrahlt. Am treffendsten wird es wohl mit den Worten bezeichnet, in denen uns ein ungenannter Verfasser des Briefes an den Diognet im antoninischen Zeitalter (c. 5 und 6.) dasselbe geschildert hat. „Die Christen, schreibt derselbe, unterscheiden sich weder durch ein besonderes Vaterland, noch durch eine besondere Sprache, noch durch eigenthümliche Volkssitte von andern Menschen. Sie wohnen in griechischen und barbarischen Städten, wohin jeden das Schicksal führt; und indem sie der Landessitte in der Wahl der Kleidung und der Speisen, so wie der übrigen Lebensart folgen, machen sie doch die wunderbare, und in der That außerordentliche Verfassung ihrer Gesellschaft kund. Sie wohnen in ihrem Vaterlande, aber nur wie Miethsleute; sie tragen als Staatsbürger alle Lasten, und werden doch wie Fremde behandelt. Jede Fremde ist ihr Vaterland, und jedes Vaterland ist ihre Fremde. Sie sind im Fleische, aber sie leben nicht nach dem Fleische. Sie wandeln auf der Erde, aber ihr Bürgerrecht ist im Himmel. Sie gehorchen den eingeführten Gesetzen, aber ihr Leben ist über die Gesetze er-

haben. Sie lieben Alle, und werden von Allen verfolgt; man kennt sie nicht, und verurtheilt sie doch; man tödtet sie, und giebt ihnen aber dadurch das Leben. Sie sind arm, und machen doch Viele reich; sie leiden an Allem Mangel, und haben doch an Allem Ueberfluß. Sie werden entehrt, und diese Entehrung wird ihr Ruhm; sie werden verläumdet, und doch gerechtfertigt; sie werden geschmäht, und segnen; werden beschimpft, und erweisen Achtung und Ehre. Ob sie gleich Gutes thun, werden sie doch wie Uebelthäter bestraft, freuen sich aber der Bestrafung, weil diese sie zum Leben führt. Von den Juden werden sie als Nichtjuden angefeindet, und von den Griechen werden sie verfolgt; und ihre Feinde wissen nicht, warum sie die Christen hassen."

„Um Alles mit einem Worte zu sagen, was die Seele im Leibe ist, das sind die Christen in der Welt. Ueber alle Glieder des Leibes ist die Seele ausgebreitet; gleichermaßen die Christen über die Städte der Erde. Die Seele wohnt in dem Körper und ist doch nicht körperlich; so wohnen die Christen in der Welt, und sind doch nicht von der Welt. Im sichtbaren Leibe hat die unsichtbare Seele ihren Platz; auch die Christen sieht man in der Welt stehen, obgleich ihr Glaube und ihre Frömmigkeit unsichtbare Dinge sind. Das Fleisch hasset die Seele und streitet wider sie, ohne von ihr beleidigt zu seyn, weil es von ihr im Genusse der Lüste gehindert wird; gleicherweise hasset die Welt, ohne von ihnen beleidigt zu seyn, die Christen, weil sie gegen die Weltlust sind. Die Seele liebt den Leib, der sie hasset, und seine Glieder; auch die Christen lieben die, welche sie hassen. Die Seele ist eingeschlossen in den Leib, und erhält ihn doch; gleicherweise sind die Christen wie von einem Gefängnisse von der Welt eingeschlossen und erhalten die Welt. Die unsterbliche Seele wohnt in einer sterblichen Hülle; auch die Christen wohnen im Vergänglichen und erwarten das Unvergängliche im Himmel. Ob auch Hunger und Durst die Seele quälen, wird sie doch besser;

ob auch die Christen täglich hingerichtet und gequält werden, mehrt sich doch ihre Zahl. Gott selbst hat eine Stellung ihnen angewiesen, welche sie nicht verlassen dürfen."

Mit solchen Worten schildern die frommen Väter der beiden ersten Jahrhunderte das ehrwürdige Bild, das ihnen aus der zerstreuten Gemeinde Jesu in ihren Tagen zur Erquickung vor den Augen lag. Wohl mögen ihnen die vielfachen und schneidenden Gegensätze, die sich zwischen der Gemeinschaft der Heiligen und der heidnischen Welt kund thaten, in der damaligen Wirklichkeit anschaulicher, und eben darum auch verständlicher gewesen seyn, als dieß bei der vielfachen Vermischung der Kirche Christi mit dem verfeinerten Weltwesen unserer Tage der Fall ist. Wie sehr auch da und dort dieser Grundcharakter der Gemeinde Gottes durch die fleischlichen Verirrungen einzelner Glieder befleckt werden mochte, so besaß sie doch immer Ernst und Kraft genug, das Fremdartige zu rechter Zeit von sich zu entfernen, und den heiligen Lebenskeim unversehrt zu bewahren, welcher die Stärke und Erquickung der Glaubigen in der Stunde der Trübsal wurde.

§. 197.

Die Lehrzeugnisse der ersten Boten Christi im apostolischen Zeitalter knüpften sich zunächst an die Offenbarungen Gottes im alten Bunde an, und hatten es vorzugsweise mit einem ausgearteten Judenthum zu thun, dem sie die Buße zu dem Gott ihrer Väter, und den Glauben an den in Jesu erschienenen Messias verkündigten. Nach dem Untergange der jüdischen Staats- und Kirchenverfassung wendete sich jetzt die Verkündigung der Lehre Christi, wie sie bei den apostolischen Vätern des zweiten Jahrhunderts Statt fand, fast ausschließlich an das römische Heidenthum, von dem sie umgeben waren, und dessen Gegensätze gegen den neuen Glauben des Christen sich überall durch das Wort und Leben der

Heiden kund thaten. Diese Lehre Christi ward zwar immerhin in ihrem lebendigen Gegensatze gegen alles heidnische Wesen, aber dennoch in derselben Einfalt und Lauterkeit, und in ihrer steten Beziehung auf den Sinn und das Leben des Menschen vorgetragen, wie sie dieselbe von dem Herrn selbst und von seinen Aposteln in Empfang genommen hatten. Die apostolischen Väter des zweiten Jahrhunderts dachten nicht daran, das, was ihnen selbst als Lehre des Heils theuer geworden war, in der Gestalt einer neuen Philosophie, welche ihre wissenschaftliche Begründung und ihren Erklärungsgrund in sich selbst trage, ihren Zeitgenossen zu verkündigen. Vielmehr betrachteten sie dieselbe als einen, von den Aposteln überlieferten, auf geschichtliche Thatsachen unumstößlich gegründeten, und von Gott selbst auf außerordentlichem Wege dem Menschengeschlechte mitgetheilten Unterricht von der durch Christum geschehenen Erlösung der Welt, so wie dieselbe vorbereitend in den göttlichen Offenbarungen des alten, und in ihrer herrlichen Veranstaltung in den göttlichen Schriften des neuen Bundes vor dem Auge der Welt enthüllt war. Der Mittelpunkt des christlichen Glaubens aber war ihnen Christus, den der Vater zum Heil der verlornen Welt gesendet hat. An ihm hatte die Weissagung der Propheten sich erfüllt; er selbst war durch Wunder und Zeichen als Sohn Gottes und Erlöser der Menschen versiegelt; von ihm war der alte Bund aufgehoben, und der neue durch seinen Tod errichtet worden; auch hatte er unter Beweisung des Geistes und der Kraft, um die Freudenbotschaft von der durch ihn geschehenen Erlösung zu verkündigen, seine Apostel in die Welt hinausgesendet. Eben darum war auch vor allem und zuerst der Glaube an die Person Christi, als Herrn, Erlöser und Richter des Menschengeschlechts, die große Grundforderung, welche sie der Welt als oberste Bedingung der Theilnahme an seiner Begnadigungsanstalt vorlegten, und auf diese Lehre des Glaubens an Ihn, diesen Ur-

quell alles Heils, gründete sich von selbst der Glaube an sein Wort, so wie der Gehorsam gegen dieses Wort der Gnade, durch welchen allein die wahre Lauterkeit des Glaubens sich offenbart. Damit war diesen ehrwürdigen Verkündigern des Heils, welche im Werke des Amtes den Aposteln nachfolgten, zugleich die sichere Bahn vorgezeichnet, auf welcher sie vor den Augen der Welt, den überzeugenden Beweis für die übermenschliche Geltung dieses Wortes der Gnade, mit Erfolg führen konnten. Während die einfache Hinweisung auf die große Thatsache der Erscheinung des Sohnes Gottes in dieser Welt, und die für Jeden offene Geschichte seines Lebens, das gewisseste Zeugniß ihrer Glaubwürdigkeit ihnen darbot, wies die Natur des Glaubens, den sie verkündigten, jeden ihrer Zuhörer auf sich selbst, und auf die vollkommene Angemessenheit dieser neuen Gotteslehre zu seinen sittlichen Bedürfnissen zurück, und rechtfertigte durch die heilbringende Kraft ihrer Lehren die Ansprüche auf einen göttlichen Ursprung, welche sie überall ihren Forderungen voranstellte.

§. 198.

Diese stete Zurückweisung auf die Offenbarung des Sohnes Gottes führte aber auch, zum großen Gewinn für die früheste Missionsgeschichte, stets auf die natürliche Nothwendigkeit zurück, den Glauben der Christen ausschließend auf die heiligen Schriften des alten und des neuen Bundes zu gründen, und nicht nur auf die allgemeine Verbreitung derselben in der Welt, sondern auch auf das freudige Anerkenntniß ihres göttlich geoffenbarten Inhaltes und ihres lautern Verständnisses sorgfältigen Bedacht zu nehmen. Wäre der Glaube unserer ersten christlichen Brüder als bloßer Vernunftglaube in die Welt eingeführt worden, so würden unter der Mannigfaltigkeit immer neuer Religionstheorien, die keiner geschichtlichen Unterlage bedürfen, und die jeder aus sich selbst hervorzubringen

vermag, die heiligen Schriften des alten und neuen Bundes wohl schon in den ersten Jahrhunderten um so gewisser einer ewigen Vergessenheit überliefert worden seyn, da es in jenen Tagen viel Mühe und beträchtlichen Kostenaufwand erforderte, eine richtige Abschrift derselben für den Einzelnen und für ganze Gemeinden zu gewinnen.

Aber nicht als bloßes Menschenwort, sondern, wie es denn wahrhaftig ist, als Gotteswort, ward die Lehre Christi mit den heiligen Urkunden, aus denen sie herfloß, von denselbigen der Welt verkündigt, und auch in dieser Beziehung schloßen sie sich unmittelbar und ganz an das apostolische Zeitalter an. Sie behaupteten nämlich überall und furchtlos, wie der vollendete Tschirner *) richtig bemerkt: „An andere Führer, als an eure (heidnische) Theologen, Dichter und Weltweise, verweisen wir euch, an die Propheten, welche unter dem jüdischen Volke aufgetreten sind, und die Bücher des alten Bundes geschrieben haben, und an die Apostel, welche, ausgesendet von Jesu Christo, den Glauben in die Welt trugen, der in Wort und Schrift in unsern Gemeinden sich fortpflanzt. Mit Recht aber fordern wir euch auf, diesen Führern zu folgen. Denn nicht ihre eigenen Meinungen haben sie der Welt verkündigt, ihre Schriften sind Gottes Wort und Gottes Stimme. Der göttliche Geist hat durch sie zu den Menschen geredet; was euch nicht befremden kann, da ja auch ihr annehmet, daß die göttliche Kraft menschliche Gemüther bewege. Wie das Plektrum die Cither und die Laute rührt, so hat der göttliche Geist die Seelen dieser reinen und frommen Männer bewegt, um durch ihren Mund göttliche und himmlische Dinge kund zu machen; und eben darum, weil sie alle unter dem Einfluß des Einen

---

*) In seiner so eben erschienenen vortrefflichen Schrift: vom Fall des Heidenthums, 1 Thl. S. 261.

göttlichen Geistes standen, haben sie wie mit Einem Munde und mit einer Zunge von Gott, der Schöpfung der Welt, der Entstehung des Menschen, dem Fall des Menschen, dem Weg des Heils durch Christum, der Unsterblichkeit der Seele, dem ewigen Leben und dem zukünftigen Gerichte, und zwar an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten übereinstimmend gelehrt. So große und göttliche Dinge, wie bei ihnen gefunden werden, vermag der Mensch durch die eigene Kraft seines Geistes nicht zu erkennen; vom göttlichen Geist angeweht und beseelt, von Gott belehrt und unterrichtet, waren Moses und die Propheten, mit denen die durch Christum vollendete Offenbarung begann *).

§. 199.

Aber eben damit ward der christlichen Missionsgeschichte der frühesten Jahrhunderte ein mannigfaltiger Vortheil zugewendet. Sie erhielt nämlich mit dieser Auffassungsweise der evangelischen Lehre, wie sie allein den bestimmtesten Erklärungen des Herrn selbst und seiner Apostel gemäß ist, eine feste Grundlage der religiösen Wahrheit, auf welche sie sich sicher stützte; sie bot eben damit dem Glauben jedes Einzelnen, so wie der ganzen Kirche Christi die geltendste Richtschnur ihrer Religions-Erkenntniß und ihres öffentlichen Bekenntnisses dar; sie sicherte sich die Einheit des ganzen Körpers, und den kräftigsten innern Zusammenhang aller seiner einzelnen Glieder untereinander; sie gewann endlich auf diesem Wege das fruchtbarste Erhaltungs- und Verbreitungsmittel des christlichen Glaubens, wodurch es ihr frühe schon möglich ward, die Bibel in Tausenden von Abschriften als eben so viele Herolde des

*) So erklären sich Justin (Cohor. c. 8. p. 12—13. Dialog. cum Tryph. c. 7. p. 109.); Athenagoras (Legat. c. 7. p. 285.), und Theophilus (ad Autolyc. l. II. c. 9. p. 354—355.)

sten glauben und wollen, thun und hoffen, gegen die Regierung und das Volk mit einer kühnen Entschiedenheit sich auszusprechen wagen, die keine Furcht kennt, und selbst bisweilen der weisen Schonung der Verhältnisse vergißt. Man zittert bisweilen für Tertullian, wenn er an die Gewalthaber seiner Zeit die Rede richtet, und möchte es Verwegenheit nennen, die zu einem höchst ungleichen Kampfe kühn herausfordert.

Allerdings mögen die ehrwürdigen Männer, welche als die ersten Apologeten der verhaßten Christensache in der letzten Hälfte des zweiten Jahrhunderts auftraten, von einem Antonin dem Frommen, dem Vater seines Vaterlandes, und einem Marc Aurel, dem freisinnigen Freunde der stoischen Philosophie, Besseres erwartet haben, und die Segnungen einer allgemeinen Duldung nützen, welche diese Fürsten dem Staate geboten hatten. Aber damit ist dennoch das Räthsel nicht gelöst, wie eine so unverhältnißmäßig kleine Schaar verrufener Finsterlinge, auf welcher der allgemeine Verdacht des Atheismus ruhte, zu der offenen und fast schonungslosen Sprache gegen das ganze alte Wesen der Römerwelt kommen konnte, die sich immer stärker in ihren öffentlichen Vertheidigungsschriften zu Tage legt.

Nur das lebendige Bewußtseyn jener unerschütterlichen Vereinigung der Geister und Herzen zu einem unsichtbaren Bunde des Glaubens und der Liebe, das in der weit umher zerstreuten Gesellschaft der Gläubigen in diesem Zeitalter allenthalben angetroffen wird, vermag einen zureichenden Erklärungsgrund dieser wundervollen Erscheinung darzubieten. Die Christenparthei wußte es im Allgemeinen noch in der Mitte des dritten Jahrhunderts, und noch mehr im Zeitalter der Antonine gar wohl, daß sie nach der Zahl ihrer Mitglieder im Römerstaate gleich dem Tropfen war, der am Eimer hängt, und wenn es der Herr zuließe, jeden Augenblick von dem mächtigen Uebergewicht ihrer heidnischen Mitbürger erdrückt werden konnte. Aber ihr Muth ruhte auf

dem Glauben an die starke Hand des allmächtigen Gottes, dem sie vertrauten, so wie auf dem edeln Hochgefühle einer lebendigen Verkettung der Herzen, welche alles, was Glied am Leibe Christi war, zu einer unauflöslichen Gemeinschaft der Liebe verbunden hatte. Dieses mächtige Gefühl der geistigen Verbundenheit vermag bloßer Vernunftglaube nicht hervorzubringen. Schon in seiner Natur liegt um der Sünde willen, die das ganze Wesen des Menschen in Selbstsucht verschlingt, eine Zerrissenheit der Grundsätze und des Sinnes, welche nichts als die Gemeinschaft des Widerspruches zuläßt.

Die Vorstellung, daß die christlichen Gemeinden der ganzen Welt nur einen Körper, nur eine Gemeinschaft bilden, die in Christo, dem Haupte, zu Einem Geist und Sinn zusammengefaßt ist, war besonders seit der Mitte des dritten Jahrhunderts ein Lieblingsgedanke der Christen geworden, und diente als haltbarer Stützpunkt und als kräftiges Beförderungsmittel der heiligen Sache, für die sie Gut und Blut hinzuopfern bereit standen. Ihr segensreicher Einfluß offenbarte sich durch das lebendige Interesse, das sie in Rath und That an dem Wohl und Weh aller ihrer Glaubensbrüder auf der ganzen Erde nahmen, und durch das unermüdete Bestreben, die köstlichen Gemeingüter ihres Glaubens Allen umsonst zufließen zu lassen, und ihnen in der Stunde der Trübsal kräftig beizustehen. Der Glaube der Christen erstarkte in demselben Verhältnisse, als er mit jedem Tage eine größere Zahl seiner Mitbürger die gleiche Ueberzeugung und die gleichen Zwecke mit ihm theilen sah; und opferten auch manche unter den grausamsten Martern für das Kleinod ihres Glaubens das Leben auf, so war ihnen eben damit der kräftigste Antrieb immer aufs Neue gegeben, lieber Alles fahren zu lassen, um den gemeinsamen himmlischen Schatz zu bewahren, den sie im Glauben an das Wort Gottes gefunden hatten.

§. 201.

Eben hieraus deutet sich auch die Begierde der Christen, welche in den ersten Jahrhunderten der Ausbreitung des Christenthums in der Welt so förderlich geworden war, nicht nur ihre heiligen Bücher in Tausenden von Abschriften allgemein in Umlauf zu bringen, sondern auch frühe schon auf die Uebersetzung derselben in andere Völkersprachen sorgsamen Bedacht zu nehmen. Diese Art von religiöser Thätigkeit des frommen Erweiterungssinnes war und ist dem Christenthum eigenthümlich, und wird in der Regel in den nicht-christlichen Religionen der alten und der neuen Welt nicht angetroffen. Die philosophischen Schulen Griechenlands und Roms schlossen geheimnißvoll ihre Lehrweisheit in den engen Kreis ihrer auserwählten Schüler ein. Die heiligen Religionsbücher der morgenländischen Völker waren ausschließend der vornehmsten Caste ihrer Priesterschaft anvertraut, und es wurde für frevelhafte Befleckung derselbigen gehalten, wenn einer aus dem Volke sie nur von der Ferne mit seinen Augen sah. Der Koran Muhameds ist in seiner unnachahmlich geglaubten Schreibart nur in der arabischen Sprache gültig, und jedes Volk, das sich zum Islam bekehrte, mußte es sich gefallen lassen, die Deutungen seiner heiligen Gesetze sich in fremder, nicht verstandener Sprache von seinen Mullahs geben zu lassen. So blieben überall und zu allen Zeiten in der alten und der neuen Welt die Religionsbücher ihres Glaubens den Völkern zugeschlossen, und Uebersetzungen der zoroastrischen Zend-Avesta, der brahminischen Schasters und des Korans hat die Welt nur erst nach Jahrtausenden in den Händen einzelner gelehrter Geschichtsforscher gesehen.

Anders verhielt es sich zu jeder Zeit mit den heiligen Schriften der Christen. Da sie sich als einzige, auf übernatürlichem Wege mitgetheilte Quelle der wahren Gotteserkenntniß, und als unveräußerliches Gemeingut

aller Glaubigen, welchem Stand und Geschlecht sie angehören mögen, kund thun, und da der Genuß der Gnade Gottes und die Hoffnung des ewigen Lebens für jeden Einzelnen nur auf ihnen ruhte, so lag eben hierin für Jeden der unabweisliche Verpflichtungsgrund, nicht nur seinen eigenen Glauben und das höchste Glück seines ganzen Lebens auf die Erkenntniß dieser heiligen Gottes-Offenbarungen zu stützen, sondern auch diesen Quell des ewigen Heils allen Völkern der Erde aufzuschließen. Aus diesem Grunde floß schon in den frühesten Zeiten der christlichen Missionsgeschichte das heiße Verlangen aller Gemeinden der Gläubigen, eine möglichst vollständige Sammlung aller heiligen Schriften alten und neuen Bundes in ihren Versammlungen und in ihren Hütten zu besitzen, und sich auf den darin enthaltenen heiligen Glauben zu erbauen. Daher kam es auch, daß schon im Laufe des zweiten und dritten Jahrhunderts auf die Uebersetzung derselben in die syrische, lateinische und koptische Sprache Bedacht genommen wurde, und daß es der fromme Eifer der Christen nicht an vielfachen Versuchen fehlen ließ, dieses Wort der Wahrheit jeglichem Volke in seiner eigenen Muttersprache in die Hände zu geben.

Durch den Besitz und die Erkenntniß des Wortes Gottes konnte nun ein jeder erleuchtete Christ ein Bote Christi unter den Völkern der Erde werden, und dem Glauben an seinen unsichtbaren Herrn immer neue Bahnen in den Wildnissen des Heidenthums aufsuchen. In ihm fand auch der römische Soldat und der auswandernde Coloniste, wenn sie an Jesum glaubig geworden waren, die fruchtbarste Anweisung, wie er es anzugreifen hatte, um seine Brüder in der Wildniß mit dem Weg zum ewigen Leben bekannt zu machen, und sie für den Glauben an Christum zu gewinnen. Auf diese Weise erklärt es sich, wie ein Irenäus und ein Tertullian behaupten konnten, daß die neubekehrten Christen in Iberien, Gallien und Germanien nichts Anderes glauben und von Christo lehren, als dieß in den Christengemein-

den in Afrika und Asien der Fall sey. Sie Alle schöpften nur aus einer und derselben Quelle der Gnade und Erkenntniß, und diese Quelle hatten sie in den Offenbarungen des Sohnes Gottes gefunden.

§. 202.

Freier und furchtloser, als je zuvor, traten im Antoninischen Zeitalter die Wortführer der Christen mit der offenen Darlegung der Lehre, der Zwecke und Hoffnungen ihrer christlichen Verbrüderung hervor. Angesehene und gelehrte Männer waren um diese Zeit zu der verachteten Christensekte freudig übergegangen, da sie in den heiligen Schriften der Propheten und Apostel, zu denen die Christen sich bekannten, eine ungleich befriedigendere Weisheit und einen höhern Frieden gefunden hatten, als ihnen die Weisheitsschulen Griechenlands und Roms bieten konnten. Durchdrungen von der lebendigen Ueberzeugung, daß die Lehre Christi von Gott ist, und allein das unsterbliche Menschenherz zu befriedigen vermag, und voll heiligen Eifers, diesen neuen und sichern Weg allen ihren Zeitgenossen aufzuschließen, trugen sie kein Bedenken, öffentlich von dem zu zeugen, was sie als Nachfolger Christi Herrliches erkannt und erfahren hatten, und eine freimüthige Vertheidigung des bis jetzt gänzlich verkannten Christenglaubens um die andere, selbst vor dem kaiserlichen Throne, niederzulegen. Wie natürlich konnten sie nicht umhin, mit lebendigen Farben die vielseitigen und schneidenden Gegensätze herauszuheben, in welchen der bisher geltende Glaube der Römerwelt, als Irrthum und Dämonenwerk, der in den heiligen Schriften der Christen geoffenbarten Wahrheit Gottes entgegen trat. Wohl mochte zu dieser muthigen Vertheidigung des Christenglaubens, die von der heidnischen Gegenpartbie als frecher Angriff auf die bestehende Verfassung des Staats und der Religion gedeutet ward, auch der Umstand mitwirken, daß die Erwartung der nahen Ankunft Christi zum Weltgerichte immer allgemeiner und sehnsüchtiger

unter den Christen des Antoninischen Zeitalters geworden war, und daß man, um diese Erwartungen zu stärken, und selbst den Heiden schmackhaft zu machen, unter dem Namen sybillinischer Orakelsprüche, unter Christen und Heiden angebliche Weissagungen alter Zeiten umherbot, welche den nahen Untergang der Welt verkündigen, und die Völker zur Buße und Annahme des Christenthums erwecken sollten.

Die Sache erregte großes und allgemeines Aufsehen, und von jetzt an begann, unter mannigfaltiger Abwechslung der Gestalten und der Mittel, ein blutiger Kampf gegen die christlichen Verbrüderungen im Römerreiche, der mehr als hundert Jahre fortdauerte, und am Ende den Sieg vorbereitete, den mit Constantins Thronbesteigung die christliche Parthie über die heidnische davon trug.

§. 203.

Wie furchtbar auch die Trübsale waren, welche durch den Lauf des dritten Jahrhunderts über die zerstreuten Häuflein der Glaubigen hereinstürmten, so offenbarte sich dennoch die hülfreiche Macht und Weisheit des Herrn, an welchen sie glaubten, auf eine so augenscheinliche Weise an ihrer Schwachheit, daß für die Erhaltung und Läuterung der Gemeinde selbst die seligsten Vortheile aus der Drangsalshitze der Verfolgung hervorgingen, und daß diese gerade das kräftigste Mittel werden mußte, die Erkenntniß Christi bis an die entferntesten Grenzen des Reiches auszubreiten.

Während in wechselnder Stufenfolge bald die abergläubische Wuth des unwissenden Pöbels und die erbitterte Eifersucht einer mächtigen Priesterschaft, bald der Spottgeist und die Verläumdungssucht der geltenden Wortführer des väterlichen Glaubens, so wie die aufgereitzte Macht der Regierung alle Mittel aufboten, um dem Strome des neu erwachten Christenglaubens alle Zugänge zu den Herzen des Volkes zu versperren, so

hatte die verborgene Weisheit Gottes schon in der äußerlichen Gestaltung der Umstände die Wege bereitet, welche die Erhaltung und wachsende Verbreitung des Werkes Christi sicherten.

Schon das Unglück der Zeiten, in denen die Gemeinde Jesu sich entfaltete, mußte nach dem Rathe der Vorsehung zu ihrer Begründung und schnellen Erweiterung mächtig mitwirken. Seit Marc Aurels Tode folgte, mit wenigen Ausnahmen, eine Reihe von Kaisern, von denen immer der eine schlechter, wollüstiger und grausamer als der andere war, und mit einem gewaltsamen Tode seine kurze und lasterhafte Regierung endigte. Eine rohe Soldatengewalt bot einmal über das andere den kaiserlichen Thron dem Meistbietenden feil, und spielte geldlustig mit der Ruhe und dem Glück des römischen Staates. Während Bedrückung, Verarmung und Erniedrigung in allen Provinzen des Reichs allgemein geworden waren, galt überall die Verwaltung der Staatsämter nur als willkommenes Mittel, die Habsucht Einzelner zu bereichern, und den Hochmuth und unnatürliche Lüste zu befriedigen. Allenthalben zuckte und wankte der zerrissene Staat in seinen innersten Fugen und Gelenken, indessen von außen her an allen Grenzen des unbewachten Reiches wilde Fluthen von Barbaren daher strömten, um vom sterbenden Staatskörper die fruchtbarsten Theile abzureißen. Ansteckende Krankheiten, häufige Erdbeben, Ueberschwemmungen und Theurung suchten die Provinzen heim, indeß in den Städten die Schwelgerei und lasterhafte Zügellosigkeit einen Grad erreicht hatte, welcher alle Fesseln des alten Glaubens spottend zerriß und den Göttern trotzte.

Dieses Unglück der Zeiten nun ward eine der wirksamsten Ursachen der großen Fortschritte, welche das Christenthum während des dritten Jahrhunderts machte. Unstreitig hatte sich unter dem schwerem Drucke der gegenwärtigen Noth eine ernstere Stimmung über alle Klassen des Volkes verbreitet. Tausend ed-

lere Gemüther, denen die gemeine und rohsinnliche Denkart so vieler ihrer Zeitgenossen zum Eckel geworden war, und die mit dem Verlust ihres eigenen zeitlichen Glücks zugleich die Freiheit und Wohlfahrt ihres Vaterlandes täglich mehr dahinwelken sahen, fiengen jetzt an, in der unsichtbaren Welt aufzusuchen, was sie von der sichtbaren vergeblich gehofft hatten, und ihr Herz den Tröstungen zu öffnen, welche das Evangelium Christi dem bekümmerten Gemüthe in so reicher Fülle darbietet. In dieser Freudenbotschaft des Heils liegt eine unnendliche Mannigfaltigkeit von geistigen Anziehungskräften verborgen, für welche der sinnliche Mensch erst alsdann empfänglich zu werden beginnt, wenn in den täuschenden Schattenbildern der Außenwelt der letzte Anker seiner Hoffnung auf das Vergängliche untergegangen ist. Eben darum, weil das Evangelium Christi die einfachste und lauterste Sprache des Herzens redet, und sich überall mit den sittlichen Bedürfnissen desselben in unmittelbare Berührung setzt, sagt es auch gar bald dem sehnsüchtigen Gemüthe zu, sobald dieses nur einmal dem rohen Eigendünkel entsagt, sein eigenes Selbst als einzige Quelle der Wahrheit zu vergöttern.

Es gab in jenen ernsten Tagen, in die kein Vaterlandsfreund ohne schneidenden Kummer hinein blicken konnte, unter den gebildeten Klassen des Volkes viele wahrheitsuchende Gemüther, die von einer Philosophenschule zur andern mit immer erhöhter Täuschung gewandert waren, und die, bald von dem hohlen Nichts, das die gerühmte Weisheit des Meisters zur Befriedigung darbot, bald von der schmutzigen Habsucht und dem Ehrgeitze desselben zurückgeschreckt, jetzt in dem verachteten Evangelio Christi jene göttliche Weisheit fanden, die sich zugleich als eine Kraft Gottes zur Seligkeit an ihren Herzen offenbarte. Nicht ohne tiefe Rührung lassen sich die freimüthigen Selbstbekenntnisse ausgezeichneter christlicher Philosophen dieses Zeitalters lesen, welche mit überfließender Fülle der Begeisterung die himmlischen Weisheitsschätze

schildern, welche sie jetzt in der göttlichen Lehre Christi gefunden hatten, nachdem sie lange vergeblich in den gepriesenen Mysterien der menschlichen Weisheitsschulen Licht und Wahrheit gesucht, und sie nicht daselbst gefunden hatten. Es gab tausend bekümmerte Gemüther, in denen in der schweren Trübsal der Zeit das bittere Bewußtseyn ihrer eigenen Schuld verzehrend erwachte, und welche vor den Altären der Götter nicht länger vergeblich ihre täuschende Ruhe finden konnten. Auch sie eilten jetzt begierig zu der Freudenbotschaft des Evangeliums hin, daß Jesus Christus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen. Es gab edlere Gemüther, die der fleischlichen Gemeinheit müde, nach jenem seligen Einverständnisse mit dem heiligen Gesetze Gottes und nach jener Reinheit des Sinnes und Lebens sich sehnten, welche in dem Götterglauben nirgends angetroffen wurde, und welcher nur der lebendige Glaube an den Sohn Gottes Bestand, Kraft und Heldenmuth zu verleihen vermag. Diesen sittlichen Anregungskräften, die von dem Evangelio Christi ausströmen, vermochten sie um so weniger noch länger zu widerstehen, da ihnen der lasterhafte Schmutz der Götzenaltäre jetzt zum Ekel geworden war. — Es gab in jenen Tagen in allen Provinzen der Römerwelt, und in allen Ständen große Schaaren unglücklicher Geschöpfe, welche ihr ganzes irdisches Glück und jede ihrer Erdenfreuden eingebüßt hatten, und jetzt um so begieriger nach einer Erlösung von allem Uebel und nach dem ewigen Frieden dürsteten, den die Verheißungen des Wortes Gottes verkündigen, da sie selbst die wehmüthigen Zeugen des allgemeinen Schiffbruches waren, in welchem das geliebte Vaterland vor ihren Augen unterging.

§. 204.

Diese Alle strömten jetzt um so sehnsüchtiger zu der verfolgten Verbrüderung der verhaßten Nazarener hin, je mehr sie in ihrem verborgenen Schoose gerade das in

reicher Fülle antrafen, was sie bisher in den gepriesensten Weltverbindungen umsonst gesucht hatten. Jenes edle Gut bürgerlicher Freiheit, das der römische Bürger seit Jahrhunderten als seinen schönsten Vorzug der Welt angepriesen hatte, war aus allen Verhältnissen des Staatsverkehres dahin geschwunden, und mit ihr auch der letzte Schimmer ihrer Wiederkehr. Aber in die Vereine der Christen hatte sich diese edle Freiheitsliebe stille geflüchtet, und hier verborgen vor den Augen der Welt ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Es war Loosungswort dieser ehrwürdigen Verbrüderung: „welchen der Sohn frei macht, der ist recht frei"; — „und so bestehet nun in der Freiheit, damit euch Christus befreiet hat, und lasset euch nicht wieder unter das weltliche Joch fangen." Und diese Freiheit der Christen, wie viel edler, geistvoller und der sitlichen Würde des Menschen angemessener war sie nicht, als die gepriesene Freiheit des römischen Bürgers gewesen war, die, das Innere vernachläßigend, nur in dem Schein des Aeußerlichen sich verfing.

In der Außenwelt war jetzt Alles despotischer Willkühr und der Soldatengewalt auf der einen, so wie dem kriechenden Sklavensinne auf der andern Seite hingegeben. Nur in der verfolgten Gemeinde Christi war die wahre Gleichheit anzutreffen; denn sie Alle erkannten sich einander als Gottes Kinder durch den Glauben an Christum Jesum. Hier war kein Jude noch Grieche, hier kein Knecht noch Freier, hier kein Mann noch Weib; sie waren Allzumal Einer in Christo Jesu. (Gal. 3, 26. 28.)

„Weder in den Provinzen, bemerkt der vollendete Tschirner richtig *), noch in Rom selbst gab es ein öffentliches Leben mehr. Die Kirche aber war ein Gemeinwesen; hier fand Volksversammlung Statt, ge-

---

*) S. Fall des Heidenthums 1r Thl. S. 397.

meinsame Berathung, gemeinsames Interesse; hier konnten die Einsicht und der Gemeingeist, und zur Zeit der Verfolgung Muth, Dank und Verdienst sich erwerben. Die Kirche bot Gegenstände vieles würdigen Strebens dar. Die, welche zu anderer Zeit Volksführer geworden wären, wurden jetzt Vorsteher der Gemeinden; und nach der Krone des Märtyrerthums rangen die, welche sonst für Freiheit und Vaterland gekämpft haben würden".

Am meisten aber zog wohl die bessern Gemüther jener Tage die zarte Liebe und das wechselseitige Wohlwollen an, die sie unter allen Gliedern der Christenverbindung herrschen sahen. Zurückstoßende Selbstsucht, kalte Lieblosigkeit und schreiende Ungerechtigkeiten aller Art hatten schon längst im Römerstaate die ehrwürdigen Bande gelöst, welche in den schönern Tagen seiner Geschichte den Bürger an den Bürger gekettet hatten. Jene großartige Aufopferungsliebe für das Wohl des Vaterlandes, von welcher wir in der Geschichte ihrer republikanischen Verfassung so manche edle Züge lesen, jene selbstlose Hingebung für Andere, war eine seltene Tugend des römischen Bürgers geworden, denn sie hatte in allen Verhältnissen des Lebens der Uebermacht der schnöden Selbstsucht und des wechselseitigen Mißtrauens weichen müssen. Aber in die stillen Hütten der verfolgten Galiläer und in die unsichtbaren Kreise ihrer weiten Verbrüderung hatte sich das heilige Feuer der Menschen- und Bruderliebe gerettet; und es glühte hier mit einer Begeisterung, die der kalte Hauch der zerspaltenen Außenwelt nicht zu fassen vermochte. In dieses Heiligthum der Bruderliebe trat jetzt jedes bessere Gemüth ein, das sich von der schnöden Selbstsucht seiner Zeitgenossen ermüdet und gekränkt fühlte. Hier im freundlichen Schooße seiner christlichen Brüder ward es ihm himmlisch wohl; und es fand in der Zartheit ihrer aufopferungsvollen Liebe eine reiche Vergeltung für all den Spott und Hohn, der nur lauter Böses ihren nächtlichen Versamm-

lungen nachzureden wußte. Als ein Glied an dieser heiligen Kette zu hangen, die sich in lebendiger Wechselwirkung nach und nach durch alle Länder des bekannten Erdkreises hindurch zog, das hob die Seele mächtiglich empor, und machte im Angesichte der edelsten Vorbilder auch den Schwachen stark, und auch den Verzagten zu einem Helden Gottes, der jetzt im Bunde mit seinen Brüdern die Welt überwinden lernte.

Wohl mochte zugleich, besonders unter den niedern Volksklassen, der thätige Sinn einer seltenen Wohlthätigkeitsliebe, die im Kreise der Christen bei wachsender Noth an Rath und Mitteln unerschöpflich zu seyn schien, Tausende derselben für das Werk Christi gewinnen. Eine Wohlthätigkeitsanstalt um die andere blühte, unter den Händen der Christen, mitten in der Trübsal der Verfolgung auf; und auch der Minderbegüterte unter ihnen wußte etwas von dem Seinigen zu erübrigen, um es dem Mehrbedürftigen mitzutheilen. Wer um seines Glaubens willen sein Eigenthum eingebüßt hatte, fand in der Wohlthätigkeit seiner vermöglichen Brüder seinen Unterhalt; wer als Bekenner Christi im Gefängnisse saß, durfte von dem unerschrockenen Liebeseifer seiner Brüder jede mögliche Erleichterung hoffen; wer auf dem Krankenlager schmachtete, ward besucht, erquickt, getröstet; und auch von den blutigen Hochgerichten der Verfolger konnte die furchtlose Schaar begleitender Brüder nicht zurückgehalten werden.

Das war ein Schauspiel der Liebe, wie es die Heidenwelt nie zuvor gesehen hatte. Und die unerschöpfliche Thatkraft dieser Liebe strömte nicht blos auf die Glieder der Gemeinde, sondern auch auf die Heiden aus, und segnete sie, wenn diese fluchen wollten. Sprechender für die stille Wirksamkeit dieser Liebe ist wohl nichts als der bittere Vorwurf, den im vierten Jahrhundert selbst der verfolgende Kaiser Julian in einem öffentlichen Edikte in dieser Beziehung der Heidenpartheie macht, der er selbst angehörte: „Ists nicht Schmach und

Schande für uns, sagt er, wenn wir uns bei Andern umsehen. Die Juden lassen keinen der Ihrigen auf Bettel hinausziehen; und die verruchten Galliläer unterstützen nicht blos die Ihrigen, sondern auch Leute von unserer Parthie; und nur wir allein thun nichts, und haben keine Anstalten, wie sie, aufzuweisen."

§. 205.

Dieß waren die heiligen Waffen, mit denen innerhalb dieses Zeitraums der Christenglaube seine Siege erkämpfte. An diesem Gängelbande der Wahrheit und der Liebe arbeitete sich die Missionsgeschichte jener Tage sicher durch den Tumult des Lebens hindurch und — siegte. Noch waren keine eigentlichen Missionsvereine in den römischen Staaten gestiftet, um das heilige Fortpflanzungsgeschäft des Christenglaubens planmäßig zu sichern; indem die Gemeinde Jesu selbst im Großen und Allgemeinen ihren ehrwürdigen Missionscharakter als unveräußerliches Merkmal ihres geistigen Lebens festhielt. Noch gab es keine besondern Missionsschulen, in denen fromme Jünglinge für das Werk des Amtes in der Heidenwelt vorbereitet worden wären; da jeder einzelne Christ nach dem Grade seiner evangelischen Erleuchtung sich als Diener des Evangeliums unter den Heiden betrachten zu dürfen glaubte, und die allmählig entstehenden Pflanzschulen der Kirche zugleich die Erziehungsanstalten für evangelische Sendboten unter die Heiden, waren. Noch waren endlich keine besondern Missionskassen erforderlich, weil jeder einzelne der zerstreuten Gemeinden, der Arme sowohl als der Reiche, ein Glück seines Lebens darin fand, einen Theil seines Vermögens regelmäßig und gemeinsamlich für die Förderung des Werkes Christi zu allen Zeiten hinzugeben. Solche heilsame Anstalten, wie sie in unsern Tagen zur Freude der Glaubigen und mit ihrer thätigen Mitwirkung bestehen, sind doch eigentlich nur schätzbare Surrogate für den universalen Missionscharakter der Kirche

Christi, und wohl nur so lange unentbehrlich, bis das heilige Feuer des Glaubens und der Liebe die ganze Gemeinde des Herrn wieder in eine lebendige Missionsgemeinde, und jedes einzelne Glied derselben, nach dem Maaße seiner Geistesgaben und seiner Umstände, in einen eifrigen Knecht Christi verwandelt haben wird.

§. 206.

Es konnte nicht fehlen, daß dieses kräftige Zusammenwirken der Christen im Laufe dieser beiden Jahrhunderte auch von Seiten der heidnischen Parthie Gegenwirkungen erzeugen mußte, die um so entschiedener hervortraten, je mehr diese ihren nahenden Untergang mit Recht befürchten mußte. Den Wortführern des Heidenthums konnte es unmöglich entgehen, daß in dem Entwicklungsgange der Zeitumstände gar mancher sittliche Keim verborgen lag, der zur Vergeistigung der alten Götterlehre, und eben damit zur längern Sicherstellung derselben gegen die Angriffe des Christenthums benützt werden konnte. Schon die ernstere Stimmung, welche die heidnischen Priester und Lehrer über alle Klassen des Volkes unter dem Druck der Zeit sich verbreiten sahen, mußte sie erinnern, daß es mit der bisher geltenden Volksreligion zu einem Wendepunkt gekommen war, der entweder zu tieferer Begründung und Reinigung, oder zu gänzlicher Vertilgung derselben führen mußte.

Schon strömte unter dem allgemeinen Jammer der Zeit das Volk wieder zahlreicher und andächtiger als zuvor zu seinen Götzentempeln, die früher in manchen Provinzen beinahe gänzlich verlassen waren. Schon fand man dasselbe aller Orten geneigter als zuvor, den Aufreizungen seiner Priester Gehör zu geben, und sich von denselben zur Verfolgung der verhaßten Atheisten, wie man die Christen nannte, williger gebrauchen zu lassen. Schon hörte man da und dort über die allgemeine Versäumniß der väterlichen Götterdienste laute Klagen füh-

ren, und dem Zorne der vernachläßigten Götter die verschuldeten Trübsale der Gegenwart zuschreiben.

Dieses alles konnte den Sachwaltern des römischen Heidenthums nicht unbekannt bleiben. Aber der väterliche Glaube, wie er nun einmal war, konnte dem aufgeregten Zeitgeiste nicht weiter genügen. Geschichtschreiber und Dichter und Philosophen, die gefeiertsten Namen des Vaterlandes, hatten zu lange schon denselben mit ihren beißenden Spottreden verhöhnt, als daß es dem meist unwissenden Priester, der hinter der allgemeinen Volksbildung zurückgeblieben war, gelingen konnte, seine albernen Götterfabeln und seine sinnlosen Ceremonien aufs neue unter dem Volke geltend zu machen. Auch die Philosophien der frühern Jahrhunderte, jene blasse Geistesblüthen Griechenlands und Roms, hatten unter den gebildeten Ständen des Volks, sowohl durch ihre innere Zerrissenheit und ihren selbstsüchtigen Vertilgungskrieg gegen einander, als durch das Ungeistige und Ungenügende ihres Inhaltes, die Achtung der Bessern unter dem Volke größtentheils eingebüßt, und durften nur einer kümmerlichen Fortdauer sich erfreuen. Hatten sie ja doch seit Jahrhunderten an dem Wohl oder Wehe des Volkes wenig oder keinen Antheil genommen, und sich vornehm und kastenartig in ein stolzes Gewand eingehüllt, unter dem das verachtete Volk die Gestalt der Wahrheit nicht sehen durfte.

Und doch war nur von dieser Seite her die letzte Hülfe für den sinkenden Volksglauben zu erwarten. Es war ja dabei nur um einen ernsten, bis jetzt noch nie gemachten Versuch zu thun, die verschiedenartigen philosophischen Systeme, wie sie leichenartig auf dem großen Todtenacker des Morgen- und Abendlandes umher lagen, nicht nur mit sich selbst und unter einander, sondern auch mit den bestehenden Volksreligionen in einem ewigen Friedensbündnisse zu versöhnen, und dabei dem gedrängten Christenthum in diesem Pantheon der Weltweisheit ein Ehrenplätzchen offen zu

lassen, um sich mit seiner Parthie und ihren Gegnern zugleich für immer friedlich abgefunden zu haben.

Dieß war die große Aufgabe, welche das Heidenthum des dritten Jahrhunderts zu lösen versuchte, und wobei es in jedem Falle seines Sieges über das Christenthum zum Voraus gewiß zu seyn glaubte. Die Lösung dieser Aufgabe erschien für die Philosophie des Zeitalters um so leichter, da sie zugleich die Priestergewalt und die Legionen des Staates auf ihrer Seite zu haben hoffen durfte. Nun fing man an, aus den vorhandenen Philosophien und Volksreligionen irgend ein Gemeinsames zusammen zu lesen, das weder ganz Monotheismus noch ganz Pantheismus war; das die beliebteste Lehrweisheit des Zeitalters in sich zusammen goß, und das, um den alten Volksglauben nicht ganz fallen zu lassen, die gangbaren Göttergeschichten desselben durch sinnbildliche Deutungen so lange kunstreich verschönerte, bis in ihm dem tiefern Gemüthe eine neue Phantasienwelt, und dem Sinn des religiösen Laien eine schöne Bildergallerie ausgebildet war, in welcher er nach Wohlgefallen und kostenfrei lustwandeln konnte. Diese wundersame Schöpfung ward die neuplatonische Philosophie genannt, welche, durch ihre bald versöhnlichen bald anfeindenden Bestrebungen, der Entwicklungsgeschichte der Kirche Christi im römischen Reich einen neuen Wendepunkt bereitete.

§. 207.

Indem sich auf diese Weise diese neuplatonische Religionsphilosophie an die Spitze stellte, um einen neuen Angriffs- und Vertheidigungskrieg gegen das emporwachsende Christenthum zu führen, hielten es auch die Freunde des Evangeliums, das bisher in kunstloser Einfachheit dem Volke entgegengetreten war, den Bedürfnissen der Zeit angemessen, gleichfalls die Wissenschaft zu Hülfe zu rufen, um mit den gleichen Waffen das Heidenthum zu bekämpfen. Zwar waren keineswegs alle Freunde des Christenthums mit solchem Versuche einver-

standen, indem Manche derselben, und wohl nicht mit Unrecht meinten, das Evangelium Christi, als geoffenbartes Wort der göttlichen Gnade, besitze in seiner einfachen und lautern Gestalt, Licht und Kraft genug, um den kunstvollsten Systemen der menschlichen Weisheit auf dem richtigen Wege zu begegnen, und das, was wahr und gut an denselben ist, zur Förderung menschlicher Erkenntniß zu erhalten und zu läutern, so wie das Irrthümliche derselben zurückzuweißen. Man solle, sagten sie, der Schriftlehre, unvermischt mit menschlicher Wissenschaft und Kunst, ihre eigene und völlig eigenthümliche Stellung als geoffenbartes Gotteswort unversehrt bewahren, und es wie bisher ohne fremdartige Verschönerungen, deren es keineswegs bedürfe, dem eiteln Wahne entgegenziehen lassen. Dabei sey der Dienst der Wissenschaft, und zwar einer durch das Christenthum aufgehellten und veredelten Wissenschaft, keineswegs für die Angelegenheiten der Kirche Christi zu verwerfen, so lange sie als untergeordnete Dienerinn der göttlichen Offenbarung in ihrem eigenthümlichen Gebiet sich bewege, und als Wissenschaft des menschlich Wahren, die erträumte Wissenschaft des Scheinwahren bekämpfe. (Man vergleiche hierüber Mosheimii Commentar. de rebus Christian. p. 276. sq.)

Andere, und unter diesen besonders die Lehrer und Freunde der Alexandrinischen Schule, glaubten, — und auch sie hatten ihre statthaften Gründe für ihre Behauptung, — die Religion Jesu habe den forschenden Blick des menschlichen Geistes keinen Augenblick zu fürchten, und sie könne auf diesem Wege unter den gebildeten Volksklassen nichts verlieren, sondern immer nur gewinnen. „Sollte es auch wirklich wahr seyn, bemerkt Clemens von Alexandrien, der wärmste Vertheidiger der Verbindung der Wissenschaft mit dem Christenthum, in seiner eigens hierüber geschriebenen lehrreichen Schrift, die er Stromata betitelte, sollte es auch wirklich wahr seyn, was noch nicht erwiesen ist,

daß überhaupt und im Allgemeinen die Philosophie nichts tauge, so müsse man sie ja schon darum gründlich studiren, um diesen Beweis für ihre gänzliche Untauglichkeit führen zu können (c. II. p. 327.). Sollte sie auch für die Zwecke des Christenthums eben keineswegs unentbehrlich und von wesentlichem Nutzen seyn, so gereiche sie doch in jedem Falle dem Christenlehrer zur Zierde, verschaffe ihm größeres Ansehen bei seinen Zuhörern, und vielseitigere Mittel, die Beschuldigungen der Gegner zu widerlegen. Ja für die Sache des Christenthums selbst gewähre ein gründliches Studium der Weltweisheit wichtige Vortheile. Letztere führe keineswegs den Menschen von der wahren Gottseligkeit ab, vielmehr diene sie, was selbst die Gegner bestätigen, der Religion und Gottseligkeit zum Schirme; indem sie zu einer vollständigern und gründlichern Beweisführung für das Christenthum hinführe. Die Vergleichung entgegengesetzter Ansichten, wie sie nicht selten in der Philosophie und dem Christenthum einander gegenüber stehen, mache die Erkenntniß der Wahrheit nur desto heller und vollständiger. Zudem thue es einem Lehrer des Christenthums durchaus Noth, den Gegner des Werkes Christi mit seinen eigenen Waffen zu schlagen, und den Vorwurf der Unwissenheit von sich abzuwenden. Die Philosophie sey ein geeigneter Panzer, an welchem die Pfeile der Gegner zu Schanden werden, u. s. w." (Cf. Strom. c. III. p. 325. c. V. p. 331.)

Diese und noch manche andere Gründe für den Werth einer gründlichen Wissenschaft, als wichtiges Förderungsmittel der Religion Christi, wird man gerne dem ehrwürdigen Clemens gelten lassen, dem sein Schüler Origenes mit den zahlreichen Freunden desselben zufiel, deren ausgebreiteten Thätigkeit die Kirche Christi einen vielfachen Gewinn unter Gottes Segen zu verdanken hatte. Dabei bleibt es immer, wie schon oben (vgl. S. 195 fg.) bemerkt wurde, zu beklagen, daß gerade

Einzelne dieser Männer, welche für die christliche Wissenschaft in jenen Tagen so viel Wichtiges geleistet haben, auch den ersten Grund zu den mannigfaltigen Mißbräuchen legten, durch welche so oft in den folgenden Jahrhunderten die menschliche Weisheitslehre, gegen ihre Natur und ihre Bestimmung, der Lauterkeit des Christenglaubens hemmend in den Weg trat. Von einem ungeordneten Verlangen irre geleitet, auf dem Wege wissenschaftlicher Versöhnungsplane alle denkenden Köpfe ihres Zeitalters für die Sache Christi zu gewinnen, zogen sie, um diese anzulocken, die göttliche Lehre Christi zu der Philosophie ihres Zeitalters herab, kleideten dieselbe in fremdartige Darstellungsformen ein, welche mit ihrer lautern Einfachheit im Widerspruche lagen, trübten da und dort durch einseitige künstliche Schlußreihen eigener Weisheit die einfache Lebensweisheit Christi, und gaben besonders durch ihre, dem Heidenthum abgelernte, allegorischen Deutungen der Schrift, der lautern praktischen Erkenntniß der göttlichen Offenbarung eine schiefe Richtung, welche eben nicht zum wahren Gewinn der Kirche Christi gereichen konnte. Dennoch wußte die Weisheit Gottes auch diese gutgemeinten, und nicht selten aus frommem Eifer erzeugten Verirrungen seiner Knechte zur Förderung seines heiligen Werkes zu benutzen, und demselben die vielseitigsten Wege zu den gebildeten Volksklassen des römischen Reiches aufzuschließen, die jetzt der christlichen Philosophie von Herzen huldigten, wenn sie noch lange Bedenken getragen haben würden, dem einfachen Evangelio Christi den Zutritt zu ihren Häusern und zu ihren Herzen zu gestatten.

§. 208.

Auf diese Weise fand im Laufe des dritten Jahrhunderts der fromme Bekehrungseifer des Christen der Antriebe Viele und Mächtige, welche ihn zu unermüdeter Thätigkeit für die Ausbreitung des heiligen Glaubens anspornten, in welchem er selbst in der Stunde

der Trübsal sein höchstes Lebensglück und seine Ruhe gefunden hatte. Es liegt schon in der Natur des wahren Glaubens an Christum, daß er in jedem Herzen, das seiner theilhaftig geworden ist, das eifrige Bestreben rege macht, so Viele als möglich zu der seligen Gemeinschaft am Reiche Gottes herbei zu führen. Ist doch dem Glauben des Christen die Herrschaft über die ganze Welt verheißen. Ist es doch oberster Grundsatz desselben, der zu allen Zeiten gilt, daß in keinem Andern das Heil gefunden wird, und, daß kein anderer Name den Menschen gegeben ist, darin sie können selig werden, als allein der Name Jesu Christi. Hatte doch der Heiland selbst durch alle Jahrhunderte der Weltgeschichte hindurch, die hohe Verpflichtung eines Jeden seiner Glaubigen für das Ausbreitungsgeschäft seines Evangeliums noch in der letzten Stunde seines Erdenlebens dadurch bestätigt, daß er seinen Jüngern gebot, auszugehen in alle Welt, und alle Völker zu lehren. Dieses Gebot hatten die Apostel Jesu treu befolgt, und die Erkenntniß Christi von einem Land in das andere getragen, und eben damit allen Glaubigen zu allen Zeiten das schönste Beispiel der Nachahmung zurückgelassen.

Wirklich treffen wir innerhalb dieses Zeitraumes einen allgemein verbreiteten, regsamen Eifer unter allen Klassen der Christen an, nicht nur in der Heimath und in ihren nächsten Umgebungen, sondern auch in den entlegensten Provinzen des Reiches recht viele Seelen für das Reich Christi zu gewinnen. Jeder einzelne Christ betrachtete sich als einen Diener Christi, der den heiligen Beruf von seinem unsichtbaren Meister empfangen hat, aus Liebe zu Ihm und zu seinen Mitmenschen seinen Glauben allen mitzutheilen, die er zu erreichen vermochte. Nicht blos die Philosophen und Gelehrten, die den Glauben an Jesum angenommen hatten, fühlten sich hiezu verpflichtet, und suchten durch Wort und Schrift zur Förderung des Werkes Christi in ihren Tagen thätig mitzuwirken; auch Christen in den niedrig-

ßen Volksständen, und selbst christliche Sklaven, wie es Celsus dem Christenthum zum Vorwurfe macht, (Orig. contr. Cels. lib. III. p. 144.) wendeten in ihren täglichen Kreisen jedes geeignete Mittel an, um in ihren Umgebungen dem herkömmlichen Aberglauben zu steuern, und das Licht der evangelischen Wahrheit da und dort in einem Herzen anzuzünden.

Dieses eifrige Bekehrungswerk jener Tage war dabei mehr Gegenstand des stillen häuslichen Privatverkehres und der heilsamen Einwirkung des Beispieles der Christen auf ihre heidnische Umgebung, als der öffentlichen Verkündigung des Wortes Christi, die nur selten an einem Orte mit Sicherheit geschehen konnte. Allerdings gab es fortwährend reisende Brüder, welche es sich zum besondern Geschäfte machten, nicht nur Städte, sondern auch Marktflecken und Dörfer als Glaubensboten zu besuchen; (Orig. contr. Cel. lib. III. c. 116.) so wie Jeder, der den Geist der Weissagung empfangen hatte, seine Geistesgabe mündlich und schriftlich für den Zweck der Ausbreitung des Christenglaubens anzuwenden bemüht war. Aber noch war der freie Lauf des Wortes Gottes in vielfache Fesseln gelegt, welche der fromme Bekehrungseifer der Christen nicht ohne vielfache Gefahr durchzubrechen wagen durfte.

Noch hatten die Christen des zweiten, und bis gegen das Ende des dritten Jahrhunderts keine öffentlichen Tempel, in denen sie das Wort Gottes verkündigen, und ihre Gottesverehrungen halten durften; ein Vorzug, der ihnen erst unter der Regierung Constantins des Großen zu Theil geworden war. Bis dahin kamen die Glaubigen meist in stillen und abgelegenen Privathäusern, und zwar in Verfolgungszeiten gewöhnlich in Nachtstunden, zur Erbauung zusammen. Solche Häuser wurden von ihnen Bethäuser genannt, ob sie schon dem Gottesdienste nicht ausschließend gewidmet waren. Nicht selten wurden diese Versammlungshäuser, um sie dem Auge der Widersacher zu verbergen, in Wäldern oder unter

der Erde aufgerichtet, zu deren Andenken auch später an großen alten Hauptkirchen die sogenannten Gruften (cryptæ) angebaut wurden. In dieser Beziehung sagt ein früherer Kirchenlehrer auf den Vorwurf, daß die Christen gar keine Religion haben: „Ihr Gottesdienst sey unsichtbar" (Epist. ad Diognet.), und Tertullian führt laute Klage darüber, „daß sie sich allezeit verstecken müssen" (Semper latemus. Apolog. c. 7.). Später hielten sie ihre gottesdienstlichen Versammlungen häufig auf ihren Begräbnißplätzen, und besonders bei den Gräbern der Märtyrer, um im Andenken an ihr muthiges Bekenntniß sich zu gleicher Standhaftigkeit zu ermuntern. Dionysius von Alexandrien schreibt (um das Jahr 260): „ein jeder Ort, an dem wir geplagt wurden, das freie Feld, die Wildnisse, die Schiffe, die Wirthshäuser, die Kerker sind unsere Tempel gewesen" (Euseb. hist. eccles. l. VII. c. 22.).

Aber alle diese äußern Hindernisse standen dem frommen Bekehrungseifer der damaligen Christen und der gesegneten Wirksamkeit desselben keinen Augenblick im Wege; vielmehr fand derselbe in diesen oft unüberwindlich scheinenden Hindernissen nur desto kräftigere Antriebe, dem Verheißungsworte des treuen und wahrhaftigen Gottes desto unbedingter zu vertrauen, und im Glauben an dasselbe keine Gefahr zu scheuen, um etliche der verfinsterten Brüder für Christum zu gewinnen.

§. 209.

Es ist eine richtige Bemerkung Tertullians: „daß die Saaten des Evangeliums in jenen Tagen nicht blos durch öffentliche Predigt des Wortes, sondern auch durch stille Erduldung der Trübsale gestreut worden seyen" (lib. de patientia c. 3. penes nos ratio et structio satis aperte non sermonibus modo in præcipiendo, sed etiam passionibus in sustinendo); und diese Wahrheit hat die

Erfahrung aller Zeiten im Ausbreitungsgeschäfte des Reiches Christi bestätigt. Schon für die Glaubigen selbst war der Haß ihrer Widersacher und die Hitze der Verfolgung der kräftigste Hebel der Ermunterung, ihren Glauben in die finstere Welt hinauszutragen, und bei der Ausbreitung desselben sich willig jeder Gefahr zu unterziehen. Die Trübsal lehrte sie aufs Wort merken, und ihren Glauben desto theurer zu achten, je mehr sie um desselben willen gehaßt und verfolgt wurden. Die Trübsal bot ihnen die reichlichste Gelegenheit dar, an sich selbst und an andern die stärkende und alles besiegende Kraft des Christenglaubens zu erproben, und mit dem Apostel Paulus ausrufen zu lernen: „In dem Allem überwinden wir weit, um deß willen, der uns geliebet hat. Denn wir sind gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstenthum, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Niedriges, noch irgend eine Creatur uns scheiden kann von der Liebe Gottes, die da ist in Christo Jesu, unserm Herrn." Die Trübsal half ihnen auch die liebsten Bande muthig zerreissen, durch welche sie an diese Welt sich angefesselt fühlten, und ihr Heimwesen und ihre schönsten Hoffnungen nicht länger hienieden, sondern in dem unsichtbaren Reiche Gottes, an welchem ihre Liebe hieng, aufzusuchen. Die Trübsal der Verfolgung machte Tausende zu Missionarien in der fernen Heidenwelt, welche bei gesetzlicher Duldung in der stillen Heimath und bei ihrem irdischen Berufe zurückgeblieben wären, und der göttliche Saame des Wortes ward jetzt unter Völker ausgestreut, zu denen beim stillen und gewöhnlichen Entwicklungsgang der Dinge, das Licht der göttlichen Wahrheit wohl erst viel später gedrungen wäre. Diese Trübsal knüpfte mehr als jedes andere Mittel die Herzen der Glaubigen in allen Orten durch ein festes und unzertrennliches Band der Liebe in eine selige Verbrüderung zusammen, die obschon die ungleich gerin-

gere an Zahl, doch eben darum, weil sie wie Ein Mann in Christo sich verbunden fühlte, im bürgerlichen Verbande auch die stärkere war. Aus ihr ging jene sorgsame Wachsamkeit des Einen über den Wandel des Andern hervor, und bewahrte den wachsenden Körper der Kirche Christi vor dem unseligen Beginnen, sich durch Aufruhr gegen die bestehende Staatsgewalt selbst zu helfen, was ohne Zweifel eine allgemeine Empörung Aller gegen sie, und eben damit den Untergang der Gemeinde Jesu, zur Folge gehabt haben würde.

Die fortdauernde Wahrnehmung dieses still und standhaft duldenden Sinnes der Christen mitten unter den grausamsten Mißhandlungen, welche die meist zügellose Willkühr ihrer Widersacher denselben zufügte, trug aber auch unter den Heiden selbst die reichsten Früchte zur Verbreitung des Christenglaubens. Tausende der Heiden, welche nie zuvor etwas von der Lehre Christi gehört hatten, wurden erst durch die lärmenden Verfolgungen ihrer Mitbürger auf dieselbe aufmerksam gemacht, und fiengen jetzt an, auf dem Wege der Neugierde nach dem Glauben der Christen sich zu erkundigen, und auf diese Weise mit den heiligen Grundsätzen desselben bekannt zu werden. Viele, welche zuvor aus Unwissenheit und Vorurtheil sie blindlings gehaßt hatten, lernten jetzt beim rührenden Anblick ihrer Geduld und der hohen Freudigkeit des Glaubens, mit welcher sie selbst dem martervollen Tode entgegen zogen, ihrer bisherigen Vorurtheile sich schämen, und Hochachtung für einen Glauben zu gewinnen, der auch den Schwachen zu einem furchtlosen Helden umzuwandeln vermag. Andere, welche die fanatische Wuth, so wie die grausame Willkühr mißbilligten, mit welcher gegen römische Bürger verfahren wurde, fiengen jetzt an, das Wort für die Verfolgten zu reden, und in den Gefahren derselben den Untergang ihrer eigenen Freiheit zu ahnen. Indeß

in unbemerkten Stuffengängen auf diese Weise die allgemeine Volksstimmung sich zu Gunsten der Christen milderte, und selbst die argwöhnische römische Staatsklugheit mit dem Bestehen ihrer Verbrüderung nach und nach sich vertragen lernte, ward nach Tertullians kräftigem Ausdrucke, das Blut der Märtyrer der heilige Saame, durch welchen in diesen Jahrhunderten die Kirche Christi befruchtet ward, und selbst die Verfolgungen der Widersacher mußten nach dem weisheitsvollen Rathe Gottes dazu dienen, die Heidenwelt für das Reich Christi aufzuschließen, und die Siege anzubahnen, welche der Glaube der Christen unter den verschiedensten Völkern jener Jahrhunderte davon trug.

§. 210.

Aus diesem ganzen wunderbaren Zusammenhange der Umstände leuchtet sichtbarlich das Werk der allmächtigen Hand Gottes hervor, welche selbst die gefahrvollen Hindernisse zur Förderung des Reiches Christi auf Erden zu lenken wußte. Kein Wunder, wenn unter dem segnenden Beistande des Herrn mit jedem Jahre die Zahl der Bekenner Jesu in allen Provinzen des römischen Reiches immer ansehnlicher sich mehrte, und nach und nach zu einer Stärke gelangte, bei welcher selbst die oberste Staatsgewalt, trotz des noch immer mächtigen Uebergewichtes der heidnischen Bevölkerung, sich der Kirche Christi getrost anvertrauen zu dürfen glaubte. Berechnen läßt sich freilich das verborgene Maas der Wirksamkeit der zahlreichen einzelnen Mittel nicht, welche in jenen Tagen zur Gründung und Fortpflanzung der Gemeinde Jesu im Stillen geschäftig waren. Wenn diesen das einfältige Wort reisender Brüder, einen andern das stille Lesen der Evangelien oder der Briefe der Apostel, und einen dritten die freimüthige Wahrheitssprache der Vertheidiger des Christenthums zum Glauben an Christum

hinzog; wenn das erweckliche Bild frommer Glaubenstreue und brüderlicher Liebesgemeinschaft im Schooße dieser wundersamen Verbrüderung, oder der unauslöschliche Eindruck der unläugbaren Wunderthaten, welche einzelne Glieder derselben im Namen Jesu verrichteten, oder der gerechte Widerwille, den die harten Mißhandlungen der Christen da und dort rege machen mußten, die redlichen Gemüther mit unwiderstehlicher Gewalt an das verhöhnte Häuflein der Bekenner Christi fesselten: so lagen alle diese Wirkungen außerhalb jeder blos menschlichen Berechnung, während der faktische Gewinn der Kirche Christi zu Statten kam. Das einfache Zeugniß der Geschichte hat uns blos die Thatsache mit voller Zuverläßigkeit aufbewahrt, daß mit jedem Jahrzehnte mitten unter dem Drucke der Verfolgung, das Werk Christi immer kräftiger heranwuchs und die Zahl seiner Bekenner sich mehrte.

Eine Menge neuer Christengemeinden entstand fast in allen Gegenden des großen Römerreiches, während die früher vorhandenen Gemeinden sich täglich erweiterten. Es ist natürlich, daß das Verhältniß ihrer Zahl in verschiedenen Provinzen des Reiches vielfach verschieden war, je nachdem frühe schon der göttliche Saame in denselben ausgestreut, oder von vielen und ausgezeichneten Knechten Christi gepflegt, oder durch besondere äußere Umstände fortgepflanzt und befruchtet worden war. Wie bedeutend die Gemeinde zu Carthago gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts gewesen sey, lehrt die Menge von Presbytern und Diakonen, welche Cyprian in seinen Briefen erwähnt; so wie wir aus einer zuverläßigen Nachricht wissen (Euseb. h. e. l. VI. c. 43.), daß die römische Gemeinde um dieselbe Zeit einen Bischof, sechsundvierzig Presbyter, sieben Diakonen, eben so viel Unter-Diakonen, fünfzig Vorleser, Exorzisten und Pförtner zählte, und an fünfzehnhundert ihrer Mitglieder Almosen austheilte.

Noch zahlreicher waren unstreitig, im Verhältnisse zu der übrigen Bevölkerung, die Gemeinden des Orientes, wo schon früher das Christenthum gepflanzt worden war, wie die zu Antiochien, Nikomedien, Samosata und Alexandrien, welche bereits mächtige Kirchensprengel um sich her gesammelt hatten. Auch beweist die Oeffentlichkeit, mit welcher in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts die Christen überall hervorzutreten wagten, nicht nur das Wachsthum ihrer Sache überhaupt, sondern auch den Umstand, daß bereits um diese Zeit viele einflußreiche Männer der Zeit an ihren Bund sich angeschlossen hatten, welche ihre Sache selbst vor dem kaiserlichen Throne zu vertreten wagen durften.

Häufig wurden um diese Zeit Provinzialsynoden von denselben gehalten, bei denen Abgeordnete der Gemeinden einer ganzen Provinz sich einzufinden pflegten. Auch trugen sie kein Bedenken, gegen den Schluß dieses Zeitraums viele und bedeutende Kirchen an verschiedenen Orten Afrikas und der morgenländischen Provinzen, und selbst in der kaiserlichen Residenz Nikomedien aufzubauen, welche in der Diokletianischen Verfolgung niedergerissen wurden (Euseb. lib. VIII. c. 2.), und nicht lange hernach auf Constantins Befehl aus dem Schatz der heidnischen Götzentempel wieder aufgebaut werden mußten (Euseb. l. IX. c. 9., X. c. 5.).

§. 211.

Aber selbst bis in die entferntesten Grenzländer des römischen Reiches drang innerhalb dieses Zeitraumes der heitere Lichtstrahl der evangelischen Wahrheit, und gewann Menschenherzen, wo selbst die Waffen der römischen Legionen einzudringen bis jetzt vergeblich versucht hatten. Von dem Fuße des Gebirges Atlas bis zu den Ufern des rothen Meeres stand das volkreiche Afrika den

Boten Christi offen, und wurde von denselben durchzogen. Selbst das steinigte Arabien hatte seine Christengemeinden, die sich auf seinen unfruchtbaren Sandsteppen ansiedelten. Bis zum persischen Meerbusen hinab zogen in jenen Tagen die Verkündiger des Heiles, und durch die persischen Provinzen hindurch an den Ufern des Euphrats hinauf, bis zum Fuße des Ararat und des hohen kaukasischen Gebirges hinüber, war von einzelnen gefangenen Christenlehrern das Wort vom Kreutze gebracht, und da und dort in der Wüste ein Häuflein von Gläubigen gesammelt worden.

An dem rechten Donau-Ufer hinauf drang, von Pannonien aus, die Erkenntniß des Herrn durch Norikum und Vindelizien bis in das wilde Rhätien hinein, und sammelte da und dort aus den heidnischen Einwohnern ein Häuflein glaubiger Seelen, welche Christo dienten. Mit einer Kraft, welche frühe schon die römische Regierung zur Verfolgung reitzte, wurzelte sich der Christenglaube in den volkreichsten Provinzen des südlichen Galliens an, und breitete sich mit unaufhaltsamer Schnelligkeit nicht nur in den wilden Bergthälern des benachbarten Helvetiens, sondern auch längs des linken Rheinufers bis nach Belgien hinab, immer weiter aus, wo eine Christengemeinde um die andere hoffnungsreich aufzublühen begann. Selbst nach den brittischen Inseln hinüber wanderten frühe schon die muthigen Boten des Heiles, und bauten da und dort im Lande umher den ersten Grund zu einer lebendigen Gemeinde Jesu, welche nicht lange hernach die fruchtbare Pflanzschule für das verfinsterte Germanien wurde. So weit und groß waren die Saatfelder des Evangeliums in jenen Tagen geworden, und wer vermag die herrlichen Früchte zu berechnen, welche sie zum Preise Gottes getragen haben?

§. 212.

Mit dem Kaiser Konstantin dem Großen begann eine neue Epoche für die christliche Missionsgeschichte, die wir wegen der neuen Wege und Mittel, welche von nun an für die Fortpflanzung der Erkenntniß Christi unter den heidnischen Völkern häufig angewendet wurden, die kirchlich-politische nennen dürfen. Ohne äußerliche Hülfleistungen, und selbst in einem heißen und anhaltenden Kampf mit feindseligen Gewalten aller Art, war bisher der Christenglaube, als heilige Angelegenheit des Einzelnen, unter den Völkern der bekannten Welt umhergewandert, und hatte sich da und dort im Schoos der stillen Familienliebe freundlich angesiedelt. So wie nämlich den einzelnen christlichen Bruder oder mehrere gleichgesinnte Freunde die Macht der Liebe Christi antrieb, sich seinem Dienste unter den Heiden hinzugeben, oder wie der Druck der Zeit und der verfolgende Haß heidnischer Magistrate einzelne christliche Familien oder mehrere zur Auswanderung nöthigte; oder der Ruf christlicher Frömmigkeit bei dem Einzelnen Einladungen in das heidnische Ausland veranlaßte; oder wie Manche, der Verkehrheit des gemeinen Weltsinnes müde, sich in das verborgene Einsiedlerleben zurückzuziehen gedrungen fühlten: so widmeten sie sich nach Maasgabe der empfangenen Geistesgaben und der dargebotenen Gelegenheit, dem Werke des Amtes unter den Heiden, indeß sie gewöhnlich mit ihrer Hände Arbeit ihr ehrliches Stücklein Brod so lange zu erwerben sich bemühten, als das allmählig sich sammelnde Christenhäuflein nicht ihre ganze Zeit und Kraft in Anspruch nahm. So kam es, daß ohne die Lockungen kirchlicher Auszeichnung, und selbst ohne die Unterstützungen christlicher Brüder, Hunderte von Boten des Heils für sich selbst dem Missionsgeschäfte sich widmen konnten, ohne daß sie hiezu besonderer Veran-

staltungen bedurften, und ohne daß dabei an Eroberungen für irgend eine kirchliche Parthie gedacht wurde.

Aber seitdem mit Constantins Regierung der römische Staat mit der Kirche, und die Kirche mit dem Staate zu Einem Körper sich verbunden hatte, war es auch mit dem Missionsgeschäfte in vielfacher Weise anders geworden. Indeß der seiner gänzlichen Zertrümmerung sich nahende Römerstaat sein letztes Rettungsmittel darin erblickte, sich der Kirche in die Arme zu werfen, und in ihrem Bestand die erforderliche Stütze seiner innern und äußern Sicherheit aufzusuchen, waren es auch der äußerlichen Vortheile mancherlei, welche ihr aus dieser Verbindung mit der Staatsgewalt zufielen. Ihre Gottesdienste wurden nicht nur vom Staate anerkannt, sondern als Einrichtungen der Staatsreligion privilegirt; ihre Tempel wurden allenthalben in prachtvoller Größe aufgebaut; ihre Geistlichkeit vom Staate als seine einflußreichsten Diener geehrt, und durch reichliche Einkünfte und glänzende Ehrenämter ausgezeichnet; und diesen eben damit der Weg geöffnet, sich zum erstenmale der Schlüsselgewalt zu freuen, welche sie vom Herrn zur Handhabung der heiligen Rechte seiner Kirche empfangen zu haben behaupteten.

Von jetzt fieng man allmählig an, die Diener der Kirche als die alleinigen geistlichen Gebieter der Weltvölker zu betrachten, und von Rom aus, wie die bürgerlichen Gesetze, so auch die kirchlichen Verordnungen in Empfang zu nehmen. Nicht länger war die große Heidenwelt der freiwillige Wirkungskreis der allgemeinen Christenliebe. Sie war vielmehr das Erbtheil der Kirche geworden, und so wie es von Seiten des römischen Bischofes der besondern Gestattung und Weihe zum Missionsberufe und der Instruktion des vermeintlichen Oberhirten für denselben bedurfte, so waren von nun an auch von den

sich freiwillig stellenden Boten des Heiles Ehrennamen und bischöfliche Mäntel auf diesem Gebiete mit der frommen Zusage zu gewinnen, die kirchlichen Verordnungen Roms allenthalben im Heidengebiete geltend zu machen.

Auch der Staat wollte nach und nach seine eigenen Vortheile bei dem Missionsgeschäfte haben. Sein Unvermögen tief empfindend, die heranrückenden Barbarenhorden mit den Waffen seiner Legionen zu bezwingen, sollten die Diener der christlichen Kirche die willkommenen Werkzeuge werden, sie allmählich durch ihre äußerliche Gewinnung für die Kirche auch dem römischen Gesetze unterthan zu machen. Daher die nicht selten auf unlauterm Wege wiederholten Versuche der römischen Regierung, die Fürsten heidnischer Völker durch zeitliche Versprechungen zu gewinnen, um durch ihren Einfluß den schnellern Uebergang des ganzen Volkes zur christlichen Kirche zu Stande zu bringen. Jedoch diese traurigen Ausartungen der Missionsgeschichte schlichen sich nur nach und nach in die Kirche Christi ein, und mitten unter diesem Verderbnisse derselben begegnen uns immerfort noch hie und da ehrwürdige Beispiele eines selbstlosen und frommen Bekehrungseifers, der kein anderes Ziel auf Erden kannte, als durch die Verkündigung der heilsamen Lehre Christi, verlorne Sünder zu suchen und selig zu machen.

§. 213.

Blicken wir noch einen Augenblick von der Höhe, auf welche uns unsere Missionsgeschichte geführt hat, auf die kommenden Tage hinaus, so vermögen wir nicht ohne vielfache bange Besorgnisse für sie der nahenden Zukunft entgegenzuziehen. Zwar hatte wohl bis jetzt die Kirche Christi noch keine fröhlicheren Tage gesehen, als Constantins lange Regierungszeit für sie gewesen war.

Mehr als die kühnste Hoffnung im Anfang des vierten Jahrhunderts ahnen konnte, war ihr mit dem Mailänder Religions-Edikte und den darauf folgenden Begünstigungen des ersten christlichen Kaisers zu Theil geworden. Alles um sie her gestaltete sich in jenen unvergeßlichen Tagen so schön und hoffnungsreich, daß sie den baldigen gänzlichen Umsturz des Heidenthums in allen Ländern, welche die römischen Adler zu erreichen vermochten, hoffen zu dürfen glaubte.

Aber schon hatte sich überall am fernen Horizonte des großen Römerreiches ein schwarzes Sturmgewitter aufgelagert, das dem alternden Staate, von allen Grenzen her, seinen gewissen Untergang zu drohen schien, indeß in seinen Eingeweiden selbst der furchtbarste Widersacher, der römische Götterglaube, zwar aufs Haupt geschlagen, aber noch keineswegs gänzlich überwunden war. Es bedurfte nur eines unglücklichen Regentenwechsels zu Gunsten des Heidenthums, um schrecklicher als zuvor die schweren Kämpfe erneuert zu sehen, unter denen die Kirche Christi zwei Jahrhunderte lang geblutet hatte. Aber wenn auch hiezu eben noch kein zureichender Besorgnißgrund vorhanden war, indem Constantins Familie das Beste hoffen ließ, so hatten doch Hunderte barbarischer Völkerstämme an allen östlichen, nördlichen und westlichen Grenzen des Reiches in zahllosen Schaaren sich feindselig aufgestellt, die der ersten Gelegenheit begierig warteten, um die schönen Provinzen der römischen Süd- und Abendländer, nach denen ihr Auge lüstete, mit einemmale zu verschlingen, und sich in die willkommene Beute für immer zu theilen.

Während die alte Welt unter riesenhaften Anstrengungen sichtbarlich vor den Augen der Kirche Christi dahinwelkte, um einer neuen Ordnung der Dinge Raum zu machen, bereitete sich von der hohen Bergkette Mittel-

Asiens an, bis an die Ufer der Donau und des Rheins hin, mitten unter dem heftigsten Barbaren-Tumulte eine neue europäische Völkerwelt vor, welche auf den verheerten Saatfeldern der Kirche Christi einen neuen Tempel Gottes erbauen sollte. Wunderbar ist zu allen Zeiten der Rath des Herrn, aber er weißt ihn stets herrlich hinauszuführen.

Inhaltsanzeige.

Christliche Missionsgeschichte.

Zweites Buch.

Missionsgeschichte der Kirche Christi vom Tode des Apostels Johannes bis auf Constantin den Großen.

(Jahr Christi 101—324).



